

Das Übernatürliche

Douglas Hill und Pat Williams



Das Übernatürliche

von Douglas Hill und Pat Williams

Wir leben im Zeitalter der Wissenschaft. Wir alle sind kritisch, sind skeptisch. Dennoch gibt es das „Cock-Lane-Rätsel“. Und der „Fall Morton“ ging durch die ganze Weltpresse.

Sie glauben, Sie lesen Kriminalreportagen. Oder unheimliche Science-Fiction. Und auf einmal befinden Sie sich mitten in einer beklemmenden Geistergeschichte. Aber es ist keine Geschichte, kein Phantasieprodukt der Literatur. Der als der „Fall Morton“ bekannte Spuk von Cheltenham hat seinen Schauplatz in der Wirklichkeit. Und ebenso das „Cock-Lane-Rätsel“, das gleichfalls keine Geschichte ist, aber Geschichte gemacht hat. Denn die merkwürdigen Ereignisse von Cheltenham und Hunderte ähnlicher Vorfälle wurden durch Wissenschaftler von Rang und Namen untersucht.

Tatsächlich gibt es selbst in unserer so aufgeklärten Zeit noch immer schwer deutbare Phänomene und erwiesene Tatsachen, die jenseits unseres Verstehens liegen. Mit den rätselhaften Sphären des Übernatürlichen befaßt sich dieses Werk. Es handelt vom Übernatürlichen, wie es sich heute zeigt, und es verfolgt seine Spuren in geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit.

Sie sehen sich in die Gemeinschaft der Naturvölker versetzt, jener „Primitiven“, die sich von übernatürlichen Mächten und Wesen umgeben fühlten und das Übernatürliche durch Riten und Zeremonien in den Rhythmus des Alltags und der Festtage einbezogen. Sie erlangen Zugang zum geheimnisvollen Bereich der schwarzen und weißen Magie, ihren Zaubersprüchen und Zaubermitteln, zu den Geheimlehren der Kabbalisten und anderer Okkultisten, und Sie erleben in der Alchimistenwerkstatt den Magier bei seinem Experiment im Schmelztiegel und bei der Vollbringung des „großen Magisteriums“.

Vor Ihnen erstet die von den Dämonologen des Mittelalters und einem allgemeinen Massenwahn beschworene Welt der Hexen. Das authentische Beweismaterial der Prozeßprotokolle

Das Übernatürliche

von Douglas Hill und Pat Williams

Das Übernatürliche

Das Übernatürliche

von Douglas Hill und Pat Williams



Ramon F. Keller Verlag - Genf

Titel der Originalausgabe: The Supernatural
Aus dem Englischen übertragen und ergänzt von
Aurelia Bundschuh

160 f. d. b. 1466
245 s. d. b. 1466

PA 18



590/1988
(b 693)

© Ramon F. Keller Verlag, Genf, 1967
© der englischen Ausgabe, Aldus Books Limited, London, 1965

Satz: Hofmann-Druck, Augsburg
Druck und Bindearbeit:
N. V. Drukkerij Senefelder, Amsterdam
Printed in Holland 1968

Wahrer Wissenschaft liegt es fern, das Vorhandensein von Dingen, die jenseits alles Meßbaren liegen, in Abrede zu stellen. Sie führt uns vielmehr zur Einsicht, daß es Wunder und schwer deutbare Phänomene gibt, die über alles hinausgehen, was unser Geist klar zu fassen vermag. Welcher Art immer sie sein mögen, wir dürfen sie nicht einfach ignorieren. Bedeutung und Ursprung können vielleicht unterschiedlich ausgelegt oder erklärt werden. Wenn wir uns aber einem solchen Phänomen gegenübersehen, so müssen wir uns damit auseinandersetzen.

The Principles of Science
William Stanley Jevons (1835–1882)

Inhaltsverzeichnis

1	Versuch einer Annäherung an das Übernatürliche	11
2	Glaubensgut der Naturvölker und der Vergangenheit	24
3	Die Geistergeschichte	64
4	Stimmen des Todes	100
5	Die geheimen Künste	132
6	Auf der Suche nach Hexen	168
7	Land des Wudu	230
8	Die Monsterlegende	264
9	Gesellschaften, Geheimorden und Sekten	300
	Namen- und Sachregister	338
	Bildquellen und Textbeiträge	344

1 Versuch einer Annäherung an das Übernatürliche

Im Jahre 1956 veröffentlichte die Zeitschrift *Life* einige althergebrachte, jedoch neu auffrisierte amerikanische Geistergeschichten unter dem Leitsatz: „Alter Volksglaube stirbt auch in unserem skeptischen Zeitalter nicht aus.“ Wir leben in einer Zeit der Skepsis. Daran kann niemand zweifeln. Dies gilt zumindest in dem Sinn, daß der „aufgeklärte“ Verstandesmensch unserer Zeit alles getan hat, um die Welt des Wirklichen auf die Grenzen seines eigenen Wissens zu beschränken. Dennoch ist der alte Volksglaube nicht tot. Zweifellos nicht. Es ist viel eher so, daß er im Volk sehr lebendig ist. Vielleicht hat Paul Tabori, ein ungarischer Fachmann auf diesem Gebiet, ein zutreffenderes Allgemeinbild vermittelt, wenn er in einem 1963 in der *New York Times* erschienenen Artikel feststellte, „wie gering doch der vom Materialismus erzielte Fortschritt geblieben sei — gegenüber jener durch alte Glaubensvorstellungen, Beängstigungen und dunkle Mutmaßungen, durch Unwissenheit und mehr oder weniger unbewußte Bräuche dargebotenen Überfülle, die wir gewöhnlich und leichthin als Aberglauben bezeichnen“. Oft wird dafür eine andere, nicht weniger vage Bezeichnung angeboten. Wir meinen jene unseres Titels: das Übernatürliche.

Das vorliegende Buch berichtet über Ausflüge und Exkursionen in das Reich des Übernatürlichen. Es handelt vom Übernatürlichen, wie es sich heute zeigt; es verfolgt aber auch seine Spuren und Ursprünge in geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit.

Zunächst müssen wir klarstellen, was unter dem „Übernatürlichen“ im Sinne dieses Buches zu verstehen ist. Bekanntlich bedeutet das Übernatürliche alles das, was aus der Sicht des Menschen aufgrund seiner alltäglichen Lebenserfahrungen außerhalb der für ihn begreiflichen Natur liegt. („Unirdisch“ ist übrigens ein oft gleichbedeutend verwendetes Wort; ebenso — obgleich eher abwertend — „okkult“, d. h. geheim, verborgen.) In der Umgangssprache bezieht sich das „Übernatürliche“ immer auf Phänomene, die unsere Vorstellungen von den Naturgesetzen sowie die allgemein anerkannten, normalen Erfahrungen des Alltagslebens überspannen oder in irgendeiner Form verletzen. Demnach wäre das Übernatürliche der denkbar umfassendste Begriff nach jenem der Natur selbst. (Inter-

essanterweise muß im Deutschen „übernatürlich“, also ein Eigenschaftswort, auch als Hauptwort dienen. Es gibt eine „Natur“, aber in diesem Zusammenhang keine „Übernatur“. Dem liegt vielleicht eine tiefere als nur die rein sprachliche Wahrheit zugrunde. Jedenfalls kann niemand behaupten, unsere Kenntnis der Naturgesetze sei erschöpfend.)

Jenseits dieser umgangssprachlichen Bedeutungen verstehen wir nun unter dem Übernatürlichen in erster Linie alle jenen instinktiven Ahnungen und Weltwahrnehmungen, die nach logischen Kriterien keinen Sinn haben, jedoch seit unvor-denklichen Zeiten und in aller Welt lebendig waren und nie verloren gingen. Es geht um die unsichtbaren Mächte und geheimnisvollen Einflüsse, deren Wirken im Wandel der Zeiten von einer Vielzahl von Menschen bezeugt ist, und zwar nicht nur seitens wissender Eingeweihter, die unmittelbarer Verbindungen mit diesen Mächten fähig gewesen sein wollen, sondern auch seitens Nichteingeweihter, die ohne solche Kontakte an ihren Überzeugungen unerschütterlich festhielten. Hierher gehören die seit Beginn der Geschichtsschreibung aus aller Welt belegten Geschichten, Sagen und Legenden sowie ferner Berichte über spontane Manifestationen solcher übernatürlicher Kräfte.

Damit ist das Terrain dieses Buches allgemein beschrieben. Angesichts des gewaltigen Stoffes muß sich jedoch unsere Untersuchung auf das Wesentlichste beschränken und zur Abgrenzung zunächst alle jene Phänomene, die das Übernatürliche im Sinn dieses Buches nicht einschließt, ausscheiden.

Erstens klammern wir die Mythologie aus. Obwohl sich Götter und Halbgötter der alten Kulturen nach unseren Begriffen gewiß nicht in eine naturgegebene Ordnung einfügen lassen, sondern eben übernatürlicher Prägung sind, ersparen wir uns eine geschlossene Beschreibung der mythischen Welten. Andererseits leitet sich der Glaube an das Übernatürliche immer aus dem Mythos oder einer grundsätzlich im Religiösen verwurzelten Weltansicht her, weshalb wir oft auf zugrunde liegende religiöse Überzeugungen zurückgreifen müssen. Beispielsweise wird mit einem Blick die alte Götterwelt zu streifen sein, wenn wir den altägyptischen Ursprüngen zeremonieller Magie nachgehen oder wenn wir den Wudukult auf Haiti oder die auf uralte Fruchtbarkeitskulte zurückgehenden Zusammenkünfte weißer Hexen, die sich heutzutage in einem Vorstadtsalon abspielen, betrachten wollen.

Zweitens werden die Glaubenslehren der großen Religionsgemeinschaften — des Christentums, Judentums, Buddhismus, des Islams u. a. m. — weitgehend ausgespart bleiben. Andererseits wiederum wird sich bei der Untersuchung des ketzerischen Hexenwesens oder des Satanskultes der Teufelsverehrer ein gewisses Eingehen auf das Christentum als unvermeidlich erweisen. Jedenfalls aber wird das Übernatürliche, das selbstverständlich Teil jeder Religion ist, nicht Gegenstand einer geschlossenen Darstellung sein, die ja allein schon mehrere Bände füllen müßte. Dies würde den Rahmen unseres Buches sprengen.

Drittens muß schließlich auch — und dies mag auf den ersten Blick überraschen — das Grenzgebiet der außersinnlichen Wahrnehmungen (Telepathie und Hellsehen) ausgenommen werden. Die paragnostischen Phänomene waren in den letzten 25 Jahren Gegenstand ausgedehnter Forschungsarbeiten (namentlich seitens Gelehrter wie J. B. Rhine und S. G. Soal) und sind heute in dieser oder jener Form seitens vieler Wissenschaftler von Rang anerkannt. Somit kann aber dieses Grenz-

gebiet der Wissenschaft nicht mehr dem von uns definierten Begriff des Übernatürlichen unterstellt werden. Wir werden daher nur insoweit darauf eingehen, als dies zur Erklärung übernatürlich empfundener Phänomene sinnvoll beizutragen vermag.

Nach der hiermit klargestellten Begrenzung des Stoffes erscheint nicht nur unsere Themenauswahl verständlicher, sondern auch das Thema selbst abgesteckt. Es hat einerseits übernatürliche Kräfte und andererseits übernatürliche Wesen zum Gegenstand.

Als übernatürlich bezeichnen wir jene Kräfte, die manchen Menschen nach geschichtlich belegten Überzeugungen zur Verfügung standen, verliehen oder auch erlernt werden konnten und die dem Eingeweihten geheimes Wissen und eine außerhalb des Naturgesetzlichen wirkende Macht verschafften. Sie werden gewöhnlich unter der allgemeinen Bezeichnung „Magie“ erfaßt und unter mehr oder weniger gleichbedeutenden Namen mit der Zauberei, Hexerei und dergleichen mehr in einen Topf geworfen.

Als übernatürliche Wesen bezeichnen wir dagegen Geister, die — wie gleichfalls in der Geschichte immer wieder bezeugt wird — nach dem Glauben der Menschen der Dunkelheit und der Nacht innewohnen und ebensoviel Angst wie Faszination erregt haben. Es ist das Heer der Gespenster, Spukgestalten, Dämonen und Teufel, der blutsaugenden Vampire, der grimmigen Werwölfe und anderer Ungeheuer.

Gesellt man diesen Geisterwesen noch die Unheimlichen in Menschengestalt bei — Zauberer und Magier, Hexen und Hexer, Medien und Spukjäger, Teufelsanbeter und Anhänger von Geheimkulten und Sekten —, so ist der Rahmen dieses Buches gekennzeichnet.

Das Thema könnte natürlich auch auf andere Weise erklärt werden. Fänden Sie in einer Buchhandlung ein Buch mit dem Titel *Geschichten aus dem Reich des Übernatürlichen*, so wären Sie sicher nicht überrascht, wenn sich diese als Geistergeschichten entpuppten. Auch würde es Sie kaum stören, in diesen Geschichten Magiern, Hexen und Vampiren zu begegnen. Schauergeschichten dieser Art halten sich erfahrungsgemäß in jenem Rahmen, den auch wir uns in diesem Buch gesetzt haben. Indem wir uns zur Darlegung des Themas der Terminologie solcher Literatur bedienen, wird man uns um so leichter verstehen. Romanliteratur dieser Art dürfte ja den meisten Lesern vertraut sein.

Das Übernatürliche hat in der Literatur aller Zeiten seinen Niederschlag gefunden. Es ist uns schon aus den Chroniken und Dichtungen der Antike, des Mittelalters und der Renaissance überliefert. In Shakespeares Werken wimmelt es bekanntlich von Geistern und Hexen. Das Übernatürliche oder das Unheimliche kam aber erst richtig zur Geltung in der Romantik mit ihrer ausgeprägten Vorliebe für den sogenannten „gotischen“ Schauerroman. Nachdem schon in Deutschland Dichter ersten Ranges wie Wieland, Schiller und Goethe in dieser Richtung Entscheidendes beigetragen hatten, erreichte die neue literarische Strömung ihren Höhepunkt in England. Früh schon war als einer der ersten unter den englischen Autoren, der das Übernatürliche mit einer meisterhaften Spannungstechnik beschwor, Horace Walpole hervorgetreten, dessen „gotischer“ Schauerroman *Castle of Otranto* im Jahre 1764 erschienen war. Nicht minder berühmt war ein anderer Pionier der Schauerliteratur, Matthew Gregory Lewis, der im Jahre 1796 *The*

Monk veröffentlichte. (Beide Werke sind übrigens unter den Titeln *Die Burg von Otranto* und *Der Mönch* auch deutsch erschienen und erst kürzlich neu aufgelegt worden.) Das beginnende 19. Jahrhundert wartete mit einer ganzen Flut von Gruselromanen auf und überbot sich geradezu an Schreckgespenstern und Spuk-schlössern. Ein Höhepunkt der Schauerliteratur war der von Mary Shelley 1818 veröffentlichte *Frankenstein*. Man darf ihn als einen Alptraum im wahrsten Sinne des Wortes bezeichnen (die Autorin verdankte die Vorlage zu diesem Schauerroman einem Traum).

Während der ganzen Zeit des 19. Jahrhunderts beherrschte die Schauerliteratur den Markt. Die Meister des Schreckens waren Edgar Allen Poe, Washington Irving und Nathaniel Hawthorne in Amerika, Puschkin in Rußland und E. T. A. Hoffmann in Deutschland. Während in Paris nach dem unerhörten Publikums-erfolg von Charles Nodiers *Le Vampire* (1820) fast in allen Theatern Vampir-Stücke gespielt wurden, servierten in England Amateurschriftsteller und Berufs-autoren — Vorhang auf, Vorhang zu! — Horrorstücke am laufenden Band. Und in Massen wurden auch Schauerromane produziert. (Auf den irischen Autor Bram Stoker und seine in *Dracula* verewigte Schauervision des Vampirs werden wir in Kapitel 8 ausführlich eingehen.)

Nach der Jahrhundertwende verebte diese Strömung. Die Schauerliteratur behielt aber weiterhin ihre Anziehungskraft auf das Leserpublikum. Neue Namen tauchten auf, Autoren, die heute als die modernen Meister der Schauerliteratur gelten und jene „gotisch“ genannte Gattung hinter sich zurückließen. Der ameri-kanische Dichter H. P. Lovecraft beherrschte das Genre mit der von ihm geschaf-fenen Mythologie des Schreckens und unheimlicher Zwischenreiche. Er hatte zahl-lose Schüler und Nachahmer in seinem Gefolge. In England wurde M. R. James beinahe über Nacht berühmt. Er verfaßte eine Handvoll Geistergeschichten, die geradezu perfekt durchdacht sind und heute noch zum klassischen Bestand ge-hören. Dagegen gelangte Arthur Machen mit seinen höchst eigenartigen, maka-berer Visionen eher durch einen abenteuerlichen Zufall zu Ruhm. Er schrieb nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Auftrag einer englischen Zeitung eine Erzäh-lung, die für ihn schicksalhaft werden sollte: *Die Bogenschützen*. In dieser Geschichte wird den englischen Frontsoldaten die Hilfe des hl. Georg und streitbarer Engel-scharen, der früheren Bogenschützen von Azincourt, zuteil. Nach Veröffentlichung dieser reinen Phantasiegeschichte griff das Volk, das in jener Zeit nach Wundern verlangte, Machens Eingebung auf und gab sie als Wahrheit weiter. Dutzende von Soldaten wollten die „Engel von Mons“ mit eigenen Augen gesehen haben.

Bisweilen haben große Dichter Abstecher in das Reich des Übernatürlichen und in phantastische Gruselwelten gemacht. So haben beispielsweise Dickens, Kipling, Walter de la Mare, Henry James und D. H. Lawrence bedeutende Beiträge zur Schauerliteratur geliefert. Vielleicht ist es nicht zuletzt ihr Verdienst, daß diese Literaturgattung sich einen verhältnismäßig wichtigen Platz erobern und bis heute behaupten konnte. Ein anderer Grund ist zweifellos darin zu sehen, daß die moderne Schauergeschichte (in ihrer Sonderprägung, die die Liebhaber sowohl der traditionellen Romantik als auch der „gotischen“ Schauerliteratur meistens wenig schätzen) auf dem Feld unserer Literatur eine neue Gattung entwickelt hat, die man gemeinhin als „Science Fiction“ kennt und bezeichnet. Der utopische Roman und der Zukunftsroman finden gegenwärtig stärksten Anklang. Die Beliebtheit

beim breiten Publikum wird nur durch den Detektivroman überboten. Zukunfts-roman und utopische Literatur der Gegenwart sind stark den Imaginationen H. G. Wells und der von ihm beschworenen Wunderwelt der Technik und inter-planetarischer Raketen verpflichtet. Aber nicht geringer ist der Einfluß Poes. Zu den unbestrittenen Meistern dieses Genres zählt der Amerikaner Ray Bradbury. Seine eigenwillige Prosa mündet einerseits in Zukunftsvisionen, an denen Raum-schiffe teilhaben, und begreift andererseits die Magie mit dem Zwischenreich der Hexen und Vampire ein. Ähnlich August Derleth, ein Gefolgsmann von H. P. Lovecraft und unerschöpflicher Erfinder von Zukunftsromanen, die um die Raum-schiffahrt kreisen.

Indessen haben sich die unheimlichen Phantasiegeschöpfe der Schauerliteratur in unserer Welt eine neue Machtstellung erobert und sind, populärer und anschaulicher denn je, heutzutage in Gruselfilmen zu sehen. Dieser makabre Zweig der Film-industrie reicht bis zur Stummfilmzeit zurück. Den Schreckensreigen eröffnete die deutsche Filmproduktion mit Schauervisionen wie *Golem* (1920) und *Homun-culus* (1915—16). Hollywood lehrte in den dreißiger Jahren dem Filmpublikum der ganzen Welt das Gruseln mit Filmen wie *Frankenstein*, *Dracula*, *Dr. Jekyll and Mr. Hyde* u. a. m. Der gewaltige Erfolg dieser Streifen zog in den vierziger Jahren weitere Gruselserien nach sich. Zehn Jahre später verstießen die amerikani-schen Filmboosse die bislang in verfallenen Schlössern hausenden Ungeheuer in die zeitgemäßerer Raumschiffe. Die Ungeheuer wurden in grauerregenden Ver-wandlungsszenen gezeigt oder — aus der Vorzeit beschworen — auf unsere be-drohte Zivilisation losgelassen (*Die Kreatur der Schwarzen Lagune*).

In den sechziger Jahren wurde den alten Filmoriginalen eine neue, verblüf-fende Wiederbelebung zuteil. Die „grandiosen“ alten Filmgespenster — so lau-teten die Werbeslogans — wurden der neuen Generation präsentiert. Der Horror der dreißiger Jahre wurde in zahllosen Reprisen und Remakes neu aufgetischt. In Hollywood (und besonders auch in England) griff man die phantastische Literatur des 19. Jahrhunderts von neuem auf. So manche Gruselgeschichte, z. B. von Poe, erlebte damals ihre „Wiedergeburt“ in Technicolor-Farben. Vampir-Filme schie-nen jetzt besonders beliebt zu sein. In Frankreich und Italien, ja sogar in Mexiko und Argentinien wurden mit solchen Filmen nie dagewesene Kassenschlager er-zielt. Beste Science Fiction ist *Fahrenheit 451*, das von François Truffaut verfilmte Buch von Ray Bradbury.

Seit etwa 1960 hat sich auch das Fernsehen dem Übernatürlichen gewidmet und utopische Stoffe aufgegriffen. Die 1964 unter dem Titel *Bewitched* (Ver-hext) gesendete Filmserie war ein Spitzenerfolg des amerikanischen Fernsehens.

Hand in Hand mit dieser Tendenz des Films und des Fernsehens wurden die besonders in Amerika und England bald ebenso berühmten wie umstrittenen Comic strips schauerlichsten Inhalts entdeckt und ins Volk gebracht. Viele Eltern und Erzieher fanden diese primitiven Bildserien bar jeder Komik und für Kinder, denen sie doch offenbar zugeordnet sind, denkbar ungeeignet. Die Herausgeber solcher Grusel-Comics indessen überboten sich gegenseitig in widerwärtigen Illu-strationen makaberster Art. Gruft- und Grabeschauer sind Trumpf. Neben den schauerlichen Comics in Buch- und Heftform wird gegenwärtig mit den verschied-ensten Horrorspielsachen wie etwa Masken, Kostümen, Puppen, Spielen und dergleichen ein unglaubliches Geschäft gemacht. Nach Schätzungen der amerika-

nischen Zeitschrift *Look* wurden im Jahre 1964 für derartige Spielsachen allein von amerikanischen Kindern rund 20 Millionen Dollar ausgegeben. Seit Ende der fünfziger Jahre erscheint übrigens in Amerika eine neue Zeitschrift — *Famous Monsters of Filmland* (Berühmte Filmungeheuer) —, die, zunächst als einmalige Sonderausgabe geplant, aufgrund des reißenden Absatzes bald zu einem monatlich zweimal erscheinenden Magazin ausgebaut wurde und 1964 eine Auflage von schätzungsweise einer Million erreichte.

Können wir nun aber aufgrund all dieser Symptome folgern, daß die Vorliebe für alles Schauerliche und Phantastische als eine Erschlaffungserscheinung des rationalistischen Denkens in unserem Zeitalter der Skepsis zu werten ist? Einerseits — nein. Denn die Schauerliteratur ist und bleibt ein reines Phantasieprodukt. Niemand kommt sich wegen seiner Vorliebe für Gruselgeschichten weniger gebildet oder gar unvernünftig vor. Selbstverständlich braucht ein Liebhaber von Geistergeschichten noch lange nicht an Geister zu glauben. Er tut vielmehr nur, was wir alle tun, wenn wir Schöpfungen der Literatur gerne lesen und den dargebotenen Inhalt miterleben: dies setzt immer eine „bereitwillige Suspension unseres Unglaubens“ voraus — ganz gleichgültig, ob es sich nun um eine Dichtung, einen Roman, eine Kurzgeschichte, ein Schauspiel oder eben um eine Gruselgeschichte handelt.

Andererseits werden an unsere willige Geneigtheit, dem Inhalt Glauben zu schenken und unsere Skepsis zu suspendieren, im Fall der vom Übernatürlichen handelnden Literaturerzeugnisse ganz andere Anforderungen gestellt als bei einem Schrifttum, das die Naturgesetze respektiert. Dies trifft bekanntlich sogar bei den kühnsten Detektiv-, Spionage- und Wildwestromanen meistens noch zu. In solchen Romanen mag manches vorkommen, was unwahrscheinlich wirkt; aber es handelt sich immer nur um übertriebene Zuspitzungen von denkmöglichen Situationen und Handlungen. Dagegen ist das in Geistergeschichten und derlei phantastischer Literatur dargebotene Geschehen schlechthin denkmöglich. Und doch lesen wir sie!

Offensichtlich muß es tiefliegende Gründe geben, die dem für unsere Zeit sprichwörtlichen Skeptizismus entgegenwirken. Vermutlich kommt hier ein freilich nur selten bewußter Grundzug unseres eigenen Wesens zur Geltung — etwas in uns, was uns jenseits der Zugkraft phantastischer Literatur geneigt macht, die dem Anschein nach unmöglichen Voraussetzungen und unlogischen Zumutungen solcher Geschichten dennoch zu akzeptieren. Zur Überprüfung dieser Arbeitshypothese möchten wir zunächst dieses „Etwas“ einer Art von unbewußtem oder uneingestandenem Halbglauben an das Übernatürliche gleichsetzen und sodann fragen, ob — wie dies bei Stichhaltigkeit unserer Hypothese der Fall sein müßte — dieser Halbglaube auch anderweitig, nämlich außerhalb unserer Lesegewohnheiten zur Geltung kommt. Dies nun ist eindeutig der Fall, wie das Phänomen des volkstümlichen „Aberglaubens“, von dem auch unsere Zeit sicher nicht frei ist, schlagend beweist.

Von diesem Halbglauben ist die Rede, wenn die englische Volkskundlerin Christina Hole schreibt: „Oft genug finden sich Leute, die entrüstet bestreiten würden, an Magie und Zauberei zu glauben, dem aber gewohnheitsmäßig Tribut leisten, indem sie sich glückbringender oder unheilverhütender ritueller Handlungen oder Worte bedienen.“ So sind bestimmt manche unter uns, die, wenn von

fremdem Mißgeschick die Rede ist, auf Holz klopfen (und „Touch wood“ oder „Toi-toi-toi“ sagen), was wahrscheinlich auf den uralten Glauben zurückzuführen ist, das Holz, insbesondere Eichen- oder Holunderholz, berge beschützende Zauberkräfte.

Wer heutzutage auf Holz klopft, befließigt sich meistens eines spöttisch-überlegenen Lächelns oder einer entsprechenden Geste, damit sein gesunder Menschenverstand ja nicht in Zweifel gestellt werden könne. Gleichwohl setzt er eine rituelle Handlung. Es könnte auch sein, daß er eine Hasenpfote oder ein ähnliches Glücksamulett mit sich herumträgt und — obwohl er bestreitet, an die Wunderkraft seines Glücksbringers zu glauben — vor jedem Ausgang gewissenhaft darauf achtet, ob er auch seinen Talisman nicht vergessen hat. Halbgläubig, wie er ist, sichert sich der Mann nach beiden Seiten.

Übrigens folgen wir heute noch, ohne es zu merken, so manchen abergläubischen Gebräuchen. Natürlich wissen wir, daß es ein Unsinn ist, z. B. zu glauben, ein zerbrochener Spiegel bringe Unglück (beim Zerbrechen des Spiegels soll die dem Spiegelbild innewohnende Seele an ihrer Rückkehr in den Körper gehindert sein). Aber wer ist sich noch im klaren, daß der fröhliche Brauch, ein neuvermähltes Paar mit Reis oder — heutzutage — mit Konfetti zu bewerfen, ein uraltes Fruchtbarkeitsritual darstellt? Der Reis symbolisiert die fruchtbare Natur. Es handelt sich daher um eine magische Symbolhandlung, die den Vermählten Fruchtbarkeit verheißen soll.

Christina Hole versichert uns: „Der Aberglaube ist im Volk noch viel lebendiger, als mitunter angenommen wird, und beschränkt sich keineswegs auf die Kreise ungebildeter oder überspannter Leute.“ Eine unlängst unter amerikanischen Studenten durchgeführte Befragung ergab, daß 40 Prozent der männlichen und 66 Prozent der Studenten weiblichen Geschlechts eingeständenermaßen abergläubisch sind. Von den verbleibenden Studenten gaben 61 Prozent beiderlei Geschlechts zu, früher einmal abergläubisch gewesen zu sein. Dabei wäre es leicht möglich, daß diese Zahlen der Wirklichkeit weit nachhinken, weil schließlich hier wie im allgemeinen viele Befragte (insbesondere die Vertreter des starken Geschlechts, die ja theoretisch geradezu verpflichtet sind, logisch und sachlich zu sein) nein gesagt haben werden, obgleich dies nicht ganz der inneren Wahrheit entsprach. Auch der englische Psychologe Peter McKellar sagt ausdrücklich: „Viele Menschen, die vom Intellekt her jeglichem Aberglauben vollkommen abhold sind, denken und handeln trotzdem unter solchen Einflüssen.“ Anlässlich einer von englischen Psychologiestudenten im Jahre 1960 veranstalteten Umfrage bestritten zwar die meisten Auskunftspersonen, abergläubisch zu sein, räumten aber bei näherem Eingehen ein, daß sie „auf Holz klopfen“ und dergleichen mehr — freilich nur „zum Spaß“! Um eine Befragung, die die Testpersonen immer in eine gewisse Abwehrstellung drängt, zu vermeiden, unternahmen diese Studenten unter der Leitung ihres Professors Kenneth Garwood ein Experiment besonderer Art.

Sie lehnten eine Leiter gegen eine Wand, so daß die Passanten entweder unter der Leiter durchgehen oder aber die schmale, verkehrsreiche Straße betreten mußten. (Unter einer Leiter durchzugehen, so heißt es im Volksmund, bringt Unglück, weil angeblich Leitern den Seelen als Brücken dienen und diese auf ihrem Wandel vom Diesseits ins Jenseits gestört werden könnten.) Zunächst ließen sie einen Fensterputzer auf der Leiter arbeiten. Sie zählten in nur zwei Minuten 6 Personen,

die unter der Leiter durchgingen, hingegen 29, die lieber den Gehsteig verließen und sich der Gefahr des Straßenverkehrs aussetzten. Oder wichen diese Passanten der Leiter etwa nur aus Furcht aus, der Fensterputzer könnte etwas fallen lassen? Nun, die Leiter wurde anschließend unter ähnlichen Verhältnissen in einer anderen Straße aufgestellt, diesmal jedoch ohne die Mitwirkung des Fensterputzers. 14 Passanten gingen unter der Leiter durch; 37 wichen auf die Straße aus (davon 9 Frauen und 28 Männer, darunter 3 Geistliche).

Natürlich kann ein so begrenztes Einzelexperiment keinen hinreichenden wissenschaftlichen Beweis für das Phänomen und die Macht des Aberglaubens darstellen. Aber es besagt doch immerhin viel. Und es wäre für jedermann ganz einfach, durch weitere eigene Experimente zusätzliches Beweismaterial zu sammeln. Stellen Sie ruhig selbst eine Leiter auf und registrieren Sie das Verhalten der Leute. Oder Sie kaufen eine schwarze Katze und beobachten dann die Reaktionen Ihrer Gäste. Verschütten Sie bei einer Einladung Salz oder prüfen Sie bei nächster Gelegenheit, ob es ein Hotel- oder Krankenzimmer der berüchtigten Nummer 13 gibt (meistens gibt es dies ja nicht oder nur allenfalls diskret unter der Nummer 12a). Man könnte die Reihe beliebig fortsetzen. Auf jeden Fall wären Sie überrascht, wieviel Menschen Ihrer Umgebung abergläubisch sind. Vielleicht auch wären Sie nicht im geringsten erstaunt, weil möglicherweise Sie selbst gleichfalls zum Aberglauben neigen.

In den folgenden Kapiteln werden Sie verschiedenen Formen eines rückhaltlosen Glaubens an das Übernatürliche begegnen. Dies wird Sie in dem bereits gewonnenen Eindruck bestärken, daß das Übernatürliche auch im 20. Jahrhundert lebendig und wirksam ist — wie dies immer schon der Fall war. Warum aber? Diese Frage führt in das Gebiet der Psychologie und hier unvermeidlich zu Freud, dessen Deutungen in vielen maßgeblichen Punkten auch heute noch weitgehend gültig und allgemein anerkannt sind.

Aus Freuds Schrifttum über das „Okkulte“ (wie er das Übernatürliche nannte) ist bekannt, daß er als Naturforscher und Mann der exakten Wissenschaft mit starkem Widerstreben an den Gegenstand heranging. In seinem 1921 verfaßten Manuskript *Psychoanalyse und Telepathie* räumte er selbst ein, daß „seine persönliche Einstellung zu diesem Stoff eine unwillige, ambivalente bleibt“. Er begründete diese Tatsache mit der für den Forscher notwendigen Beschränkung auf wissenschaftliches, von Spekulationen freies Arbeiten und sprach in diesem Zusammenhang von seiner „Abneigung, in eine die Zeit beherrschende Strömung einzulenken, und von der Sorge, das Interesse von der Psychoanalyse abzuziehen“. Andererseits bekannte er selber, wie sehr von Seiten der offiziellen Schulwissenschaft die noch junge Psychoanalyse und ihre Lehre vom Unbewußten ihrerseits eines wundergläubigen Mystizismus verdächtigt wurde. Trotz anfänglichen Widerstrebens (er wollte den angedeuteten Vorurteilen nicht noch Vorschub leisten) mußte er sich schließlich, aus Gründen der Unparteilichkeit und Objektivität, mit dem Okkulten befassen — einschließlich der außersinnlichen Wahrnehmungen. Auch auf diesem Gebiet, das heutzutage das bevorzugte Experimentierfeld der Wissenschaft darstellt und in letzter Zeit unter den Schlagworten der Telepathie und Hellseherei stark in Mode gekommen ist, wirkte Freud bahnbrechend.

Er ging von seinen ärztlichen Erfahrungen aus, die er aufgrund psychoanalytischer Untersuchungen an Patienten seiner Praxis gewonnen hatte, Patienten,

die vom Glauben an Übernatürliches ergriffen waren oder die — vereinzelt — prophetische Traumvisionen hatten. Letzteres können wir übergehen. Seitens des Träumenden ist ja niemals eigener Glaube erforderlich. Wir werden jedoch zu ergründen versuchen, was Freud als die Ursachen für diesen Glauben an das Übernatürliche erklärte. Seine Patienten hatten sich von Wahrsagern weissagen und beeindrucken lassen. Die Vorhersagen machten auch auf Freud Eindruck — nicht weil sie sich bewahrheitet hätten (dies war nicht der Fall), sondern weil sie an Einzelheiten erwiesen, daß diese Wahrsager über fast unmöglich erscheinende Kenntnisse in bezug auf das Leben ihrer Klienten verfügten. Beispielsweise suchte eine 27jährige verheiratete Frau, die sich verzweifelt Kinder wünschte, deren Mann jedoch steril war, einen Handdeuter auf. Ohne jeden diesbezüglichen Hinweis prophezeite er ihr, sie werde in wenigen Jahren zwei Kinder haben. Dies traf zwar nicht ein. Freud aber fragte sich, wie besagter Handdeuter wissen konnte, worum es überhaupt ging. Er schließt die Möglichkeit nicht aus, daß der übermächtige Wunsch der Frau dem Wahrsager auf telepathischem Wege übermittelt wurde und somit die Prophezeiung, die ihr die unbewußte „Wunscherfüllung“ versprach, einfach auf Gedankenübertragung beruhte.

Ein zweiter von Freud geschilderter Fall handelt von einem mit seinem Schwager rivalisierenden jungen Mann, der die Geburtsdaten seines Schwagers einer Wahrsager-Astrologin angab — weiter nichts — und anhand des Horoskops den Tod seines Schwagers vorausgesagt bekam. Die weitere Analyse ergab — wie Freud trocken bemerkt —, „daß der Inhalt der Prophezeiung sich mit der Wunscherfüllung deckte“.

Freud nimmt weiter an, daß Gedankenübertragung am ehesten in Fällen stark gefühlsbetonter Erlebnisse möglich sei und daß den Hintergrund offenbar telepathischer Vorkommnisse Gefühlsregungen bilden, die der Sphäre des Ödipuskomplexes angehören. Damit sind wir beim Kern der Sache. Wunscherfüllung, der Ödipuskomplex und andere „Freudsche“ Komplexe sind nicht nur der Ausgangspunkt für telepathische Vorgänge, sondern stellen auch die unbewußte Triebfeder dar, die die Menschen bestimmt, Wahrsager aufzusuchen und sich dem Übernatürlichen zuzuwenden. Freud bleibt aber in seinem Schrifttum über das Okkulte bei Andeutungen und Annahmen und zieht keine Schlußfolgerungen. Er geht nicht über die in *Psychoanalyse und Telepathie* ausgesprochene Annahme hinaus, daß der Glaube an das Okkulte „gewiß auch ein Versuch zur Kompensation“ darstelle.

Weiter ging er indessen in der schon früher (1919) unter dem Titel *Das Unheimliche* veröffentlichten Analyse. Seine Untersuchung galt insbesondere „dem unerreichten Meister des Unheimlichen in der Dichtung“ — E. T. A. Hoffmann —, in dessen Werken kunstvolle, belebt scheinende Puppen (die Olympia), augenraubende Phantasie- und Schreckfiguren (der Sandmann) und das Doppelgängermotiv eine große Rolle spielen. Freud berichtet auch, aus dem wirklichen Leben und zum Teil aus eigenen Erfahrungen, über das Moment der „unbeabsichtigten Wiederholung“ von Gleichartigem und Ähnlichem, über die „sensation du déjà vu“, über eigenartige Koinzidenzen und den weitverbreiteten Aberglauben an den „bösen Blick“. Alles dies rufe in uns Verwirrung und Angst wach. Und diese Gefühlsregungen führt Freud auf den engen Zusammenhang zurück, der zwischen unheimlichen Erlebnissen der Fiktion — der Phantasie, der Dichtung — ebenso wie erlebter Wirklichkeit einerseits und „verdrängten infantilen Komplexen“ an-

dererseits bestehe. Die Schreckfigur des Augen abfordernden Sandmanns führt er auf die Angst des kindlichen „Kastrationskomplexes“ zurück (Ödipus blendete sich selbst, was einer symbolischen Kastration gleichkommen würde). Im gleichen Zusammenhang und übrigens in der Traumsprache gern durch „Verdoppelung oder Vervielfältigung des Genitalsymbols“ ausgedrückt sieht er die Gestalt des Doppelgängers, der im Volksglauben häufiger denn als Schutzgeist als unheimlicher Vorbote des Todes erscheint. Er stellt ferner fest, daß das Unheimliche (in der Angst vor dem Tod und den Toten, vor Geistern, Gespenstern und Dämonen sowie besonders auch in der Dichtung) regelmäßig die Elemente der „Einsamkeit, Stille und Dunkelheit“ einschließt — somit jene „Momente, an welche die bei den meisten Menschen nie ganz erlöschende Kinderangst geknüpft ist“. Was unsere Gefühle angesichts unheimlicher Geschehnisse im wirklichen Leben, etwa bei seltsamen Koinzidenzen und dergleichen mehr, anbetrifft, so verweist Freud auf die augenfälligen Parallelen und die engen Beziehungen, die zwischen kindlicher Angst und der Furcht der Primitiven bestehen, und kommt zum Schluß, daß auf die ins Unbewußte verdrängten spurenhafte Reste dieser Angst zurückgegriffen werden müsse, wenn man (um bei unserer Terminologie zu bleiben) die Popularität der Schauerliteratur und das Phänomen des Halbgläubens an das Übernatürliche in unserer Zeit erklären wolle.

Freud sagt wörtlich: „Es scheint, daß wir alle in unserer individuellen Entwicklung eine diesem Animismus entsprechende Phase durchgemacht haben, daß sie bei keinem von uns abgelaufen ist, ohne noch äußerungsfähige Reste und Spuren zu hinterlassen, und daß alles, was uns heute als ‚unheimlich‘ erscheint, die Bedingung erfüllt, daß es an diese Reste animistischer Seelentätigkeit führt und sie zur Äußerung anregt.“

(Der oben erwähnte „Animismus“ der Primitivvölker ist, einfach ausgedrückt, der Glaube, daß die ganze Natur von Geistern beseelt sei. Hierauf werden wir in Kapitel 2 näher eingehen.)

Freuds Ansichten haben zur Frage, warum die Menschen gläubig sind, interessante Erkenntnisse geliefert. Daneben sind zweifellos auch andere Deutungen des Phänomens einer Betrachtung wert. Wenn nämlich Aberglaube und Angst auf verdrängte infantile Komplexe, die die Sexualität zum Zentrum haben, zurückzuführen sind, so düften auch andere, und zwar nicht so sehr verdrängte, als vielmehr einfach halbvergessene Eindrücke aus der Kindheit eine wichtige Rolle spielen. Die Kindheit ist ja ein Alter voll Zauber und Wunder. Die Kinder sind bekanntlich für Zeremonien, Zaubersprüche und Zaubermittel sehr empfänglich. Hunderte solcher Zaubersprüche einer verblüffend lebendigen uralten Überlieferung wurden von den englischen Volkskundlern Iona und Peter Opie in *The Lore and Language of Schoolchildren* aus dem „Legendengut und der Sprache der Schulkinder“ gesammelt und erörtert. Nach Ansicht der Autoren „liegt es in der Natur des Kindes, vom Geheimnisvollen angezogen zu werden“, sich auf Zauberdinge einzulassen und an Geister und Hexen zu glauben (vom Nikolaus ganz zu schweigen). Es sei daher leicht denkbar, daß der dem Kindesalter Erwachsene diese Haltung nicht völlig abzulegen vermöge.

Hier handelt es sich jedoch nicht um einen Widerspruch, sondern um einen Berührungspunkt mit den Freudschen Deutungen. Ein Psychologe könnte hinter dem Geister- und Hexenglauben des Kindes nach wie vor infantile Komplexe und

hinter seinem Glauben an Magie und Zauberei eben jene unbewußten animistischen Residuen sehen, von denen Freud spricht. Die Beziehungsreihe ergäbe sich demnach wie folgt: Unbewußte Komplexe (die animistische Beängstigungen verursachen) plus unbewußte Relikte aus der Primitivzeit (die die Ursache des Glaubens an die Magie und das Magische sind) führen zum Einverständnis und zum Glauben des Kindes, was wiederum zum Halbgläubigen bzw. Aberglauben des Erwachsenen führt. I. und P. Opie geben Freud wieder, wenn sie bemerken, daß die von ihnen beobachteten Kinder „nur eine dem Status primitiver Wilder vergleichbare Stufe der geistigen Entwicklung aufweisen“. Und Christina Hole stellt ihrerseits gleichfalls fest: „Der Aberglaube unserer Zeit wurzelt in bruchstückhaften Überresten, die die dem Gedächtnis der Menschen verlorengegangenen Glaubensüberzeugungen, Riten und Denksysteme aus der Vorzeit hinterlassen haben.“

Somit scheint jedes Kind eine „primitive“ Entwicklungsphase mitmachen zu müssen, die durch Glaubensüberzeugungen des Kindes gekennzeichnet ist, die wiederum dem Erwachsenenaberglauben der Naturvölker ähnlich sind. Und es scheint ferner, daß die primitive Vorzeit der ganzen Menschheit im Unterbewußtsein eines jeden von uns — Kind oder Erwachsener — gleichsam als eine archaische Erbschaft Fragmente hinterließ, die in verschiedener Weise zur Wiederaktivierung drängen und in Formen des Glaubens bzw. Aberglaubens zum Ausdruck kommen. Viele Anthropologen und Psychologen, die die Freudsche Lehre, was die „infantilen Komplexe“ anbetrifft, möglicherweise ablehnen, wären wohl auf dieser Linie der Überlegungen noch einverstanden. C. G. Jung lehnte die These vom Vorhandensein spurenhafte Elemente aus unserer primitiven Vorzeit entschieden ab. Für ihn handelt es sich dabei um Kräfte, die nie aufgehört haben, in unserem Unterbewußtsein schöpferisch am Werk und wirksam zu sein.

Jung sah das Unbewußte aus mehreren „Schichten“ zusammengesetzt: die bloß unter-schwellige Schicht unbewußter Erinnerungen und Gedankeninhalte, die zeitweilig vergessen oder unbeachtet sind, jedoch leicht wieder bewußt werden können; sodann die Schicht der persönlichen Komplexe, verdrängten Wünsche, Beängstigungen usw.; schließlich die kollektive Tiefenschicht der völlig unbewußten Instinkte. Dieser der ganzen Menschheit gemeinsamen „kollektiven“ Bewußtseinsschicht wohnen instinktive Tendenzen inne, die den Menschen der Vorzeit zum Glauben an das Übernatürliche drängten. Diese archetypischen Tendenzen sind *kollektiven Unbewußten* sind, ungeachtet der vom Rationalismus unserer Zivilisation ausgehenden Unterdrückungsversuche, in uns schöpferisch wirksam vorhanden und erzeugen der Vorzeit ähnliche Vorstellungs- und Glaubensinhalte. Zum Teil irrationale Wesen, wie wir Menschen es sind, sprechen wir nach Jung aufgrund dieser unbewußten Tendenzen auf das Irrationale an, auch wenn die Tünche unserer Zivilisation der Skepsis unsere Empfänglichkeit auf einen weichen Halbgläubigen herabgesetzt hat. (Weil wir als Verstandesmenschen unseren eigenen Irrationalismus nicht begreifen und akzeptieren können, vermögen wir ihn auch nicht zu steuern. Und weil wir nicht imstande sind, ihn zu steuern und mit ihm zu leben, entglitt uns das Irrationale. Daher bleibt — wie Jung sagt — der moderne Mensch ein unausgeglichener Neurotiker, der ständig mit sich selbst in Konflikt und auf der Suche nach einer Seele ist.)

Im Grundsätzlichen sind Freud und Jung, zusammen mit dem Großteil der modernen Psychologen, Soziologen und Anthropologen, einer Meinung. Sie läuft

darauf hinaus, daß eben im Menschen gewisse Kräfte am Werk sind, die uns auch in unserer skeptischen Zeit noch für übernatürliche Glaubensphänomene und Glaubenspraktiken empfänglich machen. Und damit glauben wir, eine annehmbare Antwort auf unsere eingangs gestellte Frage gefunden zu haben.

Freuds verdienstvolle Leistung war es, die Menschheit an eine Tatsache, die Jahrhunderte lang unbeachtet geblieben war, erinnert zu haben: daß sich nämlich der Mensch eines Großteils der seelisch-geistigen Vorgänge nicht bewußt ist. Jung hingegen blieb die Entdeckung des vom individuellen Unterbewußtsein verschiedenen kollektiven Unbewußten, das der ganzen Menschheit gemeinsam ist, vorbehalten und auch daß darunter noch eine — vielleicht endlose — Reihe anderer Schichten des Bewußtseins bzw. eben des Unbewußten liegt. Von diesen Erkenntnissen gehen alle in jüngerer Zeit von der Tiefenpsychologie durchgeführten Untersuchungen zur Erforschung des Glaubens an das Übernatürliche aus.

Eine andere grundlegende Idee am Ausgangspunkt einer Vielzahl moderner Untersuchungen stammt von dem amerikanischen Psychologen Erich Fromm, dessen Theorien und Schrifttum seit etwa 1940 großen Einfluß gewonnen haben. Fromm verwies auf die Eigenschaft des menschlichen Geistes, angesichts von Disharmonien, Anomalien und unvereinbaren Lebensungereimtheiten nicht passiv zu bleiben, sondern auf diese mit Strebungen und Gegenstrebungen zu reagieren. Religionen, metaphysische Denksysteme und Ideologien wie z. B. auch der Kommunismus stellen daher Versuche dar, grundlegende Unvereinbarkeiten der menschlichen Erfahrung zu lösen und alles in eine harmonische, jedem verständliche Ordnung zu bringen. Nach Fromm ist eine äußerlich annehmbare Form für derartige Harmonisierungsbestrebungen die Religion; wogegen die Neurose einen aus dem Zusammenhang gerückten inneren Versuch darstellt, sozusagen eine individuell entworfene Privatreligion außerhalb des Gesellschaftsmusters zu etablieren, durch die das Individuum seine Beziehung zum Leben rechtfertigen will.

Viele Gegenwartsströmungen der Psychologie knüpfen hier an, insbesondere die als *Existenzpsychologie* bekannte Richtung, die sich eher mit den Grundproblemen der Existenz des Menschen als mit dessen Beziehung zur Außenwelt befaßt. Beispielsweise wird der Neurotiker weniger gedrängt, sich dem engen Rahmen der Gesellschaft, in der er lebt, anzupassen, sondern vielmehr ermutigt, eben seine „Privatreligion“ auszuforschen und selber zu ergründen, ob die von ihm etablierte Sicht des Lebens nach Kriterien seiner eigenen Wirklichkeitserfahrung irgendeinen Sinn oder Wert hat, damit er sodann, falls dies nicht zutrifft, aus eigener Einsicht von seiner Fehlhaltung abrückt. Tatsächlich wurde im Jahre 1964 in einer englischen Nervenheilanstalt ein Versuch in dieser Richtung unternommen.

In diesem Zusammenhang stellt der englische Psychiater R. D. Laing, der mehr oder weniger auf der avantgardistischen Linie der modernen Psychiatrie liegt, fest: „Die meisten von uns kennen ihr Innenleben nicht. Aber viele Menschen treten in diese innere Welt ein und bringen — unberaten, wie sie sind — innere und äußere Realität völlig durcheinander, was gewöhnlich zum Verlust des inneren Zusammenhangs der geistigen Persönlichkeit führt. So müßte es nicht sein. Der Prozeß des Eintritts in jene innere Welt und der Rückkehr in diese Welt ist ebenso natürlich wie die Geburt oder der Tod. In einer Zeit jedoch, die jene andere Welt fürchtet und nicht kennt, ist es nicht verwunderlich, daß ein Mensch, wenn das Gefüge dieser Welt, die ‚Realität‘, für ihn zusammenstürzt und er jene andere

Welt betritt, völlig verloren, ja zu Tode erschrocken ist und bei seinen Mitmenschen höchstens vollkommener Verständnislosigkeit begegnet.“

Andererseits läßt sich nicht bestreiten, daß die dank der wissenschaftlichen Erforschung der Außenwelt erzielten Fortschritte auch unserer Kenntnis von der Innenwelt des Menschen zugute kommen. Beispielsweise hatte die Entdeckung der Elektrizität zur Folge, daß der Mensch (d. h. sein Gehirn und das Nervensystem) in einer von analogen Prinzipien geleiteten Sicht entdeckt wurde. Dadurch konnte die von der Technik ausgehende, als „Kybernetik“ bekannte Lehre von der Darstellung der Lenkungs- und Regulierungsvorgänge im menschlichen Organismus entwickelt werden. Ein anderes Beispiel für einen wechselseitig förderlichen Fortschritt bietet die Physik. Hier wurden, insbesondere auf dem Gebiet der Kernphysik, Entdeckungen gemacht, die unser Verständnis der Welt, vor allem unsere vertrauten Begriffe von Raum und Zeit, weit übersteigen. Louis Páuwels und der Physiker Jacques Bergier, die französischen Autoren eines die Grenzen der Physik behandelnden Werkes, stellen fest, daß „in der modernen Quantentheorie etwas mitschwingt, das über die Physik hinauszugehen und in tiefere Regionen des menschlichen Geistes zu führen scheint“. (Auf die erwähnten Autoren und das von ihnen gemeinsam verfaßte Buch *Ausbruch ins dritte Jahrtausend* werden wir in Kapitel 5 noch zurückkommen.) Auch C. G. Jung erkannte dies. Zusammen mit dem Physiker und Nobelpreisträger Wolfgang Pauli legte er in *Naturerklärung und Psyche (Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge)* dar, inwiefern die Physik und die Psychologie der Gegenwart einander in mancher Beziehung gegenseitig erhellen und auf tiefere Bewußtseinsstufen weisen. Seinem Beispiel sind viele Psychologen gefolgt und haben sich der Erforschung dieser Tiefenschichten zugewendet.

Mit dem Hinblick auf dieses neue Forschungsgebiet, auf die Beseitigung der traditionellen Begrenzungen in Wissenschaft und Kunst und überhaupt die neue Zugluft, die das moderne Geistesleben durchweht, läßt sich das zunehmende Interesse am Übernatürlichen leicht verstehen. Hier nämlich gab es schon immer Gesessenen und Streifzüge, die ins Unbewußte mündeten. Darunter befinden sich freilich manche „Reiseberichterstatter“, die ohne Auferlegung eines auf höhere Glaubwürdigkeit abzielenden Zwangs einfach ganz unbefangen von jenen anderen Welten und von geheimnisvollen Mächten erzählen. Obwohl solche vom Übernatürlichen ergriffenen Menschen weit weniger „wußten“ als so mancher Verstandsmensch oder gar ein Mann der Wissenschaft, ermöglichte ihnen — was gewiß nicht weniger wiegt — ihre ungleich größere Empfänglichkeit, mit einer inneren Wirklichkeit in Kontakt zu treten und sie oft sogar zu beherrschen. Leicht möglich, daß wir Heutige von ihnen noch lernen könnten — indem wir die Glaubensprozesse zu erkennen und die ihrem Glauben innewohnenden gültigen Werte und Einsichten zu begreifen vermöchten!

Allein dies liegt noch in der Zukunft. Es läge auch außerhalb des Rahmens und der Absicht des vorliegenden Buches, das lediglich eine Darstellung der Hauptaspekte des Übernatürlichen bieten und berichten will, was früher einmal geglaubt wurde und was noch heute geglaubt wird und — wenn immer möglich — warum. Es ist als Einführung in ein Interessengebiet gedacht, das die Menschheit von ihrer primitivsten Vorzeit an bis zu unserem schließlich doch nicht so skeptischen Jahrhundert beschäftigt und in Bann gehalten hat.

2 Glaubensgut der Naturvölker und der Vergangenheit

Der Primitive lebt im Gefühl, vom Übernatürlichen umgeben zu sein. Er ist sich dessen bewußt und handelt dementsprechend, und zwar mit der gleichen Selbstverständlichkeit und Vertrautheit, wie etwa wir uns technischer Errungenschaften bedienen. Wenn sich ein Angehöriger der nordafrikanischen Azanden morgens auf seinen Acker begibt, so trägt er einen seine Feldarbeit begünstigenden Talisman mit sich. Geht er am Nachmittag jagen, so verläßt er seine Felder mit einem magischen Heilswort zur Abwehr böser Mächte und nimmt eine „Medizin“ mit sich, die seinen Speer führen wird. Wenn er abends zum Tanz seine Trommel schlägt, steigert eine Zauberpfeife, die er am Handgelenk trägt, seine Geschicklichkeit.

Für die meisten Primitivvölker sind magische Riten bei fast allen ihren Unternehmungen unerläßlich: beim Hausbau, bei der Zubereitung des Essens, im Trauerfall und im Krieg. Einige Beispiele werden später folgen. Hier ist zunächst wichtig festzuhalten, daß bei allen Naturvölkern, die wir, ungeachtet ihrer Entwicklungsstufe, auch „Primitive“ nennen, an das Vorhandensein und die Wirksamkeit magischer Kräfte geglaubt wird. Und Hand in Hand damit geht der Glaube an das allgegenwärtige Wirken auch der übernatürlichen Wesen — der Geister.

Die in der Fachsprache übliche Bezeichnung „Primitive“ oder „Naturvölker“ ist neuerdings stark angefochten worden. Man hat, nachdem die überhebliche Bezeichnung der Naturvölker als „Wilde“ oder „Barbaren“ sich glücklicherweise sowohl in der Fachterminologie als auch in der Umgangssprache von selbst überlebt hat, statt dessen den Fachausdruck „Standvölker“ vorgeschlagen. Da jedoch diese Bezeichnung sinngemäß ebenso irreführend, herablassend und noch dazu ungeläufig ist, werden wir uns hier der eingebürgerten Terminologie bedienen und als reine Verständigungswörter ohne jeden abwertenden Wortsinn die Bezeichnung „Primitive“ oder „Naturvölker“ beibehalten. Sicher sind auch Bezeichnungen wie „kulturlose Völker“ oder — wie man sich in jüngster Zeit unzutreffend auszudrücken beliebt — „unterentwickelte Völker“ fehl am Platz. Genauso wie sich „Kulturmenschen“ bekanntlich sehr „barbarisch“ gebärden können, so legen andererseits die Naturvölker an vielen Punkten ihrer Gesellschaftsordnung und ihres Gemeinschaftslebens feinsinnige Weltklugheit und Gesittung an den Tag.

Eine totale Sonnenfinsternis, die 1961 in Rapallo (Italien) fotografiert wurde. Für uns ist eine solche Naturerscheinung nach anerkannten Naturgesetzen erklärbar und vorhersehbar. Der Primitive sieht darin ein furchterregendes, willkürliches Ereignis in einer Welt, die von Geistern bevölkert und von übernatürlichen Kräften beherrscht ist.



Unter dem Begriff der Naturvölker sollen „Völker mit geringen Mitteln zur Naturbeherrschung, d. h. geringen technischen Mitteln“, verstanden werden (nach W. E. Mühlmann). Es sind Völker, die keine Schrift ausgebildet oder — so betonen andere Wissenschaftler — nie den Zustand einer geschichteten Gesellschaft erreicht haben. Jedenfalls wirft das Studium der Naturvölker — von den noch in der Steinzeit verharrenden Gemeinschaften Australiens oder Neuguineas bis zu den hochentwickelten Indianerstämmen der nordamerikanischen Prärie — manches Licht auf unsere eigene vom Dunkel der Vorgeschichte ausgegangene Entwicklung. Gleichzeitig erweisen die Ergebnisse der Forschung, daß sich hinsichtlich des Glaubens an das Übernatürliche gar nicht allzu viel geändert hat.

In der Sicht der Naturvölker ist die ganze Natur von Geistern belebt. Australische Eingeborene glauben, daß jeder Baum, jeder Fluß und Stein von Geistern bewohnt und daß jedes Naturereignis das Werk von Dämonen sei. Daneben gibt es die Geister, die der Geburt und der Initiation, also der Aufnahme der Jugendlichen in die Gemeinschaft der Männer und Frauen, beiwohnen. Oft aber ist die Grenze zwischen diesen übernatürlichen Wesen und den Naturgeistern verwischt. So kann ein Regengeist unter Umständen namens eines Menschen tätig werden. Ein zürnender Flußgeist vermag Überschwemmungen und Unheil über die Menschen zu bringen.

Noch schwieriger gestaltet es sich, unterscheidende Merkmale zwischen den von der Hülle des Körpers befreiten Geistern des Todes und den von jeher menschlichem Aussehen unähnlichen Geistern herauszuschälen zu wollen. Manche Primitive glauben, die Seele eines Verstorbenen werde ein Dämon. Die Indianer Britisch Guayanas sagen beispielsweise, die Seele fliehe in den Wald und verwandle sich dort in einen bösen Geist. Die Maori Neuseelands betrachten die Geister der Verstorbenen, sogar ihrer besten Freunde, als ihnen übelwollende Feinde. Dies hält sie — wie auch etwa die Siouxindianer — oft ab, einen Mord zu begehen. Bemerkenswerterweise sind sich viele Naturvölker darin einig, daß die Seelen abgeschiedener Medizinmänner und Geisterbeschwörer die schlimmsten aller bösen Geister sind.

Kein Wunder, daß die meisten dieser übernatürlichen Wesen — vom Geist des Nachbarn bis zu den Hungersnot und Krankheit bringenden Dämonen — Angst und Schrecken einflößen. Nur gegenüber den Geistern der Vorfahren wird mitunter eine freundlichere Haltung eingenommen. Bei manchen nordamerikanischen Indianerstämmen werden auch heute noch die Seelen der Väter um einen milden Winter und andere Vergünstigungen angefleht. Nach dem Glauben der Zulu und der Maori verleihen die Seelen der Ahnen Kraft und Stärke im Kampf.

Wenn einem Stammes- oder Sippenoberhaupt übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden, dann wird es als Gottheit verehrt, wobei der ihm in der Hierarchie der Götter zukommende Rang variiert. Mancherorts beschränkt sich seine Autorität (wie zu Lebzeiten) auf die Beschützung der eigenen Sippe; öfter aber schließt sie die Macht über Leben und Tod des ganzen Stammes ein. Bei den Bantunegern gelten die toten Häuptlinge als Götter „geringeren Grades“, die bei den mächtigen Göttern zugunsten der Nachkommen vermitteln. Auf der Papuainsel Tanna (im Südosten Neuguineas) sind die toten Ahnen die einzigen Götter.

Der Verehrung der Ahnen als Gottheiten kommt in vielen Religionen große Bedeutung zu. Sie ist ein integrierendes Merkmal des Alten China und hat sich bis

weit in die neuere Zeit gehalten. Die Hindu-tradition bringt den toten Ahnen Opfergaben dar. Die alten Römer verehrten ihre Ahnen als Hausgötter und opferten deren Statuen. Und der Schintoismus, die Nationalreligion Japans, beruht sehr wesentlich auf der Ahnenverehrung.

Da die Seelen verstorbener Ahnen als Beschützer der Sippe oder des Stammes verehrt werden, erweisen sich ihnen die Lebenden nach Möglichkeit gefällig. Dies geschieht im allgemeinen durch die Darbringung von Opfergaben in Form von Speise und Trank. Sie werden meistens — so beispielsweise bei den Nagas von Assam — bei den Gräbern niedergelegt; verschiedentlich — wie etwa im Kongo — werden Speise und Trank durch einen Grabkanal geradewegs dem Mund des Toten zugeleitet.

Neben den regelmäßig, d. h. allmonatlich, täglich oder sogar bei jeder Mahlzeit dargebrachten Opfern werden zu Ehren der verstorbenen Ahnen oft noch besondere Festzeremonien veranstaltet. Die westafrikanischen Aschantineger feiern rund alle 21 Tage ein *Adae* genanntes Totenfest. Häuptling und Stammesälteste begeben sich in das geweihte Haus, in dem den Seelen der toten Ahnen Plätze zugewiesen sind. Ein Schaf wird geschlachtet und das Fleisch auf die Ahnensitze gelegt. Der Häuptling betet um Wohlstand, Fruchtbarkeit und ein langes Leben für seinen Stamm. Auf jeden Platz werden, den Ahnen zum Trunk zugedacht, ein paar Tropfen Rum geträufelt und die Gebete wiederholt. Den Höhepunkt des Totengedenkfestes bildet ein öffentliches Festzeremoniell, bei dem Tänze, Gesänge, Legenden und ein Festchor zum Ruhm des Häuptlings als dem lebenden Repräsentanten der Urväter zum Besten gegeben werden.

Im allgemeinen gilt der Ahnenkult den toten Königen, Häuptlingen, Stammesältesten oder Sippenvätern des ganzen Stammes, mitunter auch im besonderen nur den eigenen Vorfahren väterlicherseits. Die Zulu beispielsweise wenden sich an die Stammesväter um allgemeine Hilfe, an ihre eigenen Ahnen hingegen um persönliche Vergünstigungen. Üblicherweise erfüllen die Familialvorfahren auch, und zwar mittels Drohung und Strafe, die Funktionen der Hüter und Vollstrecker der Stammesgesetze, der Stammsitten und -tabus.

Wie nicht anders zu erwarten ist, halten die Ahnengeister darauf, daß ihnen die gebührenden Opfergaben und die von der Sitte geforderten Verehrungszeremonien von den Lebenden nicht vorenthalten werden. Sie verhängen gegen teiligenfalls meistens sehr strenge Sühnstrafen, oft Krankheiten, oft sogar den Tod. Von einem Algonkinindianer (aus dem Nordosten Nordamerikas), der einmal das Totenopfer vergessen hatte und später bei lebendigem Leib verbrannt wurde, wurde angenommen, daß er von einem Ahnen als Strafe für sein Versäumnis in das Feuer gestoßen wurde. Harte Strafen hat auch die Entweihung von Ahnengräbern oder -reliquien zur Folge. Die Madagassen befürchten sogar wegen versehentlicher Beschädigung eines nahe einer Ahnengruft befindlichen Baumes Krankheit oder den Tod.

Die Ahnen sind die Hüter der ihnen gebührenden Verehrung, aber auch der Stammsitten. Bei den meisten Naturvölkern ist die Inzucht verboten. Auf der Pazifikinsel Yap werden Verstöße gegen das Inzesttabu, wenn nicht am schuldigen Paar selbst, so doch an irgendeinem Familienmitglied geahndet: sie fallen Krankheiten oder dem Tod anheim. Mit der gleichen unerbittlichen Strenge wachen die Ahnen über anderen Stammsittens. (Selbstverständlich greifen die



Links ein Uraustralier neben einem Totempfehl mit den aufgemalten Bildern einer Hand und eines Krokodils, dem Totemtier des verstorbenen Ahnen. Nach dem Stammesglauben wandern die Seelen der Toten und bringen den Lebenden Unglück, wenn die von der Sitte geforderten Trauerriiten nicht beachtet werden. Viele Naturvölker erhalten sich die Gunst der Ahnengeister durch Zeremonien und Gebete. Im Bild rechts stellen brasilianische Krahóindianer Baumstämme, die nach ihrem Glauben die Geister verstorbener Verwandter verkörpern, für ein Totenfest bereit und tragen sie in einer Art Staffellauf, der zum Zeremoniell gehört (ganz rechts). Um die Toten versöhnlich zu stimmen, werden oft auch Speiseopfer dargebracht, wie dies z. B. bei den Karajáindianern, einem anderen brasilianischen Stamm, Sitte ist; die Speisen werden auf die Begräbnisurnen gelegt (Bild unten).



Ahnengeister — oder die Geister überhaupt — nicht in jedem Fall eines Verstoßes gegen die Stammesitten ein und sind auch nicht die einzigen Strafvollstrecker. Die Vergeltung kommt oft von selbst, wie ja auch *Mana*, die magische Elementarkraft, von allein Außergewöhnliches zu bewirken vermag. Beispielsweise war es bei verschiedenen südafrikanischen Stämmen Brauch, daß in Zeiten eines Krieges jeder Geschlechtsverkehr verboten war. Dieses Tabu galt nicht nur etwa für die Krieger, sondern für die gesamte Gemeinschaft. Im Fall eines Verstoßes gegen dieses Tabu wurden die Krieger — so glaubte man — durch Dornen behindert. Dies aber führte unvermeidlich zur Niederlage und damit zu einem Verhängnis für den ganzen Stamm.)

Trifft den Stamm oder einen einzelnen Stammesangehörigen ein Unglück, so müssen die Ahnengeister beschwichtigt werden: durch besonders große Opfergaben an Speise und Trank und eventuell andere wertvolle Opfergeschenke. Letzteres ist bei den mittelindischen Kolstämmen Brauch. Die Toradscha von Celebes versuchen die Trockenperiode abzukürzen, indem sie den Ahnengräbern Wasser spenden. Die Zulu bannen das Unheil durch Rinderopfer zu Ehren der toten Ahnen.

Gebete und Sühneopfer zur Versöhnung der Toten sind nicht nur auf der Grundlage der besonderen Ahnenverehrung, sondern etwa auch bei Gemeinschaften üblich, deren Totenkult sich einfach darauf beschränkt, den abgeschiedenen Seelen Ruhe zu verschaffen. Die Maori, die nordamerikanischen Irokesen und die Karen Birmas glauben, daß die Geister der um ein angemessenes Begräbnis betrogenen Verstorbenen ruhelos wandern müssen und den Lebenden Unheil stiften. (Diesem Gedanken begegnen wir nicht nur überall in der Geschichte, vor allem im alten Griechenland — wie uns Homer in der *Odyssee* am Schatten Elpenors demonstriert —, sondern auch, wie wir noch sehen werden, heute noch.)

Unheilbringend sind auch die Geister ungerächter Ermordeter. Ihr Grimm gilt — besonders bei den australischen Ureinwohnern — nicht so sehr den Mördern, als vielmehr den der Rachepflicht säumigen Verwandten. Aber auch bei Völkern, die nicht der Blutrache huldigen, finden sich die Furcht vor den Geistern Ermordeter und ein dementsprechender Versöhnungs- und Abwehrritus. Dem englischen Anthropologen Sir James Frazer zufolge ist es unter den Kopffägern auf Timor

Brauch, daß der siegreich heimkehrende Anführer während eines zweimonatigen „Reinigungsprozesses“ seinen normalen Lebensgewohnheiten entsagt: er muß geschlechtliche Abstinenz üben und darf selbst keine Speise mit seinen Händen anrühren (er wird gefüttert). Zugleich bringen die Stammesangehörigen den Seelen der getöteten Feinde Opfer dar und beklagen, um Vergebung und Versöhnung flehend, mit Tanz und Gesang deren Tod. Einen von diesen Versöhnungsfestlichkeiten unterschiedlichen Charakter hat das Zeremoniell bei manchen in Neu-guinea und Amerika heimischen Indianerstämmen. Sie vertreiben die rachedurstigen Geister mit Trommeln, Klappern und Geschrei.

Feierliche Bestattung oder die Tilgung der Blutschuld durch Rache sind Kultformen, die der Aussöhnung der Geister dienen. Oft aber läuft das Brauchtum einfach darauf hinaus, die Geister an der Wiederkehr zu hindern. In Thailand und anderswo besteht die Sitte, den Toten durch eine in die Hauswand gebrochene Öffnung hinauszutragen, die dann versiegelt wird. In Sibirien wiederum schleudert man, wenn der Leichnam zur Türe hinausgetragen wird, glühende Holzkohle nach, um den Geist des Toten an einem Wiederbetreten des Hauses zu hindern. Dagegen war es früher bei manchen südafrikanischen Stämmen gebräuchlich, den Heimsuchungen der toten Geister dadurch auszuweichen, daß man einfach das Haus, in dem jemand gestorben war, verließ.

Wir wenden uns jetzt der Welt jener übernatürlichen Wesen zu, die — als reine Naturgeister — niemals menschliches Aussehen oder vermenschlichte Züge hatten. Die Naturvölker sehen diese Wesen unterschiedlich: ausschließlich als böse Dämonen oder als zum Teil böse und zum anderen Teil gute Geister (so beispielsweise die Irokesen). Andere wieder glauben, daß solche Geister sich gut oder böse geben — gut, wenn sie erfreut, und böse, wenn sie erzürnt werden. Damit treten neuerdings Versöhnungskulte auf den Plan, wie sie z. B. auf Guinea anzutreffen sind. Wo immer so ein Geist wohnen könnte, sei es in Flüssen, Höhlen, auf großen Steinblöcken oder sogar in hohlen Bäumen, werden Weihegaben hinterlegt.

Freundlichen Geistern wird oft die Nebenrolle eines das Individuum leitenden Schutzgeistes zugeschrieben; dieser Glaube ist in Australien weit verbreitet. Vielfältiger ist jedoch die Welt der bösen Geister. Oft nur als unbestimmte, gefährliche



Mächte der Dunkelheit erkennbar, nehmen sie mitunter auch konkretere Züge an, etwa als Dämonen, die einem Vulkan innewohnen oder in Seen oder Wäldern hausen. (Einzelne Baumgeister sind aber auch freundlich gesinnt. Nach dem Glauben der abessinischen Gallas sind die Baumgeister freundliche Wesen, wogegen die Bewohner des brasilianischen Urwaldes und des Dschungels in jedem Schatten einen Dämon befürchten.)

Oft wird auch dem Tier eine zweite geistige Natur, ein Geist, zugeschrieben. Indianische Jäger bitten opfernd einen erlegten Bären um Vergebung der Blutschuld. Meistens aber bietet das Tier den Geistern nur die Wohnstatt oder ist schuld. Guter Geister bei nützlichen und böser Geister bei gefährlichen Personifikation — guter Geister die wohlwollenden Geister der Fische, böser die Indianer die wohlwollenden Geister der Fische. In Peru beteten die als Tiger auftretenden todbringenden an, und indische Urstämme fürchteten die als Tiger auftretenden todbringenden an, und indische Urstämme fürchteten die als Tiger auftretenden todbringenden an, und indische Urstämme fürchteten die als Tiger auftretenden todbringenden an, und indische Urstämme fürchteten die als Tiger auftretenden todbringenden an.

Schutzpatron des Stammes verkörpern und dessen Einheit versinnbildlichen. Dem Glauben, daß die Erscheinungen der Natur auf das Wirken von Geistern zurückzuführen seien, liegt der Versuch einer Beeinflussung dieser Geister nahe. Tatsächlich werden die Geister durch Bitten, Hilfeleistung oder Zwang gedrängt, ihre Wirksamkeit zu entfalten. Und die Geister lassen sich dann auch herbei, z. B. reiche Jagdbeute oder den erwünschten Kindersegen zu schenken. Vor allem aber geht es darum, daß sie den für die Ackerbau und Viehzucht treibenden Gemeinwesen lebenswichtigen Regen senden. Dies wird durch ein altüberliefertes, feststehendes Ritual komplizierter Kulthandlungen ausgedrückt. Die Verheißungen solcher Riten lassen sich jedoch nur bei minutiöser Einhaltung des Zeremoniells bewirken. Damit wird die Zeremonie Teil des Naturphänomens selbst und wird im Alltagsleben dieser ergriffenen Menschen, das mit der Natur untrennbar verknüpft ist, gelebt und erlebt. „Ihr Lebensinteresse“, so schreibt die amerikanische Anthropologin Ruth Benedict über die Puebloindianer Neumexikos, „gruppiert sich um ihr vielfältiges, intensives Kultleben... Nichts nimmt in ihrem Leben einen dem auch nur vergleichbaren Rang ein. Vermutlich widmen bei den west-

Versöhnungskulte in Form von Gebeten oder Opfern spielen eine besonders große Rolle immer dort, wo geglaubt wird, daß das Wohlergehen des ganzen Stammes von der Gunst der toten Vorfahren abhängt. Die brasilianischen Umutinaindianer versuchen dem Unwillen der böswillig gedachten Ahnengeister vorzubeugen, indem sie diese zu den mit dem Totenkult verbundenen, insbesondere in rituellen Tänzen bestehenden Trauerzeremonien einladen. Auf der Fotografie ganz links eine singende Umutinafrau, während der Mann die Geister durch Flötenspiel (Mitte) und feierlichen Gesang aufruft und günstig zu beeinflussen versucht (Bild rechts).





lichen Puebloindianern die meisten erwachsenen Männer den größeren Teil ihres Wachlebens dem Kultleben.“ In ihrem sehr trockenen Land ist der Regen lebenswichtig. Daher gelten dem Regenzauber die meisten Kulthandlungen. Die Regen-geister werden gedrängt, ihre Pflicht zu tun.

Wir möchten hier die Zeremonien des „Regenmachers“ kurz betrachten. Selbstverständlich können wir hier aber nur Anhaltspunkte bieten und keine genaue oder gar vollständige Darstellung der bei den Pueblos gebräuchlichen Zeremonien-tradition geben. Eine dieser Regenzeremonien ist durch eine Art „imitatorischer“ Magie gekennzeichnet, eine Form dessen, was wir „sympathetische“ Magie nennen (und die wir noch besprechen werden). Die Priester rollen runde Steine umher (Donner), besprengen den Boden mit Wasser (Regen) und stellen eine Schale mit Wasser auf einen Altar (die Schale voll Wasser versinnbildlicht Brunnen und Quellen). Tabakrauch wird himmelwärts geblasen und seifenähnlicher Schaum aufgewirbelt: damit werden Wolken imitiert, um sie zu erzeugen. Ein anderes Ritual besteht in einer Tanzzeremonie. Maskierte Priester verkörpern die Regen-geister und übernehmen symbolisch deren Funktion. Dabei spielen Gesänge und Gebete eine wichtige Rolle. Einer der Priester zieht sich für acht Tage zurück und erhebt in vollkommener „Klausur“ seine Bittgebete zu den Göttern, Bittgebete etwa folgender Einleitung:

Wo immer ihr weilen möget,
Ihr werdet aufbrechen.
Euere kleinen windgetriebenen Wolken,
Euere zarten Wolkenstreifen,
Voll lebendigen Wassers, —
Mit ihnen werdet ihr zu uns kommen.
Euer feiner Regen wird die Erde lieblosen . . .

Rituale und Zeremonien des Regenmachens dieser oder ähnlicher Art finden wir bei allen Naturvölkern der Erde, bei allen primitiven Sozietäten, die an Naturgeister glauben.

Nur wenige Primitive aber sehen die Natur ausschließlich von Geistern bewegt. Es ist noch etwas anderes am Werk: eine geheimnisvolle, alles durchdringende

Oben links eine Höhle in Monte Hoyó (Westafrika). Auffallende Naturerscheinungen wie Höhlen, Seen, erratische Blöcke, markante Bäume und dergleichen sind, so glauben die Naturvölker, die Wohnstatt übernatürlicher Wesen, die niemals einen vom Menschen ausgehenden Gestaltwandel mitgemacht haben, die aber manchmal mit den Geistern verstorbener Vorfahren identifiziert werden. Links eine Abbildung japanischer Schwefelquellen, die nach dem Volksglauben von Ahnengeistern bewohnt sein sollen. Naturgeister werden oft für *übelwollend* und gefährlich gehalten: nebenstehend rechts das Bildnis des bösen Dämons, der nach dem Glauben der im Amazonasbecken heimischen Takuma im Aripirangabaum haust; während der mit feierlichen Initiationsriten verbundenen Mädchenweihe wird der Baum mit einem brennenden Holzsplitter angeschlagen, um den Dämon zu vertreiben.





Bei den Stammestabus, deren Bannkraft gewöhnlich auf der Angst vor Vergeltungsmaßnahmen der Geister beruht, handelt es sich oft um einen zwar magisch verkleideten, aber wertvollen Sittenkanon. Nach Berührung eines Leichnams durften die Maoripriester keine Speisen anrühren und mußten mit einem Stäbchen gefüttert werden (Bild links). Wird ein Tabu gebrochen, so hat dies harte Strafen zur Folge. Australische Eingeborenenkinder spielen unter heiliggehaltenen „Geistersäcken“, die — wie die „Seelenhölzer“ und „Schwirrhölzer“ — dem Initiationszeremoniell dienen (Bild rechts). Frauen dürfen nicht hineingreifen, sonst sterben sie augenblicklich. Manchmal aber kann die Strafe durch Versöhnung der Geister in Form der Sühne durch rituelle Reinigung abgewendet werden. Ganz rechts eine australische Eingeborenenfrau während der Waschungszeremonie.



Kraft, die die modernen Kulturwissenschaftler *Mana* nennen. Das Wort entstammt der Sprache der Melanesier des Südlichen Pazifiks, wo dem englischen Missionar R. H. Codrington dieses Phänomen erstmals aufgefallen war. Er hat diese Kraft in seinem 1891 veröffentlichten Buch *The Melanesians* folgendermaßen beschrieben: „Es lebt dort der Glaube an eine von physischer Stärke völlig verschiedene Kraft, die auf alle möglichen Arten Gutes und Böses bewirkt und die zu besitzen und in Gewalt zu haben von großem Vorteil ist: Es ist *Mana*. Das Wort ist, glaube ich, in der ganzen Südsee bekannt. . . . Es handelt sich um eine Macht, die nicht körperlicher, sondern in einer Weise übernatürlicher Art ist, jedoch in körperlicher Kraft, in einer besonderen Macht oder sonst einer Vortrefflichkeit eines Menschen zutage tritt. *Mana* ist an nichts gebunden und kann sich schlechthin in allem äußern.“

An diese Macht wird — unter anderem Namen und in den verschiedensten Erscheinungsformen — überall auf der Welt geglaubt. Die Eingeborenen Neuguineas, die Papua, und die Karen in Birma betrachten *Mana* als eine vollkommen unpersönliche, selbsttätig wirkende Kraft und als den Urgrund aller ungewöhnlichen oder unerklärlichen Geschehnisse. Andere Gemeinschaften wieder sehen darin hauptsächlich die den Geistern vorbehaltene Macht, kraft derer diese als Triebkräfte in das Naturgeschehen eingreifen und Gutes oder Unheil stiften. Wer Zugang zur Magie erlangen will, muß *Mana*, die geheimnisvolle Machtquelle, erschließen. Dies kann unmittelbar oder aber durch die Vermittlung der Geister geschehen. Immer erfordert es aber besondere Kenntnisse und Techniken, die mehr oder weniger von Zauberern, Schwarzkünstlern oder Magiern (deren Wirken eher privaten, oft geheimen Charakter hat) und selbstverständlich von den Medizinmännern oder Schamanen (die in dieser Stammesfunktion großes Ansehen genießen) als eine Art Monopol beansprucht und gehütet werden.

All dies mag sehr verwirrend erscheinen, weil unpersönliche Kraft, Geisterkräfte und menschliche Magie unentwirrbar ineinander verwoben sind, oft noch unter ein und demselben Namen. Indessen neigen die Naturvölker eher zur Synthese als zur Analyse. So sagt der französische Anthropologe Gustave Walter: „Wo wir Verwirrung sehen, sieht der Primitive das Verwobensein aller Dinge.“ Wir

sollten uns, wenn wir dieser Verwirrung nicht auch unsererseits erliegen wollen, diese übernatürliche Kraft etwa so vorstellen, wie sich der Laie die Energie denkt: als eine verborgene potentiell allen Dingen innewohnende „Kraft“. Energie kann, in kinetische Kraft umgesetzt, völlig unpersönlich zutage treten, beispielsweise in Lawinen. Sie kann aber auch in verschiedener Form vom Menschen erschlossen werden, z. B. als hydroelektrische Kraft (durch Wasserkraftwerke); während der Mensch in anderer Form über sie selbst verfügt und sich ihrer in seiner eigenen Körpertätigkeit bedient. Hier ergibt sich eine recht genaue Parallele: Magie ist — für den „Magier“ von heute wie für die Primitiven — übernatürliche Energie.

Die Rolle, die die Geister bei der Entfaltung und Anwendung magischer Kräfte spielen, ist unterschiedlich. Oft beruft man sich auf sie als ursprüngliche Quelle übernatürlicher Kraft. Die Dajak auf Borneo, Stämme in Uganda u. a. m. glauben, daß die Geister das Wissen um magische Techniken dem Menschen ehemals als Hilfe zum Überleben verliehen haben. Dagegen glauben die australischen Ureinwohner und u. a. die Eskimos und Zulu nicht an eine einmalige Verleihung am Anfang aller Dinge; die Geister geben vielmehr den Menschen jeweils die Macht, wenn sie angewendet wird. Nach dem Glauben mancher Primitiver muß diese Macht allerdings erschmeichelt oder durch Drohung abgetrotzt werden. Zuweilen genügen Weihgeschenke und Opfergaben. Die Dajak opfern den Geistern Hühner, damit sie ihnen einen Zauberspruch zuspielen, der die Früchte des Feldes vor Ungeziefer bewahrt. Wenn andererseits ein Magier der Kuraverstämme (aus dem Süden Indiens) einen Feind in dessen Wachsbild magisch tötet, so beschwört er die Hilfe eines Geistes und droht ihm zugleich, ihn in Stücke zu zerreißen, falls die magische Tötung ihre Wirkung verfehlen sollte.

Die magische Praxis wurde immer schon als schwierig und, da sie sich mit der Welt der Geister und Dämonen einläßt, als gefährlich angesehen. Wenn auch Amateure und Laien bei den Primitiven oft und mit verschiedenem Erfolg bei der Magie Zuflucht nehmen, so bleibt diese im ganzen doch eine Domäne der berufsmäßigen Magier (die selbstverständlich eine solche ihnen selbst zugute kommende Ordnung begünstigen). Den Berufsmagiern sind jedenfalls meistens die allerwichtigsten Rituale, wie z. B. das Regenmachen oder die magische Tötung,



Mancher Aberglaube hat seine Geschichte. Daß ein zerbrochener Spiegel „Pech“ bedeutet, geht auf die Vorstellung zurück, das Spiegelbild stelle die Seele dar. Der Glaube der Römer, mit dem Niesen entweiche die Seele, ist der Ursprung unseres „Helfe dir Gott“. Die schwarze Katze als Hausgeist einer Hexe und der Zahn, der mit Salz bestreut und ins Feuer geworfen, der „Enthexung“ dient, wurzeln in altem Hexenglauben. Wenn die Kinder Spalten im Belag von Gehsteigen und Straßen vermeiden, so liegt dem eine magische Symbolik zugrunde. Der Aberglaube, unter einer Leiter durchzugehen, bringe Unglück, hängt mit der Vorstellung zusammen, daß die Leiter den Aufstieg der Seele in den Himmel symbolisiert. Die Scheu, drei Zigaretten an einer Flamme anzubrennen, ist religiösen Ursprungs: beim griechisch-orthodoxen Begräbnisritus werden mit einer Kerze drei angezündet.

vorbehalten. Zu ihnen gehören — wie schon erwähnt — Zauberer, Schwarzkünstler und Hexer oder wie man sonst diese Magier bezeichnen mag. Im allgemeinen entspricht eine jede dieser Bezeichnungen mehr oder weniger dem Begriff des Magiers, wie ihn die Naturvölker sehen. Der englische Völkerkundler E. E. Evans-Pritchard hat jedoch im Zuge seiner Studien über die nordafrikanischen Azandestämme im Sinne dieses Naturvolkes streng zwischen — sagen wir — der Zaubermacht einer Hexernatur und der Zauberei eines Schwarzkünstlers unterschieden. (In Kapitel 6 werden wir Unterscheidungen wieder nach anderen Kriterien begegnen.) Ein näheres Eingehen gerade auf diese Primitiven lohnt sich für uns deshalb, weil ihre hochentwickelten Vorstellungen vom Wesen und von der Wirksamkeit der Magie in mancher Hinsicht für die Glaubensvorstellungen und somit für die Kultur der Naturvölker schlechthin typisch sind.

Allen beiden dieser schwarzmagischen Typen ist ein grundlegender Charakterzug gemeinsam: ihre Bösartigkeit. Ihnen wird alles Unheil zugeschrieben, Mißgeschicke und Unfälle, Krankheit und Tod. Sie unterscheiden sich aber voneinander durch ihre Methoden, in der sie ihre magische Zaubermacht zur Entfaltung bringen. „Der Zaubermächtige“, sagt Evans-Pritchard, „hält sich nicht an ein Ritual und gebraucht weder Zauberworte noch ‚Medizinen‘. Der Akt eines Zaubermächtigen ist ein psychischer Akt.“ Seine Macht beruht auf seiner Persönlichkeit und deren Substanz, einer Art „Hexersubstanz“. (Wir wollen daher hier — im Sinne reiner Verständigungswörter — diesen Typ des Zaubermächtigen als eine Art „Hexernatur“ im folgenden bei diesem Namen nennen; wogegen wir den Zauberkundigen, der sich magischer Riten und „Medizinen“ bedient, als „Schwarzkünstler“ bezeichnen.) Das Wesen und die Erscheinung der Hexersubstanz bleibt nach den Azanden allerdings reichlich unklar. Jedenfalls ist die Substanz ererblich. Ein Abkömmling einer Hexernatur kann jedoch die ererbte Substanz, wenn er will, ungenützt lassen. Die Substanz überträgt also die Macht nicht von selbst.

Für den Azanden ist die Zaubermacht einer solchen Hexernatur nur auf einer persönlichen Ebene von Belang. Wenn er nämlich erkrankt oder sich verletzt, so gilt es zuallererst, den zauberkräftigen Hexerfeind ausfindig zu machen und sodann gegen diesen seinerseits Zaubermacht anzuwenden. Tötet allerdings der

Hexer jemanden durch seinen Zauber, so verfällt er der legitimen Sippenrache und wird seinerseits getötet (ehemals bedienten sich die Rächer eines Speers, heutzutage geschieht dies eher gleichfalls durch Zaubermacht, also in Form magischer Tötung).

Die Hexernatur begeht ihre ärgsten Untaten, insbesondere Morde, in der Nacht. Die zauberkräftige Substanz des Hexers strahlt seelische Energie aus, d. h. er entsendet die wirkliche „Seele seiner Zauberkräft“, die dem Opfer die Seele vom Körper trennt und diese verzehrt. Das Opfer siecht langsam dahin und wird, falls nicht ein Gegenzauber wirkt, schließlich sterben. (Plötzlicher Tod wird dagegen auf die schwarze Magie eines Schwarzkünstlers zurückgeführt.)

Solange sie keinen Mord begehen, sind die Hexer in der Gemeinschaft der Azanden geduldet. Schwarzkünstler sind jedoch jedenfalls geächtet. Es gilt als ein Verbrechen, um Teufelselixiere und böse Zaubersprüche zu wissen, die, so nimmt man an, von erfahrenen Schwarzkünstlern im geheimen weitergegeben werden. Die aus Pflanzen gebrauten Zaubertränke werden durch ein Ritual zur Wirkung gebracht. Plant der Schwarzkünstler argen Mord, so stellt er in einer Vollmondnacht *Menzere*, eine Zaubermedizin, unter magischen Beschwörungen auf die Türschwelle des auserwählten Opfers. Der Darüberschreitende wird augenblicklich krank und muß ohne die Wirkkraft einer „Gegenmedizin“ unfehlbar sterben.

Eine solche Gegenmedizin fällt in die Kategorie der „weißen“ Magie, deren sich jedermann bedienen darf. Fast alle Azanden kennen daher wirksame Zauberformeln und verstehen das Mischen heilkräftiger Medizinen. Die weiße Magie spielt bei ihnen eine große Rolle, und zwar nicht nur zur Entkräftung schwarzer Magie, sondern auch im Alltagsleben. Sie schützt Haus und Feld, bringt bessere Jagdbeute und steigert die Zeugungskraft und Fruchtbarkeit. Beispielsweise werden die rund um die Gärten gezogenen Reben mit der Medizin eines Abwehrzaubers beträufelt, damit dadurch Diebe ferngehalten werden.

Mit allen größeren Anliegen, wozu auch die Vereitelung schwarzer Magie durch wirksamen Gegenzauber gehört, pflegt sich der Stammesangehörige an einen Fachmann zu wenden: den Zauberdoktor oder Medizinmann. Er versteht den bösen Hexer und den bösen Zauberer zu entdecken, er weiß die schädliche Wir-



Meistens schließt das dem Magischen verhaftete Denken die Vorstellung ein, daß fremde Eigenschaften und Machtattribute übertragbar sind. Manchmal spielt sich die Übertragung unmittelbar ab, sozusagen durch „Ansteckung“. Ganz rechts ein Massaikrieger aus Ostafrika der als Kopfschmuck eine Löwenmähne trägt: sie ist für ihn nicht Fetisch oder rein allegorisch, sie überträgt vielmehr tatsächlich die Wildheit und Tapferkeit des Tieres auf ihn. Aber öfter vollzieht sich die Übertragung anhand von Symbolen. Der halbwüchsige englische Motorradfahrer auf dem Bild rechts kommt sich vermutlich als ein rechter „Teufelskerl“ vor, wie dies die auf seiner Lederjacke aufgeprägte Teufelsfratze suggeriert. Ähnlich ist das Auge zu verstehen, das von einem sizilianischen Fischer auf sein Boot gemalt wird: es soll die Funktionen eines echten Auges übernehmen und das Boot sicher in den Hafen zurückleiten.



kung zu verhindern oder den bereits Befallenen zu heilen. Falls dies unmöglich ist, bestraft er den Übeltäter. Die Medizinmänner agieren in der Regel im Anschluß an ein Zeremoniell, bei dem sie sich durch Tanz und Gesang in eine an eine Trance grenzende Verzückung hineinsteigern. In diesem Zustand wissen sie Antwort, verstehen sie durch magische Kraft zu heilen und zu strafen.

Die den Azanden geläufige Unterscheidung zwischen schwarzer und weißer Magie wird nicht von allen Primitivgemeinschaften geteilt. So betrachten bestimmte Papuastämme jeden gegen einen anderen Stamm gerichteten Zauber als „gute“ Magie, jede von einem fremden Zauberer gegen einen Stammesangehörigen bewirkte Zaubermacht als „böse“ Magie. Und niemals wendet sich ein Zauberer gegen einen Mann des eigenen Stammes. Davon abgesehen ist die das Denken der Primitiven beherrschende magische Praxis in ihren Grundzügen in aller Welt weitgehend ähnlich.

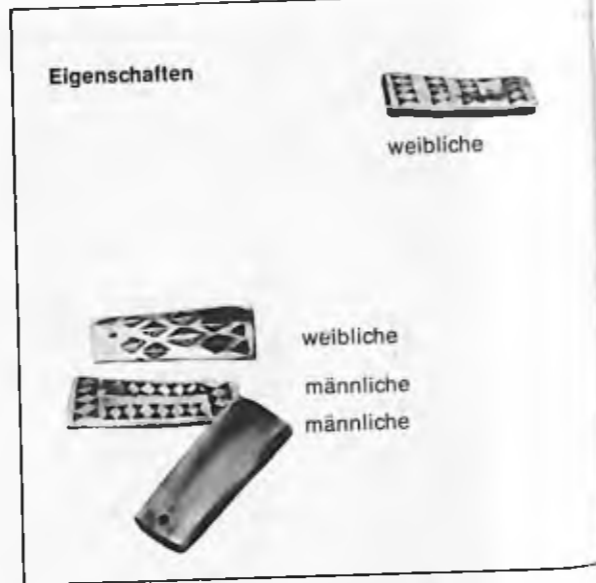
Einer dieser Grundzüge ist der Glaube, daß die den Dingen anhaftenden Eigenschaften sowie tierische Wesensattribute magisch übertragbar seien. Afrikanische Stämme essen (oder aßen einmal) die Herzen von Löwen, um sich dadurch die Kraft und den Mut des prachtvollen Tieres anzueignen. Indianer von British Kolumbien bringen ein neugeborenes Mädchen, damit es später fleißig werde, mit einem Biber in Berührung. Von negativer Übertragung scheinen die Eingeborenen der Marshallinseln zu wissen. Wer eine gefallene Baumfrucht ißt, wird selber beim Klettern fallen! Auch Heil- und Schutzkraft wird durch das Phänomen der Übertragung bewirkt, wie ein Brauch der nigerischen Kagoro beweist. Wird nämlich einer der ihnen von einem Speer getroffen, so nimmt er ihn auf, wäscht ihn und trinkt dann das Wasser — und sei dann geheilt. In Ostafrika werden Leopardenklauen oder -zähne zum Schutz vor diesen reißenden Raubtieren getragen.

Wie schließlich das Übertragungsprinzip zum Nachteil eines Feindes angewendet werden kann, ist fast allen Primitivgemeinschaften bestens bekannt. Man verschafft sich Haare, abgeschnittene Fingernägel, Speichel, Urin oder dergleichen mehr von seinem Feind — wodurch diesem seine Fähigkeiten genommen und unter die Gewalt des Zaubers gebracht werden — und verleiht diese oft zusätzlich noch einem (der Wachspuppe der schwarzen Magie vergleichbaren) Bildnis



Die Abbildungen zeigen Höhlenmalereien aus Altamira in der spanischen Provinz Santander. Diese zum Teil gemalten, zum Teil auch gravierten Tierbilder aus der Eiszeit sind vielleicht als frühe Beispiele der Praktik „sympathetischer“ Magie zu werten. Möglicherweise veranstalteten die Jäger vor diesen Bildern einen Jagd- und Tötungszauber: indem sie die Tierbilder in der Höhle mit Speeren bewarfen oder Fallen zu Füßen der Tiere malten, besiegelten sie so das Schicksal dieser Tiere. Was im Bild geschah oder dem Bild widerfuhr, sollte auch in Wirklichkeit geschehen.





des Opfers ein, das dann erstochen, verbrannt oder ertränkt wird. Dem Tötungszauber entspricht das Schicksal des Opfers: genau in derselben Weise wird es sterben.

Das Prinzip der Übertragung von Eigenschaften liegt auch Phänomenen zugrunde, die man unter der Bezeichnung „kontagiöse“ Magie charakterisiert sieht. Wenn der Primitive (nach dem amerikanischen Anthropologen Hutton Webster) sich sagt: Das Eis ist kalt und macht mir kalt, und das Feuer ist heiß, daher macht es mir heiß — warum sollte nicht genauso der Fleiß des Bibers oder die Kraft eines Löwen auf den Menschen übertragbar sein? Die kontagiöse Magie mündet jedoch dort, wo Fingernägel und Wachsfiguren ins Spiel kommen, in den Bereich dessen, was wir unter „sympathetischer“ Magie verstehen. Sie beruht auf der Vorstellung, daß alles, was dem Teil geschieht, auch dem Ganzen geschieht. Bild- und Weltgeschehen sind eins.

Eine ganze Anzahl von Prähistorikern spricht im Zusammenhang mit den Höhlenmalereien aus der Eiszeit von sympathetischer Magie. Die Künstler jener Zeit schmückten die Felswände z. B. der Höhle von Lascaux mit Antilopen, die keine Ohren haben. Sollten etwa die Tiere draußen, die wirklichen Antilopen, die Jäger nicht hören? Das Bild eines Bisons ist von Speeren getroffen — sollte dies schon die speergetroffene Beute der folgenden Jagd sein? Und die Corandianer von Mexiko formen, heute noch gläubig uralten Zauber sprechend, kleine Wachs- oder Lehmfiguren jener Tiere, die sie für ihre Herden noch haben möchten.

Auch Amulette können den Primitiven zu sympathetischem Bildzauber dienen, öfters aber nur als Talismane mit Schutzzauber. Manche Amulette sind „aktiv aufgeladen“ und dienen einem besonderen Zweck. Ein solcher Talisman ist z. B. der mit einer besonderen Paste bestrichene, phallusförmige Lavastein, den der junge Eingeborene auf den Torresinseln als Liebeszauber auf sich trägt. Der Zauber der Amulette ist jedoch passiver Art. Sie werden zur Abwehr schwarzer Magie und zum Schutz vor Unheil getragen. Amulett kann mehr oder weniger alles sein: Stein, Pflanze, eben jeder Gegenstand, solange Mana darin wirkt. (Im Fetisch dagegen sitzt ein Geist.)

Der Mediziner fungiert als offizieller Mittler zwischen den Menschen und den Geistern. Er ist daher oft auch Wahrsager, der den Willen der Geister deutet. Links zwei Fotografien von Kennmarken, wie sie von den Zauberdoktoren der in Südrhodesien heimischen Maschona verwendet werden, um das Wesen eines Menschen und dessen Schicksal abzulesen. Sie erhalten darüber Aufschluß aus der besonderen Lage der Täfelchen. Diese weisen, wie hier ersichtlich ist, beidseitig Schnitzornamente auf, die männliche oder weibliche Eigenschaften symbolisieren. Als der Vertreter der Geister ist der Mediziner auch dafür zuständig, über den Geisterdienst zu wachen und Verletzungen des den Geistern gebührenden Kultes zu bestrafen — eine Verantwortung, die zur Wahrung seiner Autorität machtvolle Magie voraussetzt. Rechts ein australischer Ureinwohner bei der magischen Tötung eines Schuldigen.



Daneben gibt es ein ganzes Repertoire von Zauberformeln. Sogar Gesten können magische Bedeutung haben. Die Bathonga von Mozambique und andere Primitive glauben, ein Zauberer könne sie verwünschen, wenn er nur mit dem Zeigefinger auf sie zeigt. Und bei den Melanesiern töten manche Schwarzmagier angeblich schon mit einem einzigen Blick, was übrigens ein Beispiel für den immer noch weitverbreiteten Glauben an den „bösen Blick“ darstellt.

Wie bei den Azanden im besonderen fühlt sich der Primitive im allgemeinen gegen Zauber am besten durch zauberkräftige Gegenmacht geschützt. Daher ist der Zauberdoktor oder Mediziner — neben seiner Hauptrolle als heilkundiger Betreuer der Gemeinschaft — auch eine Art übernatürlicher Schutzmann. Er heilt die Kranken durch zauberkräftige Aufhebung des bösen Zaubers oder durch rituelle Austreibung des Dämons, je nach dem, ob die Krankheit von bösem Zauberverursacht oder von einem bösen Dämon, der den Unglücklichen besessen hat, ausgelöst wurde. Der Mediziner ist als legitimer Magier in offizieller Funktion für die großen Kultangelegenheiten wie das Regenmachen, den Jagdzauber, für den Erntenzauber, die Weissagung der Zukunft sowie den Schutz des Königs oder Stammeshäuptlings zuständig. In seine Domäne fällt schließlich auch die Durchführung religiöser Zeremonien und Rituale, die dem Zweck dienen, dem Stamm das Wohlwollen der Geister, Ahnen und Götter zu erhalten.

Im Rahmen dieses knappen Überblicks haben wir etwa die wesentlichsten Grundzüge der die Praxis der Naturvölker beherrschenden Glaubensvorstellungen und -gebräuche aufgezeigt. Für eine eingehendere Untersuchung des Wesens und der Funktion der Magie und eine in weitere Einzelheiten gehendere Schilderung all der magischen und übernatürlichen Gestalten ist hier kein Raum. Wir werden dies später, bei der Behandlung der schließlich nur wenig abweichenden Formen des Glaubens und Aberglaubens in späterer Zeit, weitgehend nachholen können. Denn die Glaubensvorstellungen der „zivilisierten“ Sozietäten sind sehr oft, was deren Vorstellungen über Geister und Magie, über Zauberer, Hexen und Teufel angeht, nichts weiter als Abwandlungen und Variationen genau jener Vorstellungen, denen man bei den Primitiven begegnet. Es scheint, daß jede Kulturgemeinschaft von der Seele und einer unpersönlich-übernatürlichen Macht ihre



Die Hauptaufgabe des Medizinmannes besteht fast bei allen Naturvölkern in der Heilung von Kranken durch zauberkräftige Magie. Die darauf abzielenden Kulthandlungen erfordern sorgfältige Vorbereitungen und bisweilen komplizierte Rituale. Die Pueblo- und Navahoindianer sind für ihre kosmographischen Zeichnungen aus verschiedenfarbigem Sand berühmt. Das Bild ganz links zeigt einen Medizinmann der Navaho und seinen Gehilfen, die ein „Sandgemälde“ in den Sand zeichnen. Links sieht man das fertige Sandgemälde, umgeben von geflochtenen Korbtellern, die das farbige Sandmaterial enthalten, Gebetshölzern, Federstäbchen und Klappern. Im Bild rechts streut der Medizinmann Getreidekörner in die Zeichnungen, um die zur Heilung des kranken Mädchens erforderliche Hilfe der Geister zu beschwören. Im Bild unten eröffnet der Medizinmann die rituelle Gesangszeremonie.



eigenen Vorstellungen entwickelt, von da aus aber zu im ganzen durchaus ähnlichen Glaubensvorstellungen gelangt. Anders ließe sich die Gleichartigkeit oder zumindest die auffallende Ähnlichkeit der Vorstellungen unter Naturvölkern, die miteinander niemals in irgendeiner Verbindung gestanden zu haben scheinen, wohl kaum erklären. (Gegen diesen Gedanken sind allerdings von wissenschaftlicher Seite Bedenken vorgebracht worden, und zwar mit dem Hinweis, daß weiträumige Wanderungen in vorgeschichtlicher Zeit stattgefunden haben könnten.) Schließlich läge es auch nahe, die ins Auge fallende Ähnlichkeit der Glaubensvorstellungen, die sich, vom Wandel der Zeiten anscheinend unangefochten, von der Vorgeschichte bis zur heutigen Zeit verfolgen läßt, einfach auf soziale Evolutionen und Vererbung zurückzuführen. Jede Kultur entwickelt sich von primitiven zu vergleichsweise komplizierten Formen und beeinflusst die auf verschiedensten Gesellschafts- und Zivilisationsstufen stehenden Völker im Umkreis. Und diese übernehmen die Glaubensanschauungen angrenzender Kulturen und geben sie ihrerseits weiter.

Im Zuge eines solchen Evolutionsprozesses beeinflusste die hochzivilisierte Kultur Altägyptens hinsichtlich der Konzeption des Übersinnlichen sowie auch in manch anderer Hinsicht die spätere Antike und färbte sowohl unmittelbar als auch über die klassische und arabische Tradition auf die gesamte westliche Welt ab. „Okkulte Weisheit“ altägyptischen Ursprungs ist im Okkultismus und Jenseitsglauben von heute noch immer lebendig.

Im alten Ägypten spielte der Totenkult und das Problem des Fortlebens nach dem Tode unter den Lebenden eine ebenso wichtige Rolle wie bei den Naturvölkern. Die Vorherrschaft des Totenkultes und des Jenseitsgedankens machte sich insbesondere in der Zeit des Neuen Reiches (das etwa von 1567—1089 v. Chr. anzusetzen ist) überaus stark geltend. Es scheint beinahe, als ob sich die Menschen jener Zeit weniger um ihr diesseitiges als vielmehr um ihr Leben nach dem Tode gekümmert hätten. Auf das Leben nach dem Tod setzten sie ihre Hoffnungen. Nichts nahm die alten Ägypter so sehr in Anspruch wie die Vorbereitungen für den Tod und die damit verbundenen Zeremonien und magischen Rituale. Während des ersten Abschnittes des Alten Reiches (das wir hier — unter Hinweis auf





Im alten Ägypten spiegeln die Beerigungsriten sogar schon der prädynastischen Zeit den Glauben an ein Fortleben der Seele nach dem Tode wider. Diese Glaubensüberzeugung hatte das Bedürfnis zur Folge, den Leichnam vor Verwesung zu schützen, zumal das Weiterleben der Seele in Abhängigkeit von der Erhaltung des Körpers gesehen wurde. Deshalb wurden auch persönliche Habseligkeiten des Toten mitbestattet. Die von der Hitze ausgetrocknete Mumie im Bild oben war (ungefähr 4000 v. Chr.) samt Nahrungsmitteln und den Waffen des Toten beerdigt worden. Gräber aus späterer Zeit wurden viel großartiger ausgestattet. Links das Modell einer Grabkammer, eine komfortable Wohnstatt für — so glaubte man — die Seele des Toten.

die stark abweichenden Ansichten der Ägyptologen — in der Zeit von etwa 2780 bis 2610 v. Chr. ansetzen möchten) muß an den Ufern des Nils weit unbeschwerter gelebt worden sein, obwohl in dieser Zeit bekanntlich die Pyramiden gebaut worden sind, als im Neuen Reich. Das Leben nach dem Tod und der Totenkult gewannen tatsächlich, so wichtig sie auch immer schon gewesen waren, erst später ihre überragende, ja nahezu alles beherrschende Bedeutung.

Im Neuen Reich begünstigte die gewaltige Macht der Priesterschaft ganz bewußt die ohnehin bestehende Tendenz zum Totenkult. Viele kostspielige Beerdigungszeremonien und -rituale brachten der Priesterschaft einen enormen Wohlstand ein. Es wurden daher laufend neue Zeremonien erfunden und nach Möglichkeit zur Pflicht gemacht. Die außerordentliche Machtstellung der Priester beruhte auf ihrer Rolle als Fürsprecher der Menschen bei den Göttern, ohne deren Segen kein wie immer geartetes Unternehmen erfolgreich verlaufen konnte. Darüber hinaus nahm die Priesterschaft eine zusätzliche Sonderstellung dadurch ein, daß sie zum Hort der Gelehrsamkeit und des Wissens wurde. Die Priester waren des Schreibens kundig und verstanden sich auf die Dinge der Astronomie und des Okkulten. In allem aber herrschte Magie, und die Priester beherrschten diese: das Zauberzeremoniell, das übernatürliche Kräfte nutzbar zu machen vermochte, ebenso wie die schwarze Magie, mit deren Hilfe Missetätern begegnet oder die gebührende Strafe verabreicht werden konnte. Damals wurde in Ägypten — um mit den Worten des englischen Ägyptologen Sir Ernest Wallis Budge zu sprechen — „die Magie zur Dienerin der Religion gemacht“.

Magische Amulette und Talismane kamen geradezu in Mode. Das Wissen um deren zauberkräftiges Wesen und deren Nutzenanwendung war aber nicht ausschließlich den Priestern vorbehalten. Viele der bekanntesten Amulette hatten schon lange vor der Begründung der priesterlichen Vormachtstellung im öffentlichen und privaten Leben eine große Rolle gespielt. Das Amulett schützte (und solche Schutzkraft wird ihm auch heute noch zugeschrieben) in gleicher Weise vor Gefahren, die aus der Natur sowie auch seitens der Überwelt drohten; daher wurde es auch dem Toten regelmäßig ins Grab mitgegeben. Da die Erhaltung des Körpers über den Tod hinaus für die Unsterblichkeit der Seele von vitaler Bedeutung war, wurden die Toten mit Schutzamuletten für die einzelnen Organe und Glieder bestattet. Andere Amulette wieder sollten die dem Toten drohende Verwesung, aber auch Ungeziefer und grabschänderische Räuber fernhalten.

Im Zuge der Beerdigungsvorbereitungen wurde das Herz vom Körper gesondert konserviert und anstelle des Herzens zum Schutz vor räuberischen Dämonen dem mumifizierten Körper ein oft herzförmiges Steinamulett einverleibt. Oder es wurde ein schon in der frühen ägyptischen Geschichte bekanntes und sehr wichtiges Amulett in Form eines Käfers, nämlich des Pillendrehers mitgegeben: der Skarabäus, Symbol des Sonnengottes Cheprer, dessen unsichtbare schöpferische Kraft die Sonne bewegt und diese in ihrem Aufstieg versinnbildlicht. Aber erst in späterer Zeit, insbesondere nach Einführung der monotheistischen Sonnenverehrung durch König Echnaton (Amenhotep IV.), wurde der Skarabäus das Symbol des höchsten Gottes.

Vor allem versinnbildlichte der Skarabäus das Leben. Ein Skarabäus in oder auf der Brust des Toten bedeutete potentiell Leben. Wie den meisten ägyptischen Amuletten war auch dem Skarabäus meistens noch ein Zauberspruch eingraviert.



Schutzamulette und -inschriften spielten im Totenkult der Ägypter eine wichtige Rolle. Oben ein Skarabäus (aus 30 v. Chr.), ein Amulett, das der Mumie entweder in der Brusthöhle einverleibt oder auf die Brust gelegt wurde; eingraviert ist ein Bittgebet an die Götter um Erhaltung des Herzens. Links ein anderes Schutzamulett (aus ca. 600 v. Chr.). Es stellt das Auge des falkengestaltigen Gottes Horus dar, der als die Quelle aller Gesundheit und des Glücks angesehen wurde. Das Henkelkreuz (rechts) wurde als ein Unsterblichkeit verheißendes Lebenssymbol angesehen. Es scheint aber, wie alle magischen Symbole der Ägypter, nicht ausschließlich nur in Inschriften des Totenkultes auf. Ganz rechts eine Tafelinschrift (aus ca. 600 v. Chr.), die neben der Pyramide eines Pharaos gefunden wurde. Solche Tafeln wurden insbesondere in Gräbern und Tempeln aufgefunden.

In der Regel war es eine an einen Gott gerichtete Bitte um Unsterblichkeit des Toten. Jedoch auch die Lebenden trugen Skarabäusamulette, die den Trägern das Wohlwollen und den Schutz der Götter sicherten. Und sogar auf den Käfer selbst fiel noch ein Abglanz des zauberkräftigen Amuletts. Unfruchtbare Frauen trockneten und pulverisierten nämlich das Insekt und tranken die mit Wasser versetzte Mischung als Fruchtbarkeitszauber.

Einem anderen magischen Gegenstand, der zwar kein Amulett, sondern einfach ein altägyptisches Lebenssymbol war und eine wichtige Rolle spielte, begegnen wir in dem als *Ankh* bekannten Henkelkreuz, das uns an vielen Skulpturen und Inschriften auffällt. Dieses Henkelkreuz galt in erster Linie als Lebenssymbol, verschiedentlich aber auch als Symbol des Weltalls, des Menschen oder von all dem insgesamt. Es wurde daher von den das All und das Leben der Menschen lenkenden und beschützenden Göttern fast wie ein Szepter getragen.

Infolge der durch die Priesterschaft begünstigten Tendenz wurde das magische Symbol nunmehr, und zwar buchstäblich, zu einem Gegenstand der schönen Kunst. Der Statue eines Gottes wohnte sein Geist inne, und das Bildnis eines Menschen enthielt dessen Seele. Das Bildnis konnte daher durch Magie beseelt werden. Dem Toten wurden als Grabbeigaben ebenbildliche Stein- oder Holzstatuetten, die sogenannten *Uschebtis*, ins Grab mitgegeben. Die Uschebtis sollten im Jenseits anstelle der Toten die anstrengende körperliche Arbeit verrichten. Das Grab des ungefähr um 1300 v. Chr. verstorbenen Königs Sethos I. soll rund 700 solcher Statuetten enthalten haben. Andere getreue Abbilder des Toten, die ihm in die Gruft gelegt wurden, stellte man sich als Wohnstatt für den *Ka* vor. Der *Ka* war eine Art übernatürlichen geistigen Doppelgängers (nach anderer Ansicht eine Art Schutzgeist, ein Schutzengel) des Menschen, der den Toten zu Lebzeiten und nach seinem Hinscheiden hinüber in die andere Welt begleitet. Der *Ka* bewohnte die Geisterwelt, der Tod bedeutete die Vereinigung mit dem *Ka*; obwohl dieser andererseits als neben der Mumie im Grab lebend gedacht war. (Der Tote wiederum, so stellte man sich vor, lebte gleichzeitig einerseits im Grab und andererseits im Jenseits fort. Hier kommt eine ähnliche Konzeption zum Ausdruck, wie sie auch den Naturvölkern eigen.) Der *Ka* wollte ernährt sein. Deshalb



Die religiös-magischen Papyrustexte wurden im alten Ägypten gesammelt und von Zeit zu Zeit redigiert. Solche unter der Bezeichnung als „Totenbuch“ bekannten Sammlungen beinhalten sowohl Hymnen zu Ehren der Götter als auch den Wünschen der Verstorbenen Erfüllung verheißende Zauberformeln und beschwörende Texte. Einige Kapitel sind regelmäßig den Zeremonienformeln für den Beerdigungsritus gewidmet. So fand sich eine Formel, die über einem das Boot des Sonnengottes Rê darstellenden Bild, das dem Verstorbenen mitgegeben wurde, gesprochen werden mußte, damit der Gott den Toten immer begleite. Andere Spruchformeln dienten der Abwehr böser Dämonen oder der magischen „Aufladung“ von Gegenständen.

Durch Magie heilten die alten Ägypter bestimmte, nämlich die durch einen Dämon verursachten Krankheiten (andere wurden dagegen mittels Medikamenten behandelt). Durch Magie weissagten sie die Zukunft, vertrieben sie böse Geister.

Die Geister und Erscheinungen, die die alten Ägypter beunruhigten, mögen Manifestationen des Ka oder der Ba-Seele oder schließlich auch anderer religiös inspirierter Mächte dieses merkwürdigen Totenglaubens gewesen sein. Jedenfalls war ein Ka, dessen Speiseopfer vernachlässigt worden und nicht mehr hinreichend waren, durchaus imstande, das Grab zu verlassen, um sich selbst die nötige Nahrung zu beschaffen und sich an den pflichtvergessenen Verwandten zu rächen. Die Ägypter glaubten auch, böse Menschen würden nach ihrem Tod wiederkehren und die Lebenden heimsuchen.

Fühlte sich der Ägypter verfolgt und bedrängt, so nahm er an, ein verstorbene Familienmitglied zürne ihm. Und hatte er den Totendienst pflichtwidrig vernachlässigt, so beeilte er sich, die gebührenden Opfer schleunigst darzubringen. Oder es kam sogar vor, daß er vor dem Toten brieflich sein Versäumnis zu rechtfertigen versuchte und den Geist um Vergebung und Schonung bat. Ein solcher Brief wurde an einem augenfälligen Platz in der Nähe des Grabes hinterlegt oder an einer der Grabstatuetten befestigt, damit der Geist ihn auch ja lesen und sich besänftigen würde.

Die überragende Bedeutung, die die Ägypter dem Leben nach dem Tode und daher ihren von zeremonieller Magie beherrschten Beerdigungsriten zumaßen,



Oben das Modell eines ägyptischen Totenschiffchens (aus ca. 1400 v. Chr.), das dem Verstorbenen ins Grab mitgegeben wurde und ihm die Überfahrt ins Jenseits ermöglichen sollte. Die Seele, so glaubte man, nahm die Gestalt eines Vogels an, wie dies aus der rechts abgebildeten Papyrusrolle (aus ca. 1250 v. Chr.) ersichtlich ist. Vor Eingang in das Reich der Seligen mußte jedoch das „Totengericht“ bestanden werden, wobei – wie der Papyrus links (aus ca. 1250 v. Chr.) zeigt – auf einer Waage das Herz gegen eine Feder, das Symbol der Wahrheit, gewogen wurde. Ganz links ein Papyrus (aus ca. 1300 v. Chr.), der das Begräbnisritual der „Mundöffnung“ der Mumie darstellt, damit der Tote im Jenseits sprechen und essen könne.



findet bei anderen alten Kulturvölkern keine Parallele. Die verschiedenen Kulturen, die beispielsweise das Zweistromland sah, zeigten eine völlig verschiedene, den Anschauungen der Naturvölker näher kommende Einstellung zu allem Übernatürlichen. Während die alten Ägypter für ein glückliches Leben nach dem Tod vorzusorgen trachteten, zeigten sich die Mesopotamier vornehmlich bestrebt, sich in diesem Leben vor den nach dem Tode zurückkehrenden Verstorbenen zu schützen. Natürlich gab es auch hier eine altüberlieferte Magie. Das alte Chaldäa war schließlich die Geburtsstätte der Kunst der Zukunftsschau und Weissagung, insbesondere aber der Astrologie, die ja von jeher mit der Magie in engem Zusammenhang stand. Die schwarze Magie blühte. Bilder und Statuetten wurden, wollte man seinen Feind treffen, unter beschwörenden Zaubersprüchen verbrannt. Im Vordergrund aber stand eine stark ausgeprägte Furcht vor Gespenstern und bösen Dämonen.

Die Geister und Dämonen suchten die Gräber heim und zerstörten die Häuser der Menschen. Sie lauerten in der Wüste oder in den Bergen den Reisenden auf. Sie hausten abseits in der Gestalt von Raben, Eulen und anderer nächtiger Kreaturen. Wurde der Verstorbene nicht beerdigt oder sein Andenken verunglimpft, so mußte er als Gespenst ruhelos auf der Erde wandeln. Ungefähr um 650 v. Chr. entweihete der Assyrerkönig Assurbanipal mutwillig, um ihren Frieden zu stören, die Gräber der alten Könige von Elam. Offenbar aber haben ihn die beleidigten Totengeister unbehelligt gelassen. Auch jeder auf abnormale oder unerklärliche Weise Verstorbene verfiel dem Los ruhelosen Gespensterdaseins, einschließlich all jener, die — wie ein assyrischer Zauberspruch besagt — infolge übernatürlicher Ursachen starben:

Er, den ein böser Geist befahl,
Er, den im Bett ein böser Dämon übermannte,
Er, den ein böses Gespenst in der Nacht niederwarf.

In hoher Blüte stand im Zweistromland auch die Nekromantie, die schwarze Kunst der Weissagung und Zauberei durch Anruf der Dämonen und Heraufbeschwörung der Toten. Ein assyrischer Magier oder Schwarzkünstler führte gewöhnlich den Titel „Erwecker der abgeschiedenen Geister“. Und im altbabylonischen *Gilgamesch-Epos* beschwört König Gilgamesch mit Hilfe des Gottes Ea seinen toten Freund Enkidu aus der Unterwelt. (Das Gilgamesch-Epos hat eine berühmte Parallele in Homers *Odyssee*, in jener Textstelle nämlich, in der Odysseus in der Unterwelt den Seher Teiresias über die Zukunft befragt.)

Kein Wunder, daß in einer derart vom Geisterglauben geprägten Kultur natürlich auch der Exorzismus eine wichtige Rolle spielte. Zahllose Totentafeln bezeugen, listenmäßig angelegt, Geisterbeschwörungen und Geisteraustreibungen durch zauberkundige Schwarzmagier, wobei jeweils der ausgetriebene Geist und der Grund seiner Wiederkehr minuziös angemerkt wurden. Andere Tafeln wieder enthalten Rituale zur „Bannung“ der Geister. Beispielsweise fand sich ein Ritual für die symbolische (oder sympathetische) Beerdigung eines Mannes anhand seines Bildes. Auch die verschiedensten Zaubersprüche zum Schutz vor den Geistern sind angeführt. Vor den Heimsuchungen der Geister fühlte man sich jedoch — genau wie die Primitiven — am ehesten sicher, wenn die Toten unter Beilegung der ihnen gebührenden Opfer ehrenvoll begraben worden waren und ihre Gräber sodann möglichst in Ruhe gelassen wurden und ungestört blieben.

Die Kulturen der Chaldäer, Babylonier, Assyrer und selbstverständlich der Ägypter beeinflussten in so mancher Hinsicht die Nachwelt, u. a. auch die Griechen. Dieses Erbe kommt ganz besonders in den Glaubensanschauungen und Konzeptionen des Übernatürlichen zum Ausdruck. Aber bemerkenswerterweise blieb trotz unmittelbarer Kontakte sowohl mit Babylon als auch mit Ägypten von diesen Einflüssen ein Volk, die alten Hebräer, fast unberührt.

In der Frühzeit ihrer Geschichte waren natürlich Magie und Wahrsagerei auch bei den Juden weit verbreitet. Moses und sein Bruder Aaron stellten mit ihrer wundertätigen Macht alle Zauberer Ägyptens in den Schatten. Nachdem aber Moses das Volk Israel aus Ägypten weggeführt und der hebräischen Kultur die Idee des einzigen Gottes und der Zehn Gebote eingepflanzt hatte, verlor die Magie an Bedeutung. Später war sie sogar geächtet: „Und wenn ein Mann oder ein Weib an Bedeutung. Später war sie sogar geächtet: „Und wenn ein Mann oder ein Weib an Bedeutung. Später war sie sogar geächtet: „Und wenn ein Mann oder ein Weib unter ihnen Totenbeschwörer oder Wahrsager ist, die sollten getötet werden . . .“ unter ihnen Totenbeschwörer oder Wahrsager ist, die sollten getötet werden . . .“ unter ihnen Totenbeschwörer oder Wahrsager ist, die sollten getötet werden . . .“ unter ihnen Totenbeschwörer oder Wahrsager ist, die sollten getötet werden . . .“ unter ihnen Totenbeschwörer oder Wahrsager ist, die sollten getötet werden . . .“ unter ihnen Totenbeschwörer oder Wahrsager ist, die sollten getötet werden . . .“

Die Anfertigung von Bildsymbolen war verboten. Daß König (3 Mos. 20, 27). Die Anfertigung von Bildsymbolen war verboten. Daß König Saul durch die Totenbeschwörerin von Endor den Geist des Propheten Samuel beschwören ließ (1 Sam. 28), war höchst ungesetzlich — dies erklärt jedoch das Entsetzen der Hexe, als sie in ihrem Besucher König Saul erkannte.

Im alten Griechenland wurden das vom Übernatürlichen beherrschte Denken und der Einfluß des Übersinnlichen nicht wie bei den Juden durch eine monotheistische Gotteskonzeption zurückgedrängt, sondern infolge des jäh und erstaunlichen Durchbruchs rationalistischen Denkens, das im 5. Jahrhundert v. Chr. seinen Aufschwung nahm und die Weltanschauung der Griechen bis mindestens zum 2. Jahrhundert v. Chr. beherrschte. Allein dem klassischen Zeitalter der Aufklärung und der Geburt europäischer Philosophie und Wissenschaft ging die so genannte archaische Zeit voraus, in der das Übernatürliche keine geringere Rolle als anderswo in der Frühgeschichte einer Kultur spielte. Was dem Übernatürlichen jedoch in der rationalistisch geprägten Folgezeit an Boden verloren ging (und höchstens insgeheim weiterlebte), wurde allerdings später unter dem erstarkenden Einfluß östlicher Kulturen auf griechischem Boden weitgehend zurückgewonnen.

Abgesehen von der Vielfalt der orgiastischen Mysterien- und Dionysoskulte bezeugt vieles das Bedürfnis der Griechen, ihre rationalistische Grundhaltung mit Vorstellungen aus dem Bereich des Irrationalen zu „temperieren“. Sie hatten weit über die Homerische Zeit hinaus (Homer soll im 9. Jahrhundert v. Chr. gelebt haben) ihre Geisterwelt und glaubten, ganz ähnlich wie die Ägypter, daß die Seele des Verstorbenen in das paradiesische Elysium entweiche, der *Eidolon* genannte „Schatten“ aber in die Unterwelt absteigen müsse, wo er ein halbunbewußtes Scheindasein führte. Nur durch den Genuß geopfertem Tierblutes vermochte der Schatten das Bewußtsein des früheren Lebens wiederzuerlangen. Der Schatten blieb aber (wie bei den Ägyptern und ebenso widersprüchlicherweise) andererseits mit dem Körper verbunden, solange dieser unversehrt erhalten blieb.

Die Griechen waren ihren Toten gegenüber nüchterner als viele andere Völker. Sie balsamierten den Leichnam zwar ein, machten aber dabei nicht gerade viel Umstände. Oft schnitten sie dem Schatten endgültig jede Beziehung zu dieser Welt ab, indem sie den Toten verbrannten. Wurde der Tote nicht ordentlich beigesetzt, sei es in Form der Beerdigung oder der Verbrennung, so mußte — sogar auch bei den Griechen — sein Schatten ruhelos umherirren und suchte die Lebenden heim. In Homers *Ilias* führt der dem Achilles im Traum erscheinende

Geist seines toten Freundes Patroklos bittere Klage, weil ihm die Beerdigung versagt geblieben war. Wir begegnen auch der Geschichte eines gewissen Eukrates. Ihm erschien trotz gebührender Verbrennung der Geist seiner Frau, weil bei der vorschriftsmäßigen Verbrennung ihrer Kleider und des Schmucks eine ihrer Sandalen nicht mitverbrannt war. Eukrates suchte und fand die Sandale, verbrannte sie, und der Geist soll nie wieder erschienen sein.

Die Magie spielte im Leben der Griechen keine geringe Rolle. Sie muß bekannt gewesen und praktiziert worden sein. Jedenfalls hatte Platon in seinen *Nomoi (Gesetze)* vorgeschlagen, daß Menschen, die anderen durch Zauberei Schaden zufügen, mit dem Tode bestraft werden sollten — obwohl Platon, gleich vielen anderen Zeitgenossen, die mit der Magie verwandte Kunst der Weissagung pries und selber ausübte. Und auch die schwarze Magie stand den Griechen zu Diensten. Sie wurde entweder anhand der bereits bekannten Wachsmodelle oder mittels einer im 4. Jahrhundert v. Chr. populär gewordenen besonderen Technik praktiziert. Man konnte einen Menschen in die Gewalt bekommen oder sogar töten, indem inschriftlich der „Fluch der Mächte der Unterwelt“ beschworen und eine so beschriftete Tafel einem Grab überantwortet wurde. Ungefähr zur gleichen Zeit gelangten auch Liebestränke und Amulette zu immer weiterer Verbreitung und erfreuten sich schließlich beim Volk allergrößter Beliebtheit. Ob-



Im alten Mesopotamien wurden Unheil und Krankheit oft der Böswilligkeit der Geister zugeschrieben. Links eine babylonische Bronzestatue (aus ca. 1000 v. Chr.) des Pazuzu, eines Dämons, mit dem der sengende, Sturm und Fieber bringende Wüstenwind personifiziert wurde.

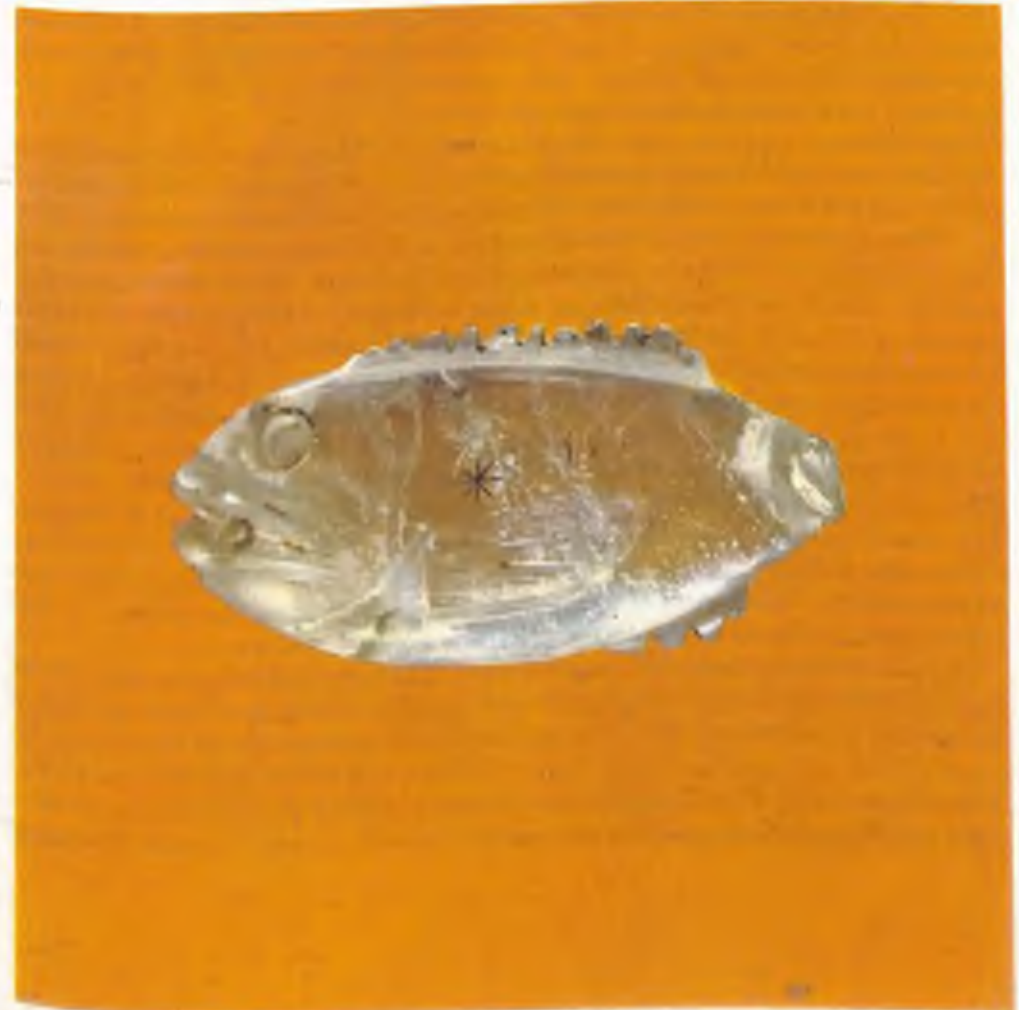
Die babylonische und assyrische Magie befaßte sich intensiv mit der Wahrsagekunst, die im Zweistromland ihren Ursprung genommen hatte. Unten ein altbabylonisches Tonmodell einer Schafsleber (aus ca. 1700 v. Chr.) mit quadratischen Markierungen; sie diente den Sehern zur Weissagung. Die Kunst der Weissagung war in den verschiedensten Formen in der ganzen alten Welt verbreitet. Rechts ein Fisch aus Kristall, der den Römern zur Wahrsagung diente.



gleich (nach dem englischen Klassizisten E. R. Dodds) „jemand, der ein wirklich verlässliches Zaubermittel haben wollte, dieses in Thessalien kaufen mußte“.

Ob nun in dieser Weise das griechische Volk dem isolierten Akademismus, in dem sich das rationalistische Denken allmählich festgefahren hatte, entgegenzuwirken versuchte; ob sich darin eher der ständig wachsende Einfluß der östlichen, besonders der ägyptischen Kultur geltend machte; oder ob schließlich einfach das Bedürfnis der in einer wirren Zeit lebenden Menschen nach Sicherheit den Ausschlag gegeben haben mochte: Tatsache ist jedenfalls, daß sich die Griechen im 2. und 1. Jahrhundert v. Chr. geradezu inbrünstig allem Mystischen und Okkulten zuwendeten. Die Römer übernahmen nach der Unterwerfung Griechenlands den Okkultismus der Griechen. Und seit der Einverleibung Ägyptens als Provinz des römischen Weltreiches nahm der Einfluß dessen, was Skeptiker wie Cicero in den Tagen der dahinschwindenden römischen Republik spöttisch als „Aberglauben“ geißelten, ständig zu. Mehr oder weniger wurden aber solche Stimmen aus der Wüste überhört. Rom war von der alten Weisheit des einst größten Kulturvolkes zu sehr beeindruckt. Was immer die Römer in Griechenland fanden, nahmen sie bereitwillig an und verpflanzten es in ihre Heimat.

Allerdings fehlte es den Römern nicht an eigenen Traditionen, die vom Glauben an das Übernatürliche und entsprechenden Gebräuchen geprägt waren. Bei-





Auf dem englischen Kupferstich aus dem 17. Jahrhundert (ganz links) sind im oberen Teil vier „Meister“ der Alchemie – Geber, Arnold von Villanova, Rhasis und der als „Trismegistos“ mystisch verehrte Hermes – und unten Alchimisten bei der Arbeit abgebildet. Die Alchimisten versuchten unedle Metalle in Gold umzuwandeln. Mit der Transmutation der Metalle sollte jedoch die Läuterung der Seele vor sich gehen. Der links abgebildete deutsche Kupferstich (aus 1620) stellt die Wertschöpfung im Zusammenhang mit der sich fortschreitend vollziehenden Umwandlung der Grundmetalle in Gold dar und spiegelt die für das Mittelalter typische Vorstellung vom mystischen Zusammenhang aller Dinge wider. Später verlor die Alchemie weitgehend ihr philosophisches Gepräge und sank zur bloßen Goldmacherei ab. Der deutsche Stich rechts (aus dem 17. Jahrhundert) zeigt Requisiten einer Alchimistenwerkstatt.

spielsweise feierten sie jeweils im Mai das Fest der *Lemuria*, eine Art Austreibungszeremonie. Ursprünglich ein Ritual zur Abwehr böser Geister (die Lemuren waren nach dem Glauben der Römer die nächtlicherweile umgehenden Seelen Verstorbener), sank es in der Zeit der Republik auf eine Angelegenheit des der Geisterbannung dienenden Hausgebrauchs herab. Das Familienoberhaupt ging um Mitternacht im ganzen Haus umher und verstreute schwarze Bohnen; die Bohnen sollten die Geister anlocken. Dabei war neunmal der Bannspruch zu sprechen: „Weichet, Geister meiner Väter!“ Auf diese Art glaubte man die im Haus umgehenden Familiengeister austreiben zu können.

Den Römern verdanken wir einige Geistergeschichten, die zu den allerbesten der gesamten Weltliteratur gerechnet werden können. Plutarch und Tacitus erwiesen sich als wahre Fundgruben für spätere Schriftsteller, die so manchen Stoff von ihnen entnommen haben. Bemerkenswert ist die Geistergeschichte, die Plinius der Jüngere (zu Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr.) über den Philosophen Athenodorus erzählt hat. Dieser hatte zu einem verdächtig niedrigen Preis ein Haus gemietet. Im Laufe der ersten Nacht, die er dort verbrachte, wurde er durch Kettengerassel aufgeweckt und sah das Gespenst eines an Händen und Füßen gefesselten, bis auf die Knochen abgemagerten Greises mit einem wehenden Bart und zu Berge stehenden Haaren vor sich. Der Alte winkte Athenodorus, ihm zu folgen, führte ihn auf den Friedhof und war plötzlich verschwunden. Athenodorus kennzeichnete genau den Platz und ging wieder nach Hause. Am nächsten Tag aber begann er an der bezeichneten Stelle zu graben. Er und seine Helfer fanden ein Skelett, das mit schweren Ketten an Hand- und Fußgelenken gefesselt war. Sie ließen dem Knochenmann ein ordnungsgemäßes Begräbnis angedeihen — und der Geist des Alten ist niemals wieder erschienen!

Plinius der Ältere hatte sich im Jahre 77 n. Chr. sehr mißbilligend über die in Rom praktizierte Magie ausgelassen und erklärt, die Magier seien entweder Scharlatane oder Narren. Er pries um der scharfen Maßnahmen willen, die er gegen die Magier ergriffen hatte, Kaiser Tiberius und berief sich auch auf Neros skeptische Meinung über die Magie, der freilich aufgrund eigener erfolgloser Versuche dem Gegenstand gegenüber mißtrauisch geworden war. (Gleichwohl hatten

beide Kaiser nicht oft genug Astrologen aufsuchen können.) Auch andere römische Schriftsteller haben, gleich Plinius, die Magie verurteilt; andere wiederum haben sie verteidigt oder in ihrem Werk bezeugt, wie z. B. auch Tacitus. Während sich aber die Intellektuellen in Kontroversen gegenseitig erhitzen, wimmelte es in Rom selbst und in den entlegenen Provinzen des Kaiserreiches — wohin immer ein kaiserliches Edikt sie eben verbannt hatte — von Zauberern, Wahrsagern, Traumdeutern und Astrologen. Einer der berühmtesten Wundermänner war Apollonius von Tyana (Kleinasiens), ein Zeitgenosse Jesu Christi. Er hatte als Magier und Prophet gewaltiges Aufsehen erregt und bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. als Wundertäter und Philosoph großes Ansehen genossen.

Seinen Ruhm begründete er durch seine Prophezeiungen. Beispielsweise sagte er in Alexandria voraus, daß Kaiser Vespasian den großen Jupiterempel in Rom neu erbauen werde, obwohl zum Zeitpunkt seiner Prophezeiung niemand in Ägypten wissen konnte, daß der Tempel niedergebrannt war. Unter den Wundergeschichten (von denen zweifellos manche nur einfach Legenden sind, die ihm seine Jünger und die Nachwelt angedichtet haben) findet sich jene von der Erweckung eines Mädchens. Apollonius soll dem Leichenzug begegnet sein und das Mädchen, indem er es berührte und ihm zuflüsterte, ins Leben zurückgerufen haben.

Der moderne britische Autor Ralph Shirley hat in diesem Zusammenhang gemeint, daß die seherische Voraussicht des Apollonius möglicherweise auf Telepathie und die Erweckung der (Schein-)Toten auf der intuitiven Erkenntnis, daß das Mädchen noch lebte, beruht haben mochte. Wie immer die Erklärungen ausfallen, zu seinen Lebzeiten war Apollonius oft als Schwarzmagier gebrandmarkt und einmal sogar auf Befehl des Domitian wegen gegen ihn, den Kaiser, betriebener Magie — verbunden mit der angeblichen Opferung eines Knaben — verhaftet worden. Im Prozeß wurde er jedoch freigesprochen. Später, in Ephesus, sah er visionär die Ermordung Domitians genau zu dem Zeitpunkt, als den Kaiser in Rom tatsächlich sein Schicksal ereilte.

Indessen geriet die Alte Welt unter den wachsenden Einfluß einer neuen mächtig wachsenden Bewegung, die den Namen des Apollonius und den römischen

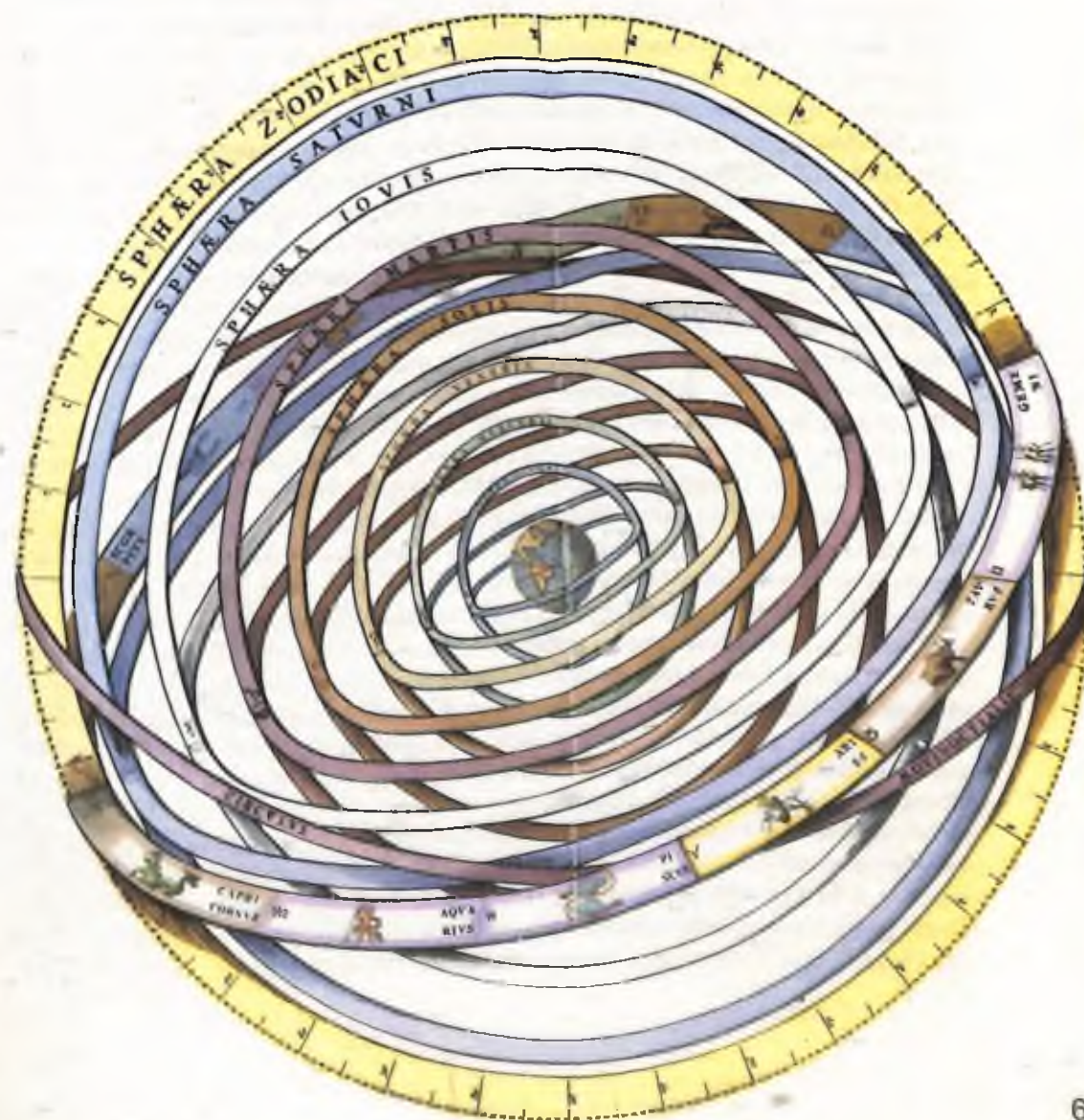
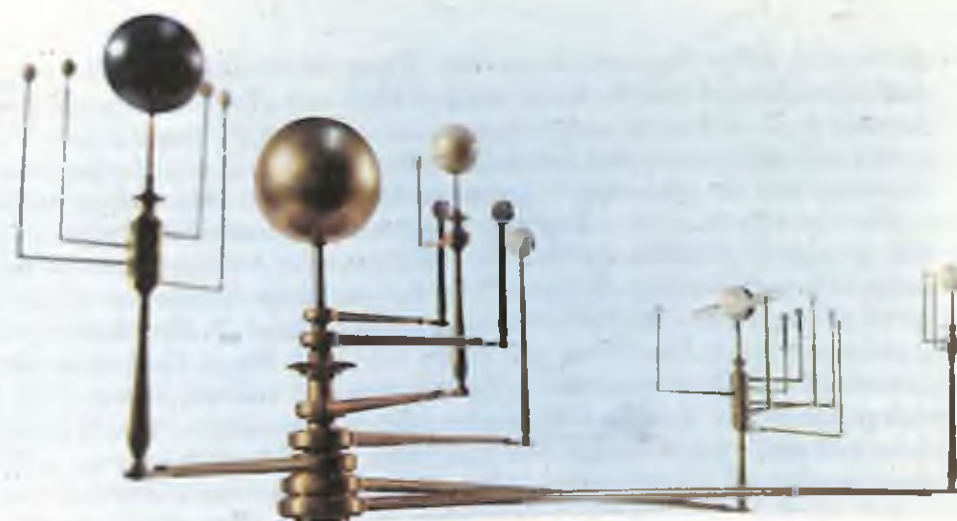


Im Mittelalter schloß die Wissenschaft viele mystische oder irrationale Elemente in sich. Beispielsweise lehrte, ausgehend vom geozentrischen Prinzip (das die Erde als Weltmittelpunkt sah), die Astrologie, daß die Dingwelt der Erde den Einflüssen der Gestirne ausgesetzt sei. Unten rechts eine aus dem 17. Jahrhundert stammende Darstellung der Planetenbahnen. Allmählich hat die Wissenschaft der Mystik manches Rätsel abgerungen. Links eine Nachbildung des Fernrohrs, das Galileo Galilei (als Anhänger des heliozentrischen Systems des Kopernikus) bei seinen revolutionären Entdeckungen der Mondberge, der Jupitermonde usw. verwendete. Im 18. Jahrhundert schließlich hatte die Naturwissenschaft dargelegt, daß alle Erscheinungen der Natur, auch der Lauf der Gestirne, einheitlichen Gesetzen unterliegen. Rechts ein im 18. Jahrhundert erfundenes Gehwerk zur Darstellung der Bewegung der Planeten.

Okkultismus sehr bald überglänzte: das Christentum. Die heidnischen Religionen und der heidnische Supranaturalismus wurden von den Kirchenvätern der frühchristlichen Zeit als Irrlehren verurteilt und als Ketzerei gebrandmarkt. Bereits im 3. Jahrhundert schrieb Hippolytus, Bischof von Rom, seine *Widerlegung aller Irrlehren*, in der er sich vor allem auch gegen die Techniken betrügerischer Totenbeschwörer gewandt hat. Magie und Zauberei wurden als von Dämonen inspiriert angesehen. Dabei wurden die Götter und Geister des griechisch-römischen Pantheons ohne Unterschied als Dämonen klassifiziert.

Eine solche Sicht mußte allerdings ein wichtiges Element der vom Glauben an das Übernatürliche beherrschten Praxis heidnischer Prägung begünstigen: den Exorzismus. (Es handelt sich hier um einen Grundzug, der dem Supranaturalismus aller vorangegangenen Kulturen, von den Primitiven bis Rom, schon eigen war. Formen der Geisteraustreibung gab es überall und seit jeher.) Wenn alle Götter und Geister des heidnischen Mythos böse Dämonen waren, dann mußten die Christen, um für die Ausbreitung der neuen Lehre zu sorgen, gegen sie kämpfen. Im 2. Jahrhundert schrieb der christliche Apologet Justin (der unter Marc Aurel den Märtyrertod starb) in diesem Sinne. Er stellte fest, daß „Besessene in aller Welt, denen von anderen Exorzisten, Beschwörern und Zaubern nicht geholfen werden konnte, von manchen Christen geheilt worden sind“ und auch in seiner Zeit noch immer geheilt würden. Und nach einer Schrift des im 3. Jahrhundert lebenden Origines hat schon die einfache Nennung des Namens Jesu die Macht, einen Dämon auszutreiben.

Im allgemeinen jedoch waren die Christen die erklärten Gegner all dessen, was seit jeher unter den Begriff des Okkultismus fiel. Trotzdem lebte dieser fort. Er überlebte — so könnte man sagen —, um im Mittelalter und zur Zeit der Renaissance in Europa von neuem Einstand zu halten. Der Okkultismus lebte, auf heidnischem und christlichem Boden, in der Mystik der verschiedenen Geheimlehren und Systeme des Neuplatonismus (des Orphismus, des Pythagoreismus usw.) und auch in der arabischen Welt weiter, der überhaupt die Erhaltung so manchen klassischen Wissens- und Kulturgutes zu danken ist. Während des ganzen frühen Mittelalters trugen die arabischen Intellektuellen — im 9. Jahrhundert



Albumasar, Alkindi u. a. m. — aus dem Wissen der Antike schöpfend ein unermeßliches Material über die Magie und besonders auch über Amulette und Zaubersprüche in ihren Sammelwerken zusammen und ließen die Summe ihres Wissens später von Südspanien aus, zusammen mit den Geheimnissen der hermetischen Tradition und der Alchemie, in das christliche Europa des Mittelalters einfließen.

Die Alchemie (die wir in Kapitel 5 eingehender besprechen werden) interessiert hier weniger im Hinblick auf ihre dem Verhältnis der Astrologie zur Astronomie vergleichbare Bedeutung als Vorläuferin der modernen Chemie, als wegen ihrer geradezu tonangebenden Rolle, die ihr im Okkultismus des Mittelalters und der Renaissance zufiel. Die Alchimisten haben nicht bloß Blei in Gold umzuwandeln versucht. Die ernst zu nehmenden Alchimisten waren vielmehr — wie C. G. Jung nahegelegt hat — Religionsphilosophen, die die Geheimnisse von Materie und Geist und deren wechselseitige Beziehungen zu durchdringen trachteten und allerdings in einer oft schwerverständlichen, rätselvollen Symbolik abwandelten.

Aus unedlen Metallen Gold zu machen, war trotz allem die Triebfeder und große Hoffnung der weniger ernst zu nehmenden Alchimisten. Dafür wurde im Mittelalter viel Geld und Mühe verschwendet. Kein Wunder, daß bei der in diesem Zusammenhang vorwaltenden Habgier der Akteure der geistige Gehalt der Alchemie auf das Niveau einer Hintertreppemagie absank. Agrippa von Nettesheim, „Wundermann“, Kabbalist und Religionsphilosoph aus dem Köln des 15. Jahrhunderts, aber auch Doktor der Medizin, meinte (nachdem er seiner Kunst entsagt hatte) vielleicht nicht zu Unrecht, daß solche „in Hochstapeleien der Chemie alt werdende Leute“ schließlich ja doch nur gezwungen seien, „in äußerster Armut zu leben, und in ihrem Elend nichts als Hohn und Gelächter ernten“.

Viele arabische Schriftsteller, deren Werke die Hauptquellen okkult-alchimistischer Praktiken waren, wurden von Skeptikern des späteren Mittelalters als bloße „Zauberer“ abgetan. Der gleiche Vorwurf ist oft auch den Juden gemacht worden, deren mystisch-theosophische Geheimlehre — die Kabbalistik — vielleicht eher anfechtbar erscheint. Die esoterischen Lehren der *Kabbala* scheinen tatsächlich (wie wir in Kapitel 5 sehen werden) der Magie verwandte Züge einzubegreifen und wurden als solche von vielen Okkultisten des Mittelalters, wie beispielsweise von Agrippa von Nettesheim und Pico della Mirandola, übernommen.

Im wesentlichen ist die Kabbala eine Geheimlehre, die anhand von Zahlenverhältnissen und Buchstabendeutung in die Geheimnisse Gottes, des Kosmos und des Lebens einzudringen versucht. Auch hier sahen — wie bei der Alchemie — statt auch des mystischen Hintergrundes unbedeutendere Kabbalisten nur das Augenfällige: die Buchstaben ergaben Worte und Anagramme, die als Zaubersprüche dienten. Es wimmelte von Legenden dadurch bewirkter Großtaten im Bereich des Übernatürlichen. Ein jüdischer Kabbalist, Elijah von Chelm, soll im 16. Jahrhundert einen Mann in Ton modelliert und ihn zum Leben erweckt haben, indem er den geheimen Namen Gottes auf die Stirn der Figur schrieb. So weit nur eine der üppig wuchernden Legenden.

Mit Alchemie, Hermetik, Kabbalistik und Astrologie beschäftigte sich praktisch jeder namhafte Gelehrte des Mittelalters, und zwar auch mancher aus den Reihen der Kleriker. Oft genug waren diese gelehrten Männer zum großen Schaden ihres Ansehens in häufig ausdrücklich verbotene Künste und Praktiken wie etwa die Hexerei und Totenbeschwörung verwickelt. Der hochgelehrte italienische Arzt

Peter von Padua veröffentlichte (unter vielen anderen, zum Teil aus Übersetzungen bestehenden Schriften) ein Werk über die Elemente der Magie. Sein enormes esoterisches Wissen fand aber bei seinen Gegnern keine Gnade. Er wurde, als Ketzer denunziert, im Jahre 1318 auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Ein anderer italienischer Arzt und Gelehrter, Arnold von Villanova, der im Rahmen seiner Heilpraxis kabbalistische Zeichen, Amulette und derlei Gegenstände zeremonieller Magie anwandte (andererseits aber Praktiken wie die Totenbeschwörung oder Zauberei scharf verurteilte) wurde ebenfalls ins Gefängnis geworfen, wobei jedoch seine Strafe für die Zeit um 1300 herum immerhin milder ausfiel: seine Bücher wurden verbrannt.

Andere gingen ähnliche Wege — berühmte Gelehrte wie Robert Grosseteste und Roger Bacon, William von Auvergne und Thomas von Cantimpré. Einer der größten war zweifellos Albertus Magnus, weiland Bischof von Regensburg (der im Jahre 1312 heiliggesprochen wurde). Albertus Magnus war vor allem Naturforscher und Philosoph, kannte aber auch seine Magie, nämlich eine „Naturmagie“, die sich auf die Kraft der Pflanzen und Steine berief. Das Eisenkraut, sagte er, wirke als Liebeszauber. Der Achat wehre Phantome und Schlangen ab und halte die Melancholie vom Menschen fern. Smaragde dagegen seien zur Feststellung der Virginität geeignet.

Die dem Jenseits zugewandten Menschen des Mittelalters erinnern in mancher Hinsicht an die alten Ägypter mit ihrem ausgeprägten Hang zum Totenkult und Jenseitsglauben. Die Welt, in der der mittelalterliche Mensch lebte, war im Grunde genommen ein Kampfplatz, wo Gott und der Teufel um die Seele der Menschen rangen. Überall lauerte der Versucher, um den Menschen in jene größte aller Todsünden, den Abfall von Gott, zu verstricken und damit in ewige Verdammnis zu stürzen. Und die Kirche befand sich ihrerseits in einem ständigen Kampf gegen das Eindringen der Diener des Satans, gegen Häretiker und Ketzer, gegen Ungläubige und abgefallene Theologen. In dieser Atmosphäre allgemeiner Platzangst und Hysterie wuchs sich eine neue Form der Ketzerei aus: jene der Hexerei und der Teufelsverehrung. Und diese neue Gefahr für die christliche Kirche wurde im Mittelalter und insbesondere zur Zeit der Renaissance in ganz Europa mit einem in der Geschichte selten anzutreffenden Fanatismus grausam bekämpft.

Wir müssen hier mit unserem Leitfadens durch die Geschichte des Übernatürlichen zu einem Ende kommen. In den folgenden Kapiteln werden wir manches angetönte Thema sowohl anhand der aus der abendländischen Geschichte sich ergebenden Parallelen als auch unter heutigen Gesichtspunkten nochmals aufgreifen und den Faden in diesem Sinne weiterverfolgen. So werden wir später eingehend auf die oben nur kurz erwähnten Hexenverfolgungen zurückkommen, um von den das Übernatürliche betreffenden Vorstellungen jener Zeit ein umfassenderes Bild zu entwerfen. Wir werden auch auf Strömungen wie beispielsweise die Bewegungen des Spiritismus oder der dem Okkultismus stark verpflichteten Theosophie H. P. Blavatskys noch eingehen. Wir werden diese Erscheinungen im Spiegel jeweils ihrer Zeit betrachten und auf den Spuren der Geschichte bis herauf in die Gegenwart zu verfolgen trachten. Und dabei werden wir feststellen können, daß die alten Glaubensvorstellungen eine erstaunliche Beharrlichkeit bewiesen haben und in unserer modernen Gesellschaft an Einfluß sogar noch zu gewinnen scheinen.

3 Gelstergeschichten

„Der Wind hatte sich gelegt, es war eine ruhige Vollmondnacht. Stefan stand am offenen Fenster seines Schlafzimmers und sah hinaus. Noch herrschte in der Natur keine Ruhe. Von Zeit zu Zeit drangen seltsame, verzweifelte Schreie vom Weiher herüber — vielleicht von Eulen oder Wasservögeln. Doch eigentlich klangen sie nicht so. Und kamen die Laute nicht auch näher? Vom diesseitigen Ufer her, so schien es; und jetzt, als schwebten sie über den Büschen. Dann wurde es still. Aber gerade als Stefan das Fenster schließen wollte, gewahrte er zwei Gestalten. Sie standen auf dem zwischen Haus und Garten verlaufenden Kiesweg — ein Knabe und ein Mädchen, wie es schien . . . Während das Mädchen mit über der Brust gefalteten Händen beinahe lächelnd dastand, hob der Knabe, eine schmale, schwarzhaarige Gestalt in zerlumpten Kleidern, mit einer vor Hunger und Verlangen fast drohenden Gebärde die Arme hoch. Der Mond beschien seine geradezu durchsichtigen Hände, und Stefan sah, daß die Nägel entsetzlich lang waren und das Licht durch sie durchschien. Er bot mit seinen hochgereckten Armen einen schrekenerregenden Anblick. Auf der rechten Seite seiner Brust gähnte ein schwarzer klaffender Spalt; und wieder befahl Stefan, eher wie eine Erinnerung als ein Geräusch, einer dieser trostlosen Hungerschreie, deren Widerhall er den ganzen Abend von den Wäldern von Aswarby her vernommen hatte. Im nächsten Augenblick hatte sich das Schreckenspaar lautlos und behend entfernt, und Stefan sah die beiden nicht mehr.“

Der vorstehende Text ist auszugsweise einer Kurzgeschichte des englischen Schriftstellers M. R. James (1862—1936) entnommen. James war ein anerkannter Meister der Schauerliteratur, einer Literaturgattung, die (wie wir in Kapitel 1 bereits festgestellt haben) schon seit der Antike geläufig war, jedoch im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert besondere Beliebtheit erlangt hat. Heute stellt die vom Übernatürlichen handelnde Geschichte ein wichtiges Element des Zukunftsromans bzw. der utopischen Literatur dar. Ray Bradbury oder Richard Matheson fabulieren in einem Zug über Raketenschiffe und Gespenster, und ihre Leser scheinen diese Unbefangenheit zu teilen. Geschichten dieser Art — alte und neue — prägen die landläufigen Vorstellungen vom Wesen dessen, was man Geister nennt.

Die meisten Forscher sind sich darin einig, daß Erscheinungen nicht fotografiert werden können. Dennoch wird gelegentlich eine Aufnahme gemacht, die nur schwer erklärbar ist: z. B. nebenstehend eine verschwommene Gestalt im australischen Busch. Die fototechnische Prüfung und die Integrität des Fotografen scheinen eine betrügerische Doppelbelichtung auszuschließen.



Im übrigen werden diese Vorstellungen von dem amorphen Volksgut überlieferter Legenden und Phantastereien beeinflusst, das man im allgemeinen als Folklore bezeichnet. Volksüberlieferung und Volksdichtung stehen in gegenseitiger Abhängigkeit und greifen ineinander über. James beteuerte einmal sein Bemühen, die von ihm erfundenen Geister nicht im Gegensatz zu den — hinsichtlich der Geister mehr oder weniger stereotypen — Vorstellungen der Folklore erscheinen und handeln zu lassen. Ganz abgesehen von den heute als Kinderschreck fortlebenden Gespensterleintüchern und kettenrasselnden Gruselskeletten scheint die volkstümliche Legende immer wieder die gleichen Vorstellungen abzuwandeln: adlige Ahnen spuken in den alten Schlössern Europas, Kapuzenmönche und Nonnen geistern in mittelalterlichen Klosterruinen, und es wimmelt von geköpften Reitern und englischen Exköniginnen. So sind denn solche Geschichten und Legenden zwar vielleicht unterhaltend und jedenfalls bestens bekannt; aber sie geben kaum etwas her, was im Ernst über das Wesen der Geister Aufschluß gäbe.

Tatsächlich ist das Phänomen, von dem hier die Rede ist, auch wissenschaftlich untersucht worden, und zwar durch Psychologen und Parapsychologen, somit Fachleute, die, auf Objektivität und doppelte und dreifache Überprüfung bedacht, Geisterberichten nachgegangen sind, um deren Wahrheitsgehalt zu prüfen.

Die meisten Wissenschaftler vermeiden das Wort „Geist“ wegen seines folkloristischen Beigeschmacks und sprechen statt dessen von „Erscheinungen“, wobei dieser Begriff weiter ist. Dem Kleinen Oxford-Wörterbuch zufolge ist ein Geist „ein Toter, der den Lebenden erscheint“; Subjekt einer Erscheinung können jedoch sowohl Tote als auch Lebende sein. Im späten 19. Jahrhundert wurden Hunderte von Fällen von den britischen Pionieren der Seelenforschung F. W. H. Myers, E. Gurney und F. Podmore untersucht und in *Phantasms of the Living* gesammelt, einem (leider nicht ins Deutsche übersetzten) zweibändigen Handbuch, das immer noch als das Standardwerk des Paranormalen gilt. Ihnen und auch anderen Sachkennern zufolge ereignet sich der Großteil der natürlich nicht erkläraren Erscheinungen an kritischen Lebensstationen der erscheinenden Person, etwa wenn diese verunglückt oder stirbt. Derartiges wird dann meistens von Verwandten oder Freunden wahrgenommen, die mit der erscheinenden Person gefühlsmäßig eng verbunden sind, jedoch räumlich entfernt leben. Die Erscheinung offenbart oft, aber keineswegs notwendigerweise, die Art der Krisis. So kann im Augenblick eines Autounfalls ein Vater seinen verunglückten Sohn sehen — so, wie er ihn kennt und zu sehen gewohnt ist, oder auch so, wie dieser tatsächlich verletzt und bewußtlos, vielleicht meilenweit entfernt, auf der Straße liegt.

Im folgenden geben wir einen auf das Wesentliche zusammengefaßten Bericht einer in Indien lebenden jungen Engländerin wieder. Sie spielte mit ihrem Kind, als sie plötzlich ihren Bruder, der Flieger war, im Zimmer stehen sah. Erfreut über seinen unerwarteten Besuch, stellte sie das Kind ab; doch als sie sich nun ihrem Bruder zuwenden wollte, war er nicht mehr da — und da nun erst wurde ihr bewußt, daß es eine Erscheinung gewesen war. Zwei Wochen später mußte sie erfahren, daß ihr Bruder an eben demselben Tag, nämlich am 19. März 1917, im Luftkampf über Frankreich abgeschossen worden war.

Unter den Erscheinungen Toter (und grundsätzlich ebenso Lebender) hebt sich von den durch die Gefühlsbeziehung zum Wahrnehmenden gekennzeichneten Erscheinungen jene andere Gruppe der „Spukerscheinungen“ ab, die weniger mit

dem Wahrnehmenden als vielmehr mit bestimmten Orten in Zusammenhang stehen. Wie die Erscheinungen Lebender entbehren auch die Erscheinungen post mortem der körperlichen Gegenwart der erscheinenden Person. Insofern entsprechen sie den Geistern der Folklore. Sie scheinen wie diese durch Wände gehen zu können. Dennoch haben diese Geister meistens ein überaus lebensnahes Aussehen und offenbaren sich, wie im Fall jenes Fliegers, als Erscheinungen vielleicht erst durch ihr plötzliches, rätselhaftes Verschwinden. Eine solche Geistergeschichte hat der amerikanische Dichter Nathaniel Hawthorne aus eigener Erfahrung beschrieben. Er besuchte in Boston regelmäßig einen Klub, wo er in Gesellschaft anderer Klubmitglieder, die er zwar dem Gesicht und dem Namen nach kannte; jedoch der Klubsitte entsprechend niemals ansprach, zu lesen pflegte. So kannte er auch einen gewissen Dr. Harris. Und neben ihm nahm Hawthorne eines Tages, als er gerade von einer Reise zurückgekehrt war, im Leseraum Platz, ohne — wie gewöhnlich — auch nur ein Wort mit seinem Nachbarn zu wechseln. Dieser las seine Zeitungen, auch nur ein Wort mit seinem Nachbarn zu wechseln. Dieser las seine Zeitungen, und daran schien nichts außergewöhnlich zu sein. Am Abend aber erfuhr Hawthorne, daß Harris während seiner Abwesenheit gestorben und begraben worden war. Und trotzdem traf er ihn an den folgenden Tagen mehrmals wieder: lesend, an seinem gewohnten Platz. Trotz sorgfältiger Musterung vermochte er an dem vollkommen normal wirkenden Lesenden nichts Gespenstisches zu bemerken. Später blieb der Geist aus. Es bleibt Hawthorne mit seiner Geschichte und dem erklärten Bedauern, daß er den Geist — auch ohne Vorstellung — nicht angesprochen oder berührt hat.

Im Laufe langer Jahre ist es den Seelenforschern gelungen, solche Erscheinungen und deren charakteristische Merkmale zu beschreiben und auch das zugrunde liegende Phänomen zu erklären. Der Engländer G. N. M. Tyrrell hat es in seinem 1953 veröffentlichten Buch *Apparitions* unternommen, die hervorstechendsten Grundzüge einer „perfekten“ Erscheinung herauszustellen. Dies ist ihm (mit gewissen Einschränkungen besonders hinsichtlich des Spuks) weitgehend gelungen. Tyrrell zufolge hat eine Erscheinung zunächst einmal ein ebenso wirkliches und in allen Einzelheiten lebensnahes Aussehen wie ein menschliches Wesen. Der Wahrnehmende wird sie daher atmen und gehen hören (wenn sie nicht gerade im Gegensatz dazu geräuschlos „einherwandelt“). Die Erscheinung wird möglicherweise ihrerseits Notiz vom Wahrnehmenden nehmen: sie wird ihm den Kopf zuwenden, ihn anlächeln oder sogar ansprechen. Die Erscheinung vermag also — wie Tyrrell sagt — einen Menschen nachzuahmen. (Die hier aufgestellte Regel des „natürlichen Gebarens“ ist jedoch beim Spuk nur beschränkt gültig.)

Nichtsdestoweniger ist die Nachahmung nicht vollkommen. Nähert sich der Wahrnehmende der Erscheinung oder versucht er, sie zu berühren, so empfindet er ein Kältegefühl, und seine Hand greift ins Leere. Nach Tyrrell soll es in seltenen Fällen gelungen sein, eine Erscheinung zu berühren und anzufühlen; obwohl sie im allgemeinen einer Berührung ausweiche, indem sie verschwinde. Ferner hinterläßt eine Erscheinung keinerlei körperliche Spuren wie z. B. Fußabdrücke und kann auch, scheint es, nicht fotografiert werden. Ebenso wenig können ihre akustischen Kundgebungen auf Band aufgenommen werden. Manchmal büßt sie auch ihren lebendigen Charakter dadurch ein, daß sie verschwommen oder in der Entfernung unnatürlich klar wirkt. Und schließlich wird jede Erscheinung nach geraumer Zeit plötzlich oder allmählich verschwinden.



Rekonstruktionen von vier berühmten Geisterbegegnungen. Ganz links zeigen drei Bilder die „Abenteuer“ zweier englischer Damen, die bei einem Besuch in Versailles im Jahre 1901 Angehörige des Hofes Ludwigs XVI. gesehen haben wollen. Manchmal verfolgen die Erscheinungen einen besonderen Zweck. In den neunziger Jahren wurde Gilbert Rule, Professor an der Universität Edinburgh, von einem Geist zu dessen im Keller begrabenen Leichnam geführt (Bildsäule links). Oft sind es Erscheinungen von Menschen, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Der Geist eines jungen Mannes, der in einem Keller verhungert war, erschien 1865 einer Familie in Lille (Bild oben). Von Spuk spricht man, wenn ein Geist an einem bestimmten Ort umgeht. So soll das Phantom eines in Nord-Carolina bei einem Autounfall verunglückten Mädchens immer wieder am Unglücksort gesehen worden sein (rechts).



Das Bild der Erscheinung wäre ohne die Erwähnung gewisser Sondererscheinungen nicht vollständig — Erscheinungen etwa nur eines Kopfes oder nur einer Hand, aber auch, wenngleich selten, von Tieren oder sogar von leblosen Gegenständen. Zuverlässigen Quellen zufolge wurde im Jahre 1923 das Phantom eines Schiffes gesehen. Während es aber im Volksmund von Gespensterpferden und Geisterzügen nur so wimmelt, findet sich in den Akten der Seelenforscher diesbezüglich nur wenig.

Und was ist nun ein Spuk? Wenden wir uns also jenen Erscheinungen zu, die angeblich an bestimmten Orten immer wieder zu beobachten sind, wer auch immer der Beobachtende sein mag. Wo es spukt, da nun sind Folklore und Phantasie erst recht in ihrem Element. Selbst der Fremdenverkehr profitiert davon. Die BTHA (Englische Reise- und Feriengesellschaft) hat unlängst zu Werbezwecken ein Verzeichnis über Hunderte von Lokalgespenstern samt deren Geschichte herausgegeben. (Es scheinen in Englands Schlössern, Kirchen und Rittergütern ebenso viele Geister wie Mäuse zu hausen. Kein Wunder, daß ein französischer Zeitgenosse, Cyrille de Neubourg, England „das Land der Geister“ genannt hat.) Schwört da jemand, er habe seinen längst verstorbenen Onkel Georg im Garten spazieren sehen, so wird es eher schwerfallen, den überzeugten Neffen umzustimmen. Dagegen läßt sich die Aussage eines überhitzten Touristen wirklich leicht abtun, wenn er, vom Reiseführer inspiriert, wem immer weismachen will, ihm sei um Mitternacht auf den Zinnen des Spukschlusses die „weiße Frau“ erschienen.

Gleichwohl ist das Phänomen wissenschaftlich untersucht worden, wobei mehrere allgemeine Grundzüge herausgearbeitet werden konnten. Subjekt des Spuks sind oftmals frühere Bewohner des heimgesuchten Ortes, zumal dort Verstorbene. Viele erscheinen zum Zweck einer Art Neuinszenierung ihres Todes oder einer einst am Spukort überstandenen Lebenskrise. In New Orleans soll in den kältesten Winternächten jahrelang die Erscheinung einer nackten, wunderschönen Frau, vor Kälte zusammengekauert, auf einer Dachterrasse gesehen worden sein — laut Volksmund die Frau eines wohlhabenden Mannes, eine Negerin, die auf diese Weise einen vom Gatten spaßhaft verlangten, von ihr aber ernst genommenen Liebesbeweis erbracht haben soll und daran starb.

Spukerscheinungen spielen sich meistens so ab, daß der Spuk erscheint, eine mehr oder weniger vorgegebene Wegstrecke abgeht und wieder verschwindet. Sprichwörtlich ist der auf einer englischen Landstraße patrouillierende Gespensterpolizist geworden, der um die Jahrhundertwende in jedermanns Mund war. Aber auch wo sich das Phantom im wesentlichen nur durch sein Erscheinen kundgibt und gleich wieder verschwindet, fallen gegenüber „gewöhnlichen“ Erscheinungen beim Spuk zwei klare Unterschiede auf. Es spukt nie einmal, sondern immer wieder. Ferner ist das Gebaren eines Phantoms weit weniger „natürlich“ als im Fall einer dem Wahrnehmenden bekannten Erscheinung. Die Spukerscheinungen wirken eher wie Automaten. Sie schenken im allgemeinen dem Betrachtenden wenig oder gar keine Aufmerksamkeit, und ihr Agieren wirkt trotz einer gewissen Automatik unbestimmt und nur halbbewußt — somnambul.

Wie Tyrrell feststellt, machen bis zu einem gewissen Grad alle Erscheinungen einen schlafwandlerischen Eindruck. Dies sei jedoch bei den Spukerscheinungen besonders ausgeprägt. Und in diesem Zusammenhang verweist Tyrrell auf die Tatsache, daß Nachtwandler die ihnen begegnenden Menschen zu erkennen und,

wenn auch nur für einen Augenblick und in zumeist zusammenhanglosen, vagen Worten, anzusprechen vermögen, oft sogar in einer bestimmten Absicht, mit einer Botschaft — also genauso wie Erscheinungen. Besonders mitteilungsfreudig seien Erscheinungen post mortem. So erschien angeblich in den zwanziger Jahren ein Farmer aus Nord-Carolina nach seinem Tode einem seiner Söhne und zeigte ihm, wo er das Testament versteckt hatte. Oft erscheinen Geister, weil sie angeblich zu Lebzeiten gelobt haben, nach dem Tode „wiederzukehren“, um das Fortleben im Jenseits zu bezeugen. Oder es erscheinen die Phantome von Ermordeten, von Selbstmördern oder von unbeerdigten oder nicht würdig bestatteten Toten (ein Gedanke, der sich aus ältester Vorzeit erhalten hat). Oder es suchen, wie wir dies aus der Dichtung und vielen Legenden kennen, Geister die Lebenden heim, um sich zu rächen oder aus ähnlichen sentimentalischen Gründen.

Wir haben in keiner Weise erschöpfend geschildert, wie Geister aussehen und wie sie sich geben; aber wir haben nun eine allgemeine Vorstellung dessen, was alle jene, die von Geistererscheinungen reden, gesehen zu haben glauben. Damit stellt sich von selbst die Frage: Was haben sie wirklich gesehen? Und darauf gibt es viele Antworten. Die Erklärung des Skeptikers liegt auf der Hand: Wer immer Geister sieht, betrügt, wenn er nicht lügt, sich selbst oder ist zeitweilig irre. Ein eingefleischter Vertreter dieser Ansicht ist der Engländer D. H. Rawcliffe: der (hier übersetzte) Titel seines Buches *Einbildungen und Wahneideen des Übernatürlichen und Okkulten* spricht für sich selbst. Der amerikanische Psychologe Joseph Jastrow verweist Geister in den Bereich dessen, was er als absurde Selbsttäuschung betrachtet: als „eine von einer kränklichen Vernunft fehlgedeutete, hauptsächlich selbsthalluzinierte Projektion einer sich als Wahrheit gebenden Einbildung“. Weitere Beispiele erübrigen sich. Wo etwas nicht auf natürliche Weise erklärbar erscheint, ist Zweifelssucht nicht weit. Der Standpunkt liegt einheitlich fest: Will jemand einen Geist gesehen haben, so täuscht er sich, träumt, ist betrunken oder geistesgestört.

Fest verschanzt sehen wir im anderen Lager die Verfechter verschiedener spiritistischer Theorien, jene also, die an ein Fortleben nach dem Tode und eine geistige Verbindung zwischen dem Diesseits und dem Jenseits glauben. Erst 1950 haben z. B. die spiritistischen Publizisten Phoebe D. Payne und L. J. Bendit in *This World and That* das „Diesseits und Jenseits“ angeleuchtet und den Versuch einer etwas „hochgestochenen“ Erklärung der Spukerscheinungen unternommen. Sie gründet sich auf die Idee des *Psychons* — offenbar als Inbegriff einer in Spukhäusern wirkenden „Seelenpartikel“, die über die potentielle Energie verfügen soll, eine Art Neuinszenierung des Geschehens bzw. ein „Erinnerungsbild“ zu erzeugen.

Wer nun das Geisterthema weder einfach abtun will, noch in Bausch und Bogen einen spiritistischen Standpunkt einzunehmen vermag, dem wird am ehesten die Psychologie bzw. die Parapsychologie eine befriedigende Erklärung bieten. Freud sah im Geisterglauben ein Fortwirken der primitiven Furcht vor dem Tode. Diese Urangst sei eher nur ins Unbewußte verdrängt als wirklich überwunden. In seiner Schrift *Das Unheimliche* steht zu lesen: „Auf kaum einem anderen Gebiete hat sich unser Denken und Fühlen seit den Urzeiten so wenig verändert, ist das Alte unter dünner Decke so gut erhalten geblieben, wie in unserer Beziehung zum Tode... Da fast alle von uns in diesem Punkt (des Verkehrs mit den Seelen der Verstorbenen) noch heute so denken wie die Wilden, ist es auch nicht zu verwun-



dern, daß die primitive Angst vor dem Toten bei uns noch so mächtig ist und bereit liegt, sich zu äußern, sowie irgend etwas ihr entgegenkommt.“

Der Gedanke, daß das Unterbewußtsein verdrängte Wahrnehmungen, Erinnerungen, Gefühle und Wünsche (die ins Bewußtsein des Menschen und in sein Handeln eingreifen können) aufspeichert, bildet die Grundlage für Freuds und ebenso C. G. Jungs Ansicht über Geistererscheinungen. Jung nimmt jedoch an, daß das Unbewußte „nicht nur Persönliches, sondern auch Unpersönliches, Kollektives in Form vererbter Kategorien oder Archetypen“ bewahrt. Das Unbewußte umschließt daher neben den verdrängten Inhalten des persönlichen Unbewußten auch das den Schwellenwert des Bewußtseins gleichfalls nicht erreichende kollektive Unbewußte mit seinen allen Völkern und Kulturen gemeinsamen Urbildern. Seine Inhalte sind daher autonom; sie können in Träumen an die Oberfläche kommen oder sogar als Visionen oder Halluzinationen in den Raum projiziert werden. Und weil sie völlig dem Unbewußten entstammen, scheinen sie, wenn sie ins Bewußtsein treten, eigenartig, „unheimlich und gleichzeitig faszinierend“. Jungs eigenem Bericht zufolge wachte er eines Nachts in seinem Haus in Bollingen auf und hörte Musik, Gespräch, Gelächter und Schritte; auch glaubte er viele schwarzgekleidete Gestalten zu sehen. An diesem Punkt wachte er wirklich auf. Er schaute zum Fenster hinaus. Natürlich war nichts zu sehen. Er hatte geträumt. Er hatte geträumt, er wache auf und höre die Geräusche.

Vielleicht wirft diese Erfahrung ein neues Licht auf das Phänomen und damit auf jene Geistererscheinungen, die mit den Worten bezeugt werden: „Ich wachte auf und sah eine Gestalt an meinem Bett.“ Aber es wäre falsch, hieraus schließen zu wollen, Jung habe die Erscheinungen samt und sonders als Träume oder Halluzinationen abgetan. In späteren Jahren bezweifelte er, daß eine ausschließlich psychologische Betrachtungsweise dem Phänomen gerecht werden könne. Er bekannte sich zu einer „praktischen Psychologie“, die sich nicht mehr auf einen rein intellektualistisch-wissenschaftlichen Standpunkt berufen könne, sondern auch dem Gefühlsstandpunkt Rechnung tragen müsse, also mithin allem, was die Seele an Tatsächlichkeiten enthalte. „Das Ganze der Seele“, sagte Jung, „kann vom Intellekt allein nie erfaßt werden.“

Erscheinungen treten manchmal als Überbringer einer Warnung oder Botschaft auf. Hier Bildrekonstruktionen solcher Vorfälle. Ganz links ein deutscher Pilot, der über England abgestürzt und nach der Bergung durch eine Rettungsmannschaft aus dem Wrack seines Flugzeuges in einem englischen Spital gestorben war. Wochen darauf bewahrte der Geist des toten Piloten einen Angehörigen der Bergungsmannschaft vor dem Tode, indem er an sein Fenster klopfte, um ihn vor einem beabsichtigten Ausgang zu warnen (links). Am selben Abend fiel das Gasthaus, das er hatte aufsuchen wollen, einem Bombenangriff zum Opfer (rechts). Nicht immer manifestieren sich Erscheinungen in ihrer menschlichen Gesamtgestalt. So sahen südafrikanische Flieger, die während des Zweiten Weltkrieges in einem italienischen Schloß einquartiert waren, als nächtliche Erscheinung des öfteren gerade nur zwei Augen (Bild unten).



Schon vor ihm hat sich ein anderer Pionier der Psychologie, der Amerikaner William James, von der rein psychologischen Betrachtungsweise — die Erscheinungen und ähnliche Phänomene zum Teil auch heute noch völlig in Abrede stellt — abgewandt und vorgezogen, den Gegenstand mit den Methoden der wissenschaftlichen Seelenforschung zu untersuchen. Er war nicht der Mann, der einfach an Geister glaubte. Aber er war der Ansicht, es sei, „solange sich solche Geschichten in aller Welt häufen und nur die wenigsten davon geklärt werden können, nicht die richtige Methode, diese zu ignorieren“.

Nachdem James bei der Etablierung der berühmten „Society for Psychical Research“ — kurz S.P.R. (Gesellschaft für Psychische Forschung) — eng mit Myers und Gurney zusammengearbeitet hatte, schien er gleich ihnen Erscheinungen als sogenannte „objektive“ Halluzinationen des Unterbewußtseins zu betrachten. Diese werden durch das seinerseits vom Bewußtsein beeinflusste Unterbewußtsein erzeugt. James Hauptinteresse auf dem Gebiet der Parapsychologie galt dem Mediumismus. Er war überzeugt, daß das wahre Medium einer Art telepathischer Verbindung „von Psyche zu Psyche“ fähig ist. Auch viele andere Seelenforscher haben zur Erklärung der von ihnen untersuchten Paraphänomene auf die Telepathie zurückgegriffen. Zunächst aber ein Wort über die Telepathie selbst.

In jüngster Zeit wurden auf dem Gebiet der außersinnlichen Wahrnehmungen (ASW), vor allem der Telepathie, aber auch der mit dieser verwandten Phänomene des Hellsehens und der Präkognition (Hellsehen in die Zukunft), von methodisch arbeitenden Wissenschaftlern, namentlich von J. B. Rhine und seinen Mitarbeitern von der Duke-Universität, umfangreiche Untersuchungen durchgeführt und deren Resultate statistisch ausgewertet. Aufgrund dieser Forschungsergebnisse ist die Mehrheit der modernen Wissenschaftler heute der Ansicht, daß der Mensch über telepathische Fähigkeiten verfügt. Andere Gelehrte allerdings bestreiten die zwingende Schlüssigkeit der anhand von Experimenten erbrachten Beweise, und zwar vor allem mit dem Hinweis, die Voreingenommenheit der Untersuchenden habe die Erbringung der gewünschten Nachweise durch Beeinflussung der Probanden begünstigt. Der Meinungsstreit dauert an. Dessen ungeachtet ist die Telepathie in den sechziger Jahren zu einem respektablem Gegenstand der wissenschaftlichen und akademischen Forschung avanciert. An den amerikanischen Universitätsinstituten für Parapsychologie werden laufend Versuche durchgeführt und die Ergebnisse verglichen. Sowohl in den USA als auch in Rußland wurden kürzlich Untersuchungen über die ASW im Zusammenhang mit den Raumflugprogrammen angestellt, nachdem hier möglicherweise ein einfaches Verständigungsmittel zwischen den Astronauten vorgestellt wird.

Die Stellungnahmen der um Objektivität bemühten Berichterstatter über den Wert der wissenschaftlichen Seelenforschung stimmen darin überein, daß erstens umfangreicheres Tatsachenmaterial notwendig sei, um gültige Schlußfolgerungen ziehen zu können, und daß zweitens die wissenschaftlichen Anstrengungen in dieser Richtung jedenfalls lohnend seien. Und viele wären sich vermutlich auch noch in einem dritten Punkt einig — daß nämlich das bereits vorliegende Beweismaterial mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf das Vorhandensein telepathischer und hellseherischer Kräfte schließen läßt. Wo immer aber die ASW als erwiesene Tatsache erklärt wird, folgt die Einschränkung, daß bis jetzt über Ursprung, Wesen und Funktion der ASW praktisch nichts bekannt ist. Die For-

scher scheinen nachgewiesen zu haben, daß etwas existiert, ohne noch enträtselt zu haben, was es ist. Jedenfalls aber ist es weit entfernt von den Künsten eines gedankenlesenden Bühnenhellsehers oder den in Zukunftsromanen geschilderten paramentalen Kontaktgesprächen. In Hunderten von Experimenten hat es sich gezeigt, daß das außersinnliche Wahrnehmungsvermögen nur äußerst schwach und vor allem *unbewußt* ist, somit spontan, unzuverlässig und unkontrollierbar. Und wie nun erklären die ASW-Theorien die Erscheinungen?

Zunächst halten wir uns an Myers und Gurney, deren in den achtziger Jahren entwickelte Theorien die wissenschaftliche Seelenforschung maßgebend bestimmt haben. Myers' (hier vereinfachte) Erklärung läuft darauf hinaus, daß der Agent oder Sender — die Person, deren Erscheinung gesehen wird — im Zustand einer Krise dem Perzipienten — oder Empfänger — eine telepathische Botschaft übermittelt, die seitens des Perzipienten eine Verkörperlichung oder Veräußerlichung in einer für seine Sinne wahrnehmbaren Form erfährt. Myers selbst hat diesen Gedankengang, der zunächst im Hinblick auf den Spuk sowie Erscheinungen post mortem nicht befriedigend erscheint, im Kontext seiner „Phantasmen der Lebenden“ (um mit dem Titel seines berühmten Werkes zu sprechen) zu erklären versucht. Dennoch wurden dagegen erhebliche Einwände vorgebracht. Ein Problem spielt dabei das Schreckgespenst für alle telepathischen Theorien, die Frage nämlich, warum manche Erscheinungen von mehr als einer Person gleichzeitig wahrgenommen werden können.

Gurney, der Myers' Ansicht im wesentlichen teilte, nahm an, daß der Agent seine Botschaft dem Empfänger A übermittelt und dieser dann die Perzipienten B, C usw. telepathisch „infiziert“ — daher sehen nun alle dasselbe.

Tyrrell geht vom Ausgangspunkt Myers' und Gurneys, also telepathischer Verbindung, aus und wies zunächst darauf hin, daß wir die Reize der Außenwelt nicht unmittelbar erfassen. Diese werden zunächst im Bewußtseins hintergrund des Erlebens nur undeutlich wahrgenommen („perzipiert“) und erst auf einer höheren Stufe klar und deutlich ins Bewußtsein aufgenommen („apperzipiert“). So registriert z. B. unser Auge vorerst nur einen undeutlichen Sinneseindruck, etwa einen Farbfleck, der erst, wenn er voll ins Bewußtsein tritt, als dieser oder jener uns bekannte Gegenstand erkannt wird. Die hier eingeflochtene Klarstellung mag fast als psychologische Haarspalterei erscheinen. Sie ist aber unentbehrlich. Tyrrell nämlich wies darauf hin, daß der Prozeß auch umgekehrt verlaufen könne. Eine Tiefenschicht unseres Bewußtseins (vermutlich des Unterbewußtseins) könne, entsprechend stimuliert, unseren Sinnesorganen Eindrücke vermitteln, die, vom Bewußtsein gewohnheitsmäßig „übersetzt“, wie Wahrnehmungen bewußt werden, aber subjektive Halluzinationen sind.

Eine subjektive Halluzination stellt sich ein, wenn Psyche und Körper bzw. Psyche oder Körper den Anstoß für die Auslösung von Sinneseindrücken geben. Löst jedoch, anderswoher, *Fremdpsychisches* telepathisch den Reiz aus, so ist das Resultat objektiv. Und der telepathische Prozeß spielt sich nach Tyrrell folgendermaßen ab: unterschwellige Konstituenten der Persönlichkeit des Agenten werden ausgesendet und treffen auf ähnliche Konstituenten in der Psyche des Perzipienten; die Psyche des Senders und des Empfängers treten in Wechselwirkung und produzieren nun eine objektive Halluzination. Oder anders formuliert: Die Psyche des Agenten liefert ein telepathisches Vorstellungsmuster, das die Psyche



des Perzipienten empfängt und zur Erscheinung dramatisiert, wovon das eigene Bewußtsein des Halluzinierenden sozusagen verblüffter Zuschauer ist. Daß die Erscheinung wechselseitiger psychischer Aktivität zweier verschiedener Persönlichkeiten entstammt, würde erklären, warum die Erscheinung der Umwelt gewahrt wird. Daß sich andererseits diese psychische Wechselwirkung im Unbewußten oder nur an der Schwelle des Bewußtseins abspielt, würde die gelegentlichen Entgleisungen bzw. das von der Lebensechtheit abweichende, somnambule Verhalten der Erscheinung erklären.

Tyrrell stellt heraus, daß bei Krisiserscheinungen das telepathisch gesendete Vorstellungsmuster seitens des Agenten im Zusammenhang mit der ihm bewußten Tatsache seiner Krisenlage steht. Dagegen steht (immer nach Tyrrell) in Fällen somnambulen Spuks das unterschwellige Vorstellungsmuster des Agenten nur noch in einem höchst schwachen oder in keinem Zusammenhang mehr mit einer Vorstellung seines Bewußtseins; der Agent überträgt dann nur noch unbewußte Gedächtnisbilder oder dergleichen. Dies würde erklären, warum die Spukerscheinung vom Perzipienten kaum Notiz nimmt und sich in der Regel routinemäßig-automatenhaft bewegt.

Was das Problem der Kollektivwahrnehmungen anbetrifft, so versucht, sagt Tyrrell, die in psychischer Wechselwirkung projizierte Erscheinung nach Kräften, ein normales Gebaren an den Tag zu legen bzw. nachzuahmen. Sind nun außer dem Sender und Empfänger noch andere Personen gegenwärtig, so muß die Psyche dieser Personen vom Sender gleichfalls stimuliert werden, die Erscheinung zu erzeugen. Sie nehmen die Erscheinung ihrerseits in höchstmöglicher Lebenswirklichkeit wahr. Der Umstand, daß eine der anwesenden Personen die den anderen wahrnehmbare Erscheinung nicht sieht, wäre dann auf die gleiche Weise wie das vom „normalen Gebaren“ abweichende Verhalten mancher Erscheinungen zu erklären: daß nämlich die telepathische Verbindung von Psyche zu Psyche niemals zuverlässig gewährleistet erscheint; oft ist sie nur bruchstückhaft oder ungenügend oder kann überhaupt nicht hergestellt werden.

Allein jene Forscher, die 1956 zum Problem der ASW-Projektion Stellung nahmen, waren mit den Theorien Tyrrells nicht einverstanden. Der Bericht, der

Jeder Mensch würde die links abgebildeten Farbkleckse und Schwarz-Weiß-Gebilde auf verschiedene Weise deuten (durch Formdeutetests anhand solcher Bildtafeln versucht der Psychologe ein Bild von der Persönlichkeitsstruktur eines Menschen zu gewinnen). Tatsächlich ist die Wahrnehmung ein Interpretationsprozeß, eine „Übersetzung“ dessen, was zunächst nur undeutlich wahrgenommen und erst auf einer höheren Stufe der Bewußtwerdung klar und deutlich als ein uns bekannter Gegenstand oder ein Bild erkannt wird. Die Interpretation kann fehlerhaft sein. So kommen Sinnestäuschungen oder Halluzinationen zustande. Beispielsweise könnte jemand in einer natürlichen Wolkenbildung ein Gesicht am Himmel sehen (Bild rechts).



an sich geradezu ein Meisterwerk ist, analysiert 165 Fälle sogenannter Erscheinungen aller Art und gibt einen jeweils mit Kommentaren versehenen Überblick über die wichtigsten Theorien, wobei insbesondere auch auf Tyrrell eingegangen wird. Schließlich liefert der Bericht Ansatzpunkte für die Entwicklung einer neuen Theorie, die sich zwanglos zur Erklärung des gesamten Materials anwenden ließe. Zunächst legen uns die Verfasser nahe, davon auszugehen, daß alles Körperlich-Materielle (Menschen, Tiere und leblose Objekte) ein nichtkörperliches Gegenstück hat, das sie das „ätherische Objekt“ nennen. Ätherische Objekte existieren im „psychischen Raum“. Der psychische Raum durchbricht manchmal den physischen Raum. Das bewußte Wahrnehmen und Handeln eines Menschen kann sich innerhalb des „Vehikels“ seines physischen Körpers oder aber auch innerhalb seines ätherischen Gegenstücks abspielen. Und das ätherische Gegenstück eines Menschen kann mittels ASW bei vollem Bewußtsein *projiziert* werden. Die Projektion eines ätherischen Objektes wie z. B. einer Erscheinung habe daher bis zu einem gewissen Grad objektive Tatsächlichkeit für sich — sie sei, wenn wahrgenommen, keine bloße Halluzination mehr. Ausdrücklich betont der Bericht, daß nur eine Theorie, die eine Erscheinung als *halb*-substantielle Realität gelten läßt, das vorhandene Material einheitlich zu erklären vermöge.

Ein derart summarischer Abriss wird dem Bericht zweifellos nicht gerecht. Jedoch lassen sich wenigstens die Grundkomponenten dieser Theorie über das Wesen der Erscheinung und die dabei der ASW zufallende Rolle erkennen. Eine Frage, die noch keine Theorie gelöst hat, bleibt offen: Beweisen Erscheinungen ein Weiterleben nach dem Tode? Gurney sagte nein. Für ihn waren Erscheinungen Verstorbener telepathische Übertragungen, die vom Agenten im Augenblick seines Todes gesendet, aber aus irgendeinem Grund später erst empfangen wurden. Tyrrell sagte ja. Denn Erscheinungen des Toten unterscheiden sich, wenn überhaupt, nur geringfügig von Erscheinungen des Lebenden. Somit müsse als Agent in beiden Fällen ein und derselbe angenommen werden. Dies führt Tyrrell zu dem kühnen Schluß, daß es Telepathie zwischen Lebenden und Toten gebe und eine Erscheinung post mortem aufgrund telepathischer Zusammenarbeit der Psyche des lebenden Empfängers mit der fortlebenden Psyche des toten Agenten zustande



In der Theorie wird vielfach angenommen, daß bei Erscheinungen Telepathie im Spiel sei, deren Tatsächlichkeit experimentell nachgewiesen wurde. Dazu hat namentlich S. G. Soal beigetragen. Links sieht man einen Agenten und den Perzipienten bei einem der Kartenversuche. Dr. Soal arbeitete in großen Serien mit einem Spiel von 200 Karten (oben), und zwar 40 mal je 5 Karten mit gleichen Tiersymbolen. Die Karten werden der Reihe nach dem Agenten gezeigt. Der Perzipient soll sie erraten. Der Versuchsleiter notiert. Bei rein zufälligem Erraten wären von 200 Karten 40 Treffer als Zufallsergebnis zu erwarten. Dr. Soal errechnete die Wahrscheinlichkeit von z. B. 64 erzielten Treffern über der Zufallserwartung (von 40 Treffern). Das Verhältnis der erzielten Abweichung zur „Standardabweichung“ ergibt nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung eine Wahrscheinlichkeit von 50 000 : 1, was beweist, daß neben dem Zufall ein anderer Faktor mitwirkt.

Errechnung der Wahrscheinlichkeit bei einem Versuchsergebnis von 64 erzielten Treffern aus einem Spiel von 200 Karten.

Zufallserwartung (Durchschnittstreffer)	40
Tatsächlich erzielte Treffer	64
Abweichung von der Zufallserwartung	24

Formel zur Berechnung der Standardabweichung

$$\frac{4}{10} \times \sqrt{\text{Anzahl der Karten}}$$

$$\frac{4}{10} \times \sqrt{200} = 5,66$$

Teilzahl aus dem Verhältnis der erzielten Abweichung zur Standardabweichung

$$\frac{24}{5,66} = 4,2$$

was nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung eine Wahrscheinlichkeit ergibt von 50 000 : 1

komme. Ebenso setzt natürlich die hypothetische Lehre vom ätherischen Objekt die von fortlebenden Toten ausgehende ASW-Projektion voraus.

So widersprüchlich die verschiedenen Theorien auch sein mögen, so sind sich sämtliche der von mehr oder weniger gesichertem Tatsachenmaterial ausgehenden Forscher darin einig, daß ihre Erklärungsversuche nur bestenfalls Arbeitshypothesen sind. Sie betonen die Notwendigkeit weiterer Forschungsarbeit zur Sicherung des Tatsächlichen und den Vorrang der Tatsachenforschung vor der — heute noch nicht möglichen — Entscheidung für eine der erwähnten oder auch anderer Hypothesen. Mit anderen Worten: Das Problem ist noch ungelöst.

Erscheinungen oder — hier besser — „Geister“ werden gesehen, gehört oder gefühlt. Strittig ist die Frage, ob oder inwieweit unter dem allgemeinen Begriff der Geister auch jene einzureihen sind, die *nur* gehört werden (z. B. in Form von Schritten, Kreischen oder Musik) oder die nur gefühlt werden (Luftzüge, Schulterklopfen u. a. m.). Jedenfalls fällt es nicht leicht zu entscheiden, wo derartige Manifestationen aufhören, Erscheinungen zu sein, und wo das beginnt, was unter dem Schlagwort *Poltergeister* bekannt ist.

Die Poltergeister haben ein hervorstechendes Merkmal: sie hinterlassen physische Spuren. Der Poltergeist läßt, was er da — polternd — herumstößt, liegen, wie es kommt. Er schafft demzufolge Beweise — rechte und schlechte. Beispielsweise flüchtete 1964 in Calais eine Frau mit ihren zwei Kindern in panischem Schrecken aus ihrer Wohnung. Es sollen dort Butter, Tomaten und Eier quer durch die Zimmer geflogen sein, Vorhänge und Kleider zerrissen, Geschirr und Blumentöpfe zerschlagen worden sein; zur Krönung des Ganzen erhob sich angeblich die Zahnpasta und zeichnete Kreuze an die Decke. Das Chaos blieb für jedermann sichtbar — für die Polizei und jene Journalisten, die über den Vorfall berichteten.

„Poltergeister“, schrieb der englische Dichter Robert Graves 1958 zum Thema, „legen überall ein gleichbleibend erschreckendes Gebaren an den Tag: humorlos, sinnlos, ungebärdig.“ Das war schon immer so, wie die Geschichte der Poltergeister beweist. Als ältestes uns bekanntes Beispiel ist ein Fall überliefert, der sich A. D. 355 in Bingen am Rhein zugetragen haben soll. Schon damals wurden Steine geschmissen, Leute aus den Betten geworfen, und es wurde geklopft und gepoltert. Wie nicht anders zu erwarten ist, wurde über den Vorfall als ein Werk des Teufels berichtet. Seither ziehen sich durch die ganze Geschichte hindurch die sporadisch rufbar gewordenen Fälle. Sie ereigneten sich regelmäßig unter den gleichen Anzeichen und wurden meistens auch in der gleichen Weise erklärt. (Eine interessante Abweichung ist aus der Zeit um das Jahr 1190 aus Pembrookeshire (Wales) überliefert. Dort begann der Steine um sich werfende Poltergeist auf einmal zu sprechen und nahm die Gewohnheit an, sich in aller Öffentlichkeit über eher peinliche Ereignisse aus dem Leben so manchen Bürgers auszulassen.) Kein Land ist von den Poltergeistern verschont geblieben. Und in unserer Zeit ist der Poltergeist am Werk wie eh und je.

Obwohl nun aber das Gebaren der Poltergeister immer auf derselben Linie liegt, wurden ihre Umtriebe im einzelnen doch recht unterschiedlich befunden. Sie reichen von kaum hörbaren Knarrgeräuschen im Gebälk bis zu gewalttätigen Verwüstungsaktionen. Sogar schwere und schwerste Gegenstände werden da herumgeschleudert, Messer oder siedende Wasser zischen durch die Luft, Feuersbrünste

werden entfacht. Der „gemäßigte“ Poltergeist (eher boshaft als unheilvoll) scheint am landläufigsten zu sein. Dieser Kategorie sind Merkwürdigkeiten zuzurechnen wie z. B. der 1950 aus Missouri berichtete Vorfall; wo auf einer Farm auf mysteriöse Weise ein Wasserfaß von 250 Liter Inhalt im Laufe mehrerer Monate tagtäglich randvoll aufgefüllt wurde. Zu den harmlosen gehört auch jener ziemlich verdächtige Poltergeist, der 1964 in einem Haus in Stow-on-the-Wold (England) die Wände beschrieb und auf Schlagermelodien seine eigenen Verse sang. Von diesen aus der Reihe fallenden Umtrieben abgesehen, gibt sich der zahm geartete Poltergeist nur einfach geräuschvoll. Man vernimmt Geräusche wie Fußstapfen, Glockenklängeln, Pochen und Klopfen. Tatsächlich war es ja — wie wir in Kapitel 4 hören werden — ein klopfender Poltergeist, der im Jahre 1848 in Hydesville im Staat New York das von einer gewissen Familie Fox bewohnte Haus beunruhigte und dadurch den Anstoß für das Entstehen der bald weltweiten Bewegung des Spiritismus gab. Ohne unserem ausführlichen Bericht über die Geschichte der Familie Fox vorzugreifen, möchten wir hier nur bemerken, daß ein Großteil der spiritistischen Medien ihre „Geisterbotschaften“ aus dem Jenseits vermöge poltergeistartigen Klopfens sowie Erhebungen und Verschiebungen von Gegenständen im Raum empfängt und kundgibt.

Nur selten begnügen sich die Poltergeister mit Polter- oder Klopflauten. Da werden Möbel gerückt, da wird Geschirr zerbrochen; oft wird auch einfach, was nicht niet- und nagelfest ist, wahllos herumgeschmissen. So berichtet, so geschehen im Jahre 1962 in einem englischen Supermarket, wo es mit den Lebensmitteln in den Stellagen so zunging. Verhältnismäßig häufig bewegen sich jedoch die Gegenstände höchst seltsam und im Gegensatz zu den Naturgesetzen. Der berühmte Poltergeist, der 1958 ein Haus in Seaford im Staat New York heimsuchte — ein Fall, der von Parapsychologen der Duke-Universität untersucht worden ist — brachte u. a. Flaschen in Bewegung, so daß diese langsam der Tischkante zuglitten und dann vor glaubwürdigen Zeugen zu Boden fielen.

Die Poltergeister scheinen es mit Vorliebe auf Küchengeschirr, Vasen und Ziergegenstände angelegt zu haben. Aber auch schwerere Gegenstände werden gerückt, gerüttelt, umgestoßen oder gehoben. Einen Fall, der 1958 in Hartville (Missouri) von sich reden machte, hat der amerikanische Parapsychologe W. E. Cox untersucht. Man befand sich dort höchst eigenartigem Treiben gegenüber: es flogen ein Eimer voll Wasser, ein voller Waschzuber und andere beachtlich große und schwere Gegenstände im Haus herum (manche sah Cox mit eigenen Augen in Aktion). In der Tat schließt — wie Cox in einer vergleichenden Analyse über Poltergeistfälle sagte — ungefähr ein Viertel aller von ihm studierten Fälle die Bewegung besonders schwerer Gegenstände ein.

Manchmal scheinen die Gewalttätigkeiten — alles andere als plan- und ziellos — auf ein bestimmtes Mitglied des geplagten Haushalts ausgerichtet zu sein. Dies traf z. B. in jenem berühmt gewordenen Poltergeistfall zu, der 1850 das Haus des Reverenden E. Phelps in Stratfort (Connecticut) heimsuchte. Hier galten die Umtriebe dem elfjährigen Sohn des Geistlichen, dessen Kleider arg zugerichtet wurden und der einmal sogar von einer „unsichtbaren Macht“ aufgehoben und durch das Zimmer getragen worden war. Im Jahre 1926 wurde ein dreizehnjähriges rumänisches Mädchen wiederholt von einem beißenden Poltergeist attackiert. Berichten von Augenzeugen zufolge konnte man deutlich die Bißspuren



Volksmund und Literatur wissen in zahlreichen Geistergeschichten und -legenden von Blutspuren zu berichten, die bisweilen an Wänden und Fußböden von Spukhäusern sichtbar werden. Die legendäre Materialisation derartiger Blutphantome soll sich angeblich besonders häufig an Jahrestagen eines Blutverbrechens abspielen und auf diese Weise Tag und Stunde des geschehenen Mordes markieren. Wie auf unserer Abbildung veranschaulicht ist, erscheint zunächst ein kleiner Blutfleck, der allmählich zunimmt, bis die kritische Stunde erreicht ist, in der der Tod eintrat. Und ebenso geheimnisvoll, wie sie auftritt, soll sodann die Blutspur wieder verschwinden.

sehen. Als sich das Mädchen zur Untersuchung durch Parapsychologen nach London begab, „reiste“ das Phänomen mit. Es handelte sich übrigens nicht um nachhaltige Verletzungen. Überhaupt verletzen die Poltergeister nur selten die Menschen, obwohl oft allerlei Objekte gefährlich herumfliegen. Die der Mutter einer von Poltergeistern geradezu verfolgten Familie zugefügten Verletzungen — der Fall trug sich 1890 in Sciacca (Sizilien) zu — gehören zur Ausnahme: sie war von einem geschleuderten Gegenstand getroffen worden und bewußtlos zusammengesunken. Hingegen liegen, wie gesagt, Verwüstungen, ja sogar Feuersbrünste durchaus auf der Linie. In Amherst (Neuschottland) brachen zur Zeit des „großen Rätsels von Amherst“ (1879) mehrere einem Poltergeist zugeschriebene Brände aus.

So viel über Vorfälle, die für die Umtriebe der Poltergeister kennzeichnend sind. Wie ist das Phänomen zu erklären? Die angebotenen Erklärungen sind — ähnlich wie bei den Erscheinungen — ungefähr ebenso verschiedenartig wie die Umtriebe. Von selbst versteht sich die Ansicht des Skeptikers, es handle sich entweder um Halluzinationen oder, häufiger noch, um Schwindel. Und die Skepsis hat viel für sich. Nur allzu oft schrumpfte das Poltergeist-„Rätsel“ auf völlig natürliche Ursachen zusammen. Es braucht nur irgendwo zu knarren, wie dies in alten Häusern vorkommt, und die schreckhaften Hausbewohner sprechen von „Spuk“; dies mag genügen, um irgend jemanden — gewöhnlich ein seelisch gestörtes Kind — auf den Plan zu rufen, und prompt häufen sich die Vorkommnisse, die man nun eben von einem Poltergeist erwarten darf. Und ist einmal davon die Rede, so sind die Menschen leichtgläubig genug, Poltergeistern erwartungsgemäß überall zu begegnen. So konnte — um nur ein Beispiel, das Geschichte gemacht hat, zu nennen — der Poltergeist des „Cock-Lane-Rätsels“, das im 18. Jahrhundert ganz London in Atem hielt, mehr oder weniger einwandfrei auf die Tochter des Spukhauses zurückgeführt werden, die wahrscheinlich noch von ihrem ob solcher Berühmtheit erfreuten Vater ermutigt worden war.

Der berühmte Seelenforscher und Mitautor der früher erwähnten *Phantasms of the Living*, Frank Podmore, bezeichnete die Poltergeistgeschichten rundweg als Schwindel. „Wir haben, im ganzen genommen, keine haltbar nachgewiesenen Vorfälle feststellen können, die nicht ebensogut irgendein Mädchen oder ein unartiger Junge von kaum überdurchschnittlicher Schlaueit und Verschlagenheit hätte veranstalten können.“ Und er fügte hinzu: „Der wissenschaftlichen Untersuchung sind die Poltergeister weitgehend entzogen, nachdem die Phänomene in der Regel nicht auf Befehl produziert werden und jede Maßnahme der Tatsachensicherung oder die geringsten Anzeichen eines Argwohns hinreichen, daß die Phänomene allesamt ausbleiben . . . Die Entlarvung solchen betrügerischen Unfugs gestaltet sich daher äußerst schwierig.“

Podmore schrieb dies im Jahre 1902. Seither sind weitere Fälle wissenschaftlich untersucht worden. Vorerst aber möchten wir noch rasch einen Seitenblick auf eine Hypothese werfen, anhand derer der englische Seelenforscher G. W. Lambert das Problem zu erklären versucht hat (1955). Danach wären physikalische Phänomene, die den Poltergeistern zugeschrieben werden, im Zusammenhang mit den Gezeiten sowie mit den Auswirkungen von Grundwasserströmen, Erdbeben usw. zu sehen. Beispielsweise entsteht in der Mündungszone eines Grundwasserstromes (ins Meer) infolge der Flut eine Art Sperre und infolgedessen ein Druck, der die dem Strom überlagerten Erdschichten nach oben in Bewegung bringt und sich

auf die im kritischen Terrain befindlichen Häuser in der Art eines „hydraulischen Hebebocks“ auswirkt. Dadurch gerate im Innern dieser Häuser alles in Bewegung. Und, sagt Lambert, von den von ihm untersuchten Poltergeistfällen sei ungefähr die Hälfte innerhalb der Drei-Meilegrenze auf Küstengegenden entfallen, die an Ebbe und Flut unterworfenen Gewässer angrenzen. Die Häufigkeit des Phänomens in Küstengebieten könne man schwerlich mit der dort größeren Bevölkerungsdichte erklären.

Unsere Zusammenfassung wird selbstverständlich Lamberts komplizierter geophysikalischer Theorie nicht gerecht. Wir können daher nur betonen, daß diese Theorie auf objektiven Grundlagen und sorgfältig-exakt ausgearbeiteten Einzelheiten aufgebaut scheint. Demgegenüber muß auch gesagt werden, daß zwei nicht weniger gewissenhafte Autoren, A. D. Cornell und Alan Gauld, schwerwiegende Einwände vorgebracht haben (1961), wonach Lamberts Theorie zwar auf Einzelfälle, aber nicht generell anwendbar wäre. Ein natürliches Beben, so argumentieren sie, das einen schweren Stuhl von der Stelle zu rücken vermag, müßte bereits von einer Stärke sein, daß ein Haus auch an seiner Struktur Schaden nähme. Dies sei kaum je der Fall gewesen. Auch werde von den Poltergeistern oft nur ein Gegenstand im Raum in Bewegung gebracht, was unmöglich erscheine, wenn die Ursache eine Erschütterung des ganzen Hauses sein soll. Und dergleichen mehr. Gleichwohl stellen Lamberts Ideen einen brauchbaren Beitrag zur Erklärung natürlich verursachter Phänomene dar — im Unterschied zu anderen Phänomenen, die auf natürliche Weise nicht erklärt werden können.

In jüngster Zeit sind einige Poltergeistfälle durch professionelle Parapsychologen wie W. E. Cox oder J. G. Pratt, beide von der Duke-Universität, untersucht worden. Mitunter waren die Forscher — wie Cox in Hartville — unmittelbare Augenzeugen des Phänomens und konnten sich selbst davon überzeugen, daß es sich nicht um einen inszenierten Schwindel handelte. Gleichzeitig aber sahen sie sich nicht zur Annahme der Echtheit des Phänomens gezwungen, in dem Sinn nämlich, daß ein Poltergeist tatsächlich ein Geist sei. Hingegen stellten sie zwei hervorstechende Merkmale fest, die all den Poltergeistfällen anhaften — Merkmale, die eigentlich auf ein und dasselbe hinauslaufen.



Erstens handelt es sich bei den immer ungebärdigen, sinnlosen, lästigen Umtrieben unterschiedlos um genau solche Dinge, wie sie unzurechnungsfähige, destruktiv veranlagte und möglicherweise geistig gestörte Kinder zu tun imstande sind; wie sich ein Kind in einer hysterischen Anwandlung, aus Freude an boshaftem Ulk oder in der Absicht gebärdet, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Zweitens sind die Poltergeister regelmäßig in Häusern am Werk, wo auch ein Kind zu Hause ist. Das Kind ist meistens ein Mädchen, das im Pubertätsalter steht und an seelischen Störungen leidet; es ist schwachsinzig oder, gerade umgekehrt, außergewöhnlich intelligent; immer aber läßt es deutliche Symptome hysterischer Anfälligkeit und nervöser Kränklichkeit erkennen (was im frühen Entwicklungsalter nicht selten auftritt).

Nach allem drängt sich die natürliche Schlußfolgerung auf, daß das gestörte Kind die Phänomene verursacht. Und es begeht sie sehr oft im vollen Bewußtsein des Betrugers. Andererseits kommt es auch vor, daß es unwissentlich handelt, etwa im Zustand der Hysterie und nachfolgender Gedächtnisstörung (Amnesie) oder einfach schlafwandelnd. Dennoch bleibt eine Anzahl von Fällen, wo — wie z. B. das Mädchen in Hartville — das Kind unter strengster Kontrolle seitens eines unanfechtbaren Zeugen stand, als sich die Phänomene produzierten. Bei anderen Fällen wiederum handelt es sich um Phänomene, die unmöglich der begrenzten Körperkraft eines Kindes zuzumuten wären. Wie kommt es dazu?

Im Vordergrund steht die Erklärung, daß hier *Psychokinese* im Spiel sei. Daß nämlich das unausgeglichene Kind unbewußt die immaterielle psychische Kraft besitze, physikalische Phänomene zu bewirken. Unter Psychokinese oder der von Hans Driesch „Telekinese“ genannten Kraft versteht man (hier nach Hans Bender) „die psychische Beeinflussung materieller Vorgänge“. Die Psychokinese — in der Sprache der Parapsychologen einfach abgekürzt PK — war wie die Telepathie in jüngster Zeit Gegenstand umfangreicher Forschungsarbeiten. Einmal mehr ist es J. B. Rhine, der mit der quantitativ-statistischen Methode die Forschung vorangetrieben hat. Bei seinen als PK-Würfeltests berühmten Experimenten wurde die Anzahl der gewürfelten Treffer mit der Zufallserwartung verglichen und aus der Abweichung in großen Reihen der für die Psychokinese spre-

Viele Berichte über paranormal ausgegebene Vorfälle erweisen sich später nicht nur etwa als unbewußte Täuschungen der Wahrnehmenden (z. B. als Ergebnis einer dramatisierenden Persönlichkeitsspaltung) oder als ungenaue Informationen über den tatsächlichen Sachverhalt, sondern buchstäblich als Dokumente vorsätzlichen Betruges. Oft auch wurde das notwendige Beweismaterial betrügerisch herbeigeschafft. Die drei nebenstehenden „Geister“-Fotografien sind sämtliche in einer ganz gewöhnlichen Dunkelkammer — durch Doppelbelichtung — fabriziert worden. Da ist das sprichwörtliche Phantom in einer Klostersruine (ganz links). In den Wolken schwebt ein Geisterantlitz über Mutter und Kind (links). Schließlich eine Aufnahme von einem „Medium“ in Trance mit dessen dazugefälschtem „Führungsgeist“ (rechts).



chende Wahrscheinlichkeitsfaktor errechnet. Die Ergebnisse verliefen geradezu in Richtung des alten Spielerglaubens, man könne den Fall der Würfel beeinflussen, und wurden vorschnell sofort als Beweis für die „Macht des Geistes über die Materie“ genommen. Die Überprüfung der in den dreißiger Jahren angelaufenen Experimente machten anfänglich vernachlässigte Sicherungsmaßnahmen zur Ausschaltung von Ungleichheiten des Würfelmaterials notwendig. Manche Würfel sind, da die Würfelaugen leicht ausgehöhlt sind, auf der Sechser-Fläche geringfügig leichter als auf der Einer-Fläche. Um solche Ungleichmäßigkeiten des Würfels und andere materialbedingte Abweichungen von der Zufallserwartung auszugleichen, mußten daher bei den Experimenten der Reihe nach jeweils die verschiedenen Würfelflächen als Ziel gewählt werden.

In Amerika wurden von den Rhine nahestehenden Forscherkreisen (und auch anderswo) die PK-Tests fortgesetzt. Man experimentierte zumeist nach wie vor mit Würfeln, jedoch unter peinlichst genauen Sicherheitsvorkehrungen zur Ausschaltung aller Fehlerquellen. Die Ergebnisse waren überraschend. Erstens führten die komplizierten quantitativ-statistischen Untersuchungen zu Tatsachen, die ohne die Annahme der Tatsächlichkeit der Psychokinese schwer erklärbar wären. Zweitens aber scheint — selbst wenn der englische Psychologe und Parapsychologe R. H. Thouless mit seiner Behauptung, „daß das Vorhandensein des PK-Effektes



zwingend nachgewiesen ist“, recht hat — die PK noch unzuverlässiger zu sein als die Telepathie. Die experimentellen Untersuchungen legen nahe, daß die PK außer bei der Anwendung beim Würfeln versagt. Gleichwohl gilt sie dort als nachgewiesen. Manche nüchterne Psychologen räumen gerade nur ein, daß für sie PK freilich die beste Erklärung für Treffer sei, die die Zufallserwartung übersteigen. Ohne Zweifel ist es ein großer Schritt von der psychokinetischen Beeinflussung, die den Fall eines Würfels lenkt, bis zu einem schweren Tisch, der sich vom Boden erhebt. Vielleicht kann man nicht viel mehr sagen, als daß Poltergeist-PK ebenso wie eine telepathisch bewirkte Erscheinung jedenfalls unbewußter Aktivität entstammt. Wie die Dinge derzeit liegen, geht man, wenn von Geistern die Rede ist, sicher nicht fehl, wenn man sich Sacheverell Sitwells Ausspruch bedient: „Was, bei allen guten und bösen Mächten, sind diese Gesichte und Laute! Niemand kann es sagen. Es ist noch ein Rätsel und wird es vielleicht für immer bleiben.“

Nicht jeder, der das Opfer dieser oder jener Art Geister geworden ist, gibt sich damit zufrieden, daß das Phänomen wissenschaftlich untersucht und wie immer überzeugend erklärt wurde. Er möchte diese Geister vielleicht auch „loswerden“. So suchen denn die Menschen immer wieder bei den volkstümlichen Methoden, die die Folklore bereithält, Zuflucht, um den Geist auszutreiben oder zu bannen. Manche hübsche Probe solcher Amateurmethoden ist uns vom alten Volksglauben

Durch den Geisterjäger Harry Price ist das Pfarrhaus von Borley berühmt geworden. Eine während der Abbrucharbeiten 1944 aufgenommene Fotografie (Bild links) zeigt die Erhebung eines Ziegels, angeblich das Werk eines der vielen Poltergeister, die das Pfarrhaus heimgesucht haben sollen. Im Bild rechts zwei jener zusammenhangslosen Geisterbotschaften, die, einer Wand eingeschrieben, an Mrs. Foyster, die Frau des Pfarrherrn, gerichtet waren. Darunter deren Bitten um verständlichere Botschaft. Die Botschaften wurden als „Hilfe, Licht, Messe und Kerzen“ gedeutet und dem Geist einer ermordeten Nonne zugeschrieben. Ein im Keller ausgegrabener Kieferknochen einer jungen Frau (unten) wurde später im Beisein von Harry Price in geweihter Erde beigesetzt (unten rechts).

Marianne
 I CANNOT UNDERSTAND
 TELL ME MORE
 Marianne,
 I STILL CANNOT UNDERSTAND
 PLEASE TELL ME MORE.





Obwohl der moderne Mensch bestreiten wird, an Geister zu glauben, spiegeln Bräuche, die noch in unserer Zeit praktiziert werden, uralte oder primitive Vorstellungen wider. Wenn auch heute noch manchmal in die Augenhöhlen eines Verstorbenen Münzen gelegt werden (Bild unten), so entstammt dies der Vorstellung, der Geist eines Toten entweiche durch die Augen. Zur Abwehr böser Geister und Dämonen hält man immer noch gerne Knoblauch bereit (links). Die Abbildung rechts zeigt äthiopische Schnitzfiguren, die zum Andenken an einen Toten von seinen Dorfgemeinschaften gestiftet wurden. In den westlichen Ländern werden zum Gedenken der Verstorbenen Grabsteine errichtet, vorzugsweise in Kreuzesform und aus Stein (Bild ganz rechts) – ein Brauch, der im alten keltischen und germanischen Glauben, Steine seien von Geistern bewohnt, eine interessante Entsprechung findet.



und in den Legenden der Bretagne überliefert. Dort sind z. B. der Bannkraft dreier getaufter Christen gegenüber oder angesichts eines Mannes, der Handwerkszeug bei sich trägt, die Geister machtlos. Der legendäre Geisterpriester von Bourgade-Batz, der in seiner Spukkapelle alljährlich eine Messe zelebrierte, wurde von einem beherzten Mann erlöst: er wohnte der Geistermesse bei und assistierte dem Phantom, worauf der Spuk gebannt war. Manche Legenden verraten das Geheimnis, wie vorgebeugt werden kann. Am Ort eines tödlichen Unfallgeschehens soll ein Kreuz errichtet werden, es wird die Rückkehr des Geistes des Verunglückten verhindern. Ein unglückliches Mordopfer, das bis zum Tod des Mörders als Gespenst umgehen mußte, wird seine Ruhe finden, wenn die Schuhe, die es in der Todesstunde trug, mitbeerdigt werden.

Die Folklore hängt uns auch heute noch an, sogar in ihren primitivsten Formen. Wir haben in Kapitel 2 gesehen, daß bei den Naturvölkern die Geister mit Speiseopfern günstig gestimmt werden. Nicht anders versuchte noch zu Anfang unseres Jahrhunderts eine Frau in Ilford (England) einen Poltergeist zu besänftigen: sie stellte ihm vor dem Schlafengehen ein handfestes Essen und eine Flasche Bier auf dem Tisch bereit. Bei den Primitiven bittet der Stammesangehörige vertrauensvoll seinen Medizinmann oder Schamanen, ihn von einem Geist, seinem Quälgeist, zu befreien. In derselben Hoffnung suchen viele Menschen, die sich — hier und jetzt — von einem Geist verfolgt fühlen, Zuflucht bei den Institutionen ihrer Kirche. Manchmal genügen schon die Gebete eines Religionsbruders oder das Kreuzzeichen eines Laien, um den Geist zu bannen. Oft aber bedarf es der Hilfe eines Geistlichen und einer rituellen Bannungszeremonie: des Exorzismus.

In der ganzen Geschichte und bei allen Religionen begegnen wir Methoden des Exorzismus zur Austreibung böser Geister und Dämonen, die von den alsdann von ihnen „Besessenen“ Besitz ergriffen haben. Dabei wurde in der Vergangenheit, wie wir gesehen haben, zwischen Spukwesen und Poltergeistern einerseits und Dämonen andererseits kaum ein Unterschied gemacht. Infolgedessen wurden sie alle exorziert. Zur Zeit des Hexenwahnes, der während der Hexenverfolgung ganz Europa in Bann hielt, widmeten sich viele Priester dem Exorzismus als der Hauptaufgabe ihres Wirkens. Seither hat der Exorzismus, in Nachfrage und

Praxis, an Bedeutung stark verloren, wird jedoch heute noch ausgeübt. In unserer Zeit scheint er im Gegenteil wieder eine Neubelebung erfahren zu haben. Dies jedenfalls in England, wo im Jahre 1960 die Synode der anglikanischen Hochkirche ihre Vikare und Kuraten anwies, keinen Exorzismus ohne die Erlaubnis des zuständigen Bischofs vorzunehmen.

Auch die römisch-katholische Kirche gestattet die Ausübung des großen Exorzismus (d. h. an Besessenen, zum Unterschied vom Taufexorzismus) nur mit bischöflicher Erlaubnis. Der katholische Geistliche bedient sich dabei des im *Rituale Romanum* festgelegten Exorzismus. Die protestantische Kirche, die ein derartiges Zeremonienbuch nicht kennt, ist dagegen auf die Improvisation angewiesen. Manche der im Laufe der Zeit entwickelten Bannformeln berufen sich auf die hl. Dreifaltigkeit und das Kreuz und gebieten dem bösen Geist, „in die äußerste Finsternis zu entweichen“. Ein Londoner Vikar bedient sich einer milderer Formulierung und heißt den Geist „in das Reich des Lichtes zu entweichen, anstatt in die äußerste Finsternis, von wo der Weg zurück lang und schmerzvoll ist“. Und wieder andere finden, ein schlichtes Gebet sei das Beste. Der in Geisterfragen sachkundige Jesuitenpater Thurston betont, das katholische Ritual versuche nicht Spuk aus Häusern, sondern Teufel aus Menschen auszutreiben. Dessen ungeachtet enthält das *Rituale Romanum* Zeremonien zur Segnung und Konsekrierung auch eines Ortes sowie zur Reinigung desselben von bösen Einflüssen. Ein Spukhaus ist somit dem Exorzismus nicht entzogen. Pater Thurston räumt freilich ein, daß es solche Formeln gibt, und verweist selber auf einen dem 17. Jahrhundert entstammenden Exorzismus der spanischen Inquisition, der wohl eher für Orte als für Personen angewendet worden war. Die Formel ist weit-schweifig, aber ihr Kern enthält eine machtvolle Beschwörung. Wir zitieren:

„Ich beschwöre dich, o Satansschlange, beim Richter über die Lebendigen und die Toten und beim Schöpfer der Welt, der die Macht hat, in die Hölle zu verstoßen, daß du fortan aus diesem Hause entweichest. Er, der dir dies befiehlt, verfluchter Dämon, ist Er, der den Winden, dem Meer und dem Sturm gebietet. Er, der dir gebietet, ist Er, der befahl, daß du aus der Höhe des Himmels in die untersten Niederungen der Erde herabgeschleudert wurdest. Er, der dir gebietet, ist Er, der dich von Ihm weichen ließ. Höre denn, Satan, und fürchte dich. Hebe dich weg, besiegt und gehorsam, wenn du geheißt wirst im Namen unseres Herrn Jesus Christus, der kommen wird, mit Feuer zu richten die Lebendigen und die Toten und die ganze Welt. Amen.“

Übrigens tut auch der Exorzismus offenbar nicht immer seine Wirkung. Die Poltergeister von Leigh (England) schienen, obwohl vorübergehend die Ruhe hergestellt werden konnte, von den Anstrengungen des örtlichen Vikars nicht nachhaltig beeindruckt worden zu sein (1963). In Coonian (Irland) — so berichtete der irische Geisterjäger Sir Shane Leslie im Jahre 1914 — brachte es ein Poltergeist sogar fertig, daß die exorzierenden Priester und die Familie, die den Exorzismus begehrte hatte, aus dem Spukhaus flohen.

Während sich manche Menschen, die sich von Geistern verfolgt fühlen, an die Priester ihrer Kirche wenden, gelangen andere an den professionellen Geisterjäger oder an den wissenschaftlichen Seelenforscher. Diese werden jedoch die Geister nicht bannen; ihr Interesse besteht darin, die Phänomene zu untersuchen — oder den Fall ihrer Sammlung beizufügen und einen Zeitungsartikel oder ein

Buch darüber zu schreiben. Ein bekannter amerikanischer Sammler, Dr. Louis C. Jones aus Cooperstown (New York), verfügt über etwa 700 aktenmäßig festgehaltene Fälle. Er ist der Ansicht, daß es sich nur ungefähr in zehn Prozent aller Fälle um bösartige Geister handle. Hans Holzer, ein anderer amerikanischer Geisterjäger, legt nahe, die Geister seien weiterlebende mentale Kräfte traumatischer verstorbener Menschen; sie könnten gebannt werden, indem sie auf besondere Weise „psychoanalysiert“ würden. Frankreich (und mit ihm manches andere Land) kennt, laut Cyrille de Neubourg, keine berufsmäßigen Geisterjäger; dort rufen die Leute ganz einfach die Polizei. E. Tizané, seines Zeichens französischer Polizeikommandant, publizierte im Jahre 1951 ein Buch mit dem (hier übersetzten) Titel *Auf der Spur des Unbekannten*. Darin behandelt er über 400 untersuchte Fälle angeblicher Spukhäuser.

England, nicht umsonst das Land der Geister schlechthin, hat Geisterjäger im Überfluß. Dazu sind auch die Mitglieder des „Geisterklubs“ zu rechnen, der seinerzeit (1862) als Amateurverein zur Erforschung paranormaler Phänomene gegründet worden war. Der Klub widmet sich vor allem einer regen Vortrags- und Diskussionstätigkeit; gelegentlich wird jedoch auch eine Exkursion unternommen, um — sagen wir — ein stattliches Spukhaus zu besuchen. Eine andere Gruppe passionierter Geisterjäger aus Sussex pflegt, ausgerüstet mit den modernsten Spürgeräten der Technik, mit Mikrofonen, Kameras, ja selbst Radar und nicht weniger raffinierten menschlichen Spürmethoden den Geistern auf den Leib zu rücken. Schließlich kann sich England rühmen, den berühmtesten Geisterjäger der Welt, Harry Price, hervorgebracht zu haben.

Price, der 1948 starb, hatte sich 40 Jahre lang als unermüdlicher Geisterjäger betätigt und zu diesem Zweck seine eigene Organisation aufgezogen. Schon in seiner Jugend kam er seinen Interessen auf die Spur, er begeisterte sich für Zauberkünstler, Taschenspieler, Bühnenhypnotiseure und die professionellen Medien auf den Rummelplätzen jener Zeit. Früh schon entwickelte er selbst ein beachtliches Geschick in Taschenspielerstücken, trat aber nie auf einer Bühne auf. Statt dessen bediente er sich seiner Künste bei den Untersuchungen, die ihm auf dem Gebiet der Seelenforschung bald großes Ansehen einbrachten — als Untersuchungsexperte sowie Entlarver betrügerischer Medien, die ihre Geisterkundgaben und Materialisationen ihrerseits mit raffinierten Tricks zustande brachten. Im Jahre 1926 eröffnete er das „National Laboratory for Psychical Research“, ein privates Unternehmen für Seelenforschung. Er selbst übernahm die Leitung des Laboratoriums und widmete sich insbesondere dem Studium der Mediumschaft sowie der Überprüfung von Berichten, die zum Thema in Zeitungen und Illustrierten erschienen. Zu internationalem Ruhm gelangte Price, der in Sachen der Seelenforschung damals bereits den Ruf einer Kapazität hatte, im Jahre 1930 durch seine ausgedehnten Untersuchungen an dem in Fachkreisen berühmten und umstrittenen österreichischen Medium Rudi Schneider. In aller Welt wartete man gespannt auf das Prüfungsergebnis. Nach mehreren Versuchen verkündete Price, die Medialität Schneiders sei echt. Später, im Jahre 1932, behauptete er aber, das Medium bei einer weiteren Sitzung der Täuschung überführt zu haben. Augenblicklich flammten Streitgespräche auf, die im Tumult der allgemeinen Interessenahme mitunter heftige Formen annahmen. Selbst Mitarbeiter seines eigenen Laboratoriums bezichtigten Price unfairer und irreführender Beschuldigungen. Andere wieder war-

fen ihm vor, er betreibe Eigenreklame. Die Frage konnte nie befriedigend gelöst werden. Harry Price hatte jedenfalls als psychischer Forscher seinen Namen.

Die von Price angewandte Untersuchungstechnik war meistens sehr einfach. Obschon er über ein wohlausgestattetes Laboratorium verfügte, verließ er sich hauptsächlich nur auf seine eigene Beobachtung. Er begnügte sich, an Ort und Stelle Augenzeuge zu sein und, selbstverständlich, Sicherungsmaßnahmen gegen Betrug zu treffen, indem er z. B. auf den Boden Puder streute, Türen und Fenster mit Klebstreifen versiegelte und Anwesende in Moskitonetze steckte.

Sein größtes Kapital schlug Price aus seinen sensationellen Veröffentlichungen über das Pfarrhaus von Borley (Suffolk), das er „das unheimlichste Spukhaus Englands“ nannte. Schon vorher hatte er zahlreiche Erscheinungs- und Poltergeistphänomene untersucht, in Borley aber bot sich ihm anscheinend die einmalige „Chance“, praktisch alle Formen paranormaler Phänomene unter einem Dach aufzuspüren. Das Pfarrhaus, ein baufälliges, weiträumiges Gebäude aus dem 19. Jahrhundert, war von der Fama legendärer Geistergeschichten belastet, bevor noch Price etwas von seiner Existenz wußte. Der Legende nach soll das Pfarrhaus auf den Ruinen eines ehemaligen Klosters erbaut worden sein. Hieraus formte sich die Geschichte einer Geisternonne, die angeblich, samt ihrer Geisterkutsche und in Gesellschaft schwarzer Gestalten, zu Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wiederholt gesehen worden ist. (Die Klosterlegende erwies sich später als reines Gerücht.) Das Pfarrhaus war 1860 vom Reverenden H. Bull erbaut worden. Prompt soll darin auch der Geist des würdigen Pfarrherrn seinen Spuk getrieben haben. Schließlich wurde 1929 in einer Zeitung von „merkwürdigen Vorfällen“ im Pfarrhaus berichtet und Harry Price um die Untersuchung derselben gebeten.

Price kam nach Borley, und die Vorfälle wurden noch merkwürdiger. Beispielsweise waren der lokalen Legende Poltergeister völlig unbekannt gewesen. Kaum aber war Price an Ort und Stelle, da begann es plötzlich von Poltergeistern zu wimmeln: Glocken läuteten, Steine flogen umher u. a. m. Es soll so arg zu- und hergegangen sein, daß der Gemeindegeistliche Eric Smith Haus und Amt aufgab und wegzog. 14 Monate später, 1930, zog sein Nachfolger, ein älterer Mann namens Foyster mit seiner jungen, hübschen Frau ein. Es wurde noch ärger. Kein Tag, keine Nacht verging, ohne daß etwas passiert wäre. Man fand Geisterschriften an den Wänden. Überall zeigten sich Phantome, von der legendären Nonne und einem Menschen ohne Kopf bis zur Geisterkutsche; es erschienen aber auch eine schwarze Geisterhand und ein Mädchen in Weiß. 1935 zogen die Foysters aus, und das Pfarrhaus war bis 1937, als Price es mietete, unbewohnt, keineswegs jedoch befriedet. Price lebte dort bis 1938, studierte die Phänomene und schrieb darüber. 1939 brannte das Haus bis auf die Grundmauern nieder. Der Spuk hielt an. So daß später sogar die Grundmauern beseitigt und damit die letzten Spuren des alten Gebäudes getilgt wurden.

Price erregte mit seinen Büchern *The Most Haunted House in England* und *The End of Borley Rectory* über „das unheimlichste Spukhaus Englands und sein Ende“ größtes Aufsehen. Er verwertete darin Material von Ortsansässigen, seine eigenen Erfahrungen sowie die Angaben einer ganzen „Leibstandarte“ von Forscher-Amateuren, die er durch ein Zeitungsinserat angeheuert hatte. Nicht einmal der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges schmälerte seinen Ruhm. Price wurde als der größte, furchtloseste und perfektteste Geisterjäger der Welt gefeiert. Aber

damit war die Geschichte noch nicht zu Ende. Price hatte sich, teils wegen seiner ungebräuchlichen Methoden, teils wegen seines unstillbaren Geltungstriebes, nicht wenig Feinde gemacht. Die S.P.R. (Gesellschaft für Psychische Forschung) stand ihm distanziert, ja mißbilligend gegenüber; man befürchtete, sein oft populär-journalistisches Anpacken der Dinge und sein gelegentliches Abgleiten ins rein Sensationelle könnten die wissenschaftliche Seelenforschung in Verruf bringen. So wurde denn unter dem Patronat der S.P.R. von Fachleuten eine sorgfältige Analyse der Vorgänge um Borley ausgearbeitet und in der Fachzeitschrift der S.P.R. veröffentlicht. Worunter die von Price aufgebaute Legende bedenklich gelitten hat.

Leider erschien die Arbeit der Experten — E. J. Dingwall, K. M. Goldney und T. H. Hall — erst, als Price schon tot und daher eine Entgegnung nicht mehr möglich war. Das Rätsel ist daher nie ganz aufgeklärt worden. Die Autoren, alle drei peinlichst exakt arbeitende Gelehrte, gaben an, daß ungefähr 90 Prozent aller von Price als erwiesen angenommenen Fälle Zweifel zulassen — und daß möglicherweise, um einer guten Story willen, Price selbst einige der Phänomene produziert habe. Wir möchten aus dem von ihnen vorgebrachten Tatsachenmaterial nur einige Punkte herausgreifen. Zunächst mußten schon einmal die von Price beigezogenen Amateure, die auf dem Gebiet der psychischen Forschung völlig unbelastet waren, vorher instruiert werden und standen daher unter der Suggestion ihrer Erwartungen. Ferner ergab der Vergleich des von Price veröffentlichten Materials mit seinen Notizen und Arbeitsunterlagen, daß er manche Tatsachen verheimlicht und andere in Richtung sensationeller Enthüllung verzerrt wiedergegeben hatte. Seine im Pfarrhaus vorgenommenen akustischen Tests wiesen darauf hin, daß die meisten der hörbaren Phänomene natürlichen Ursachen zugeschrieben werden konnten. Die Umtriebe der Poltergeister während der Ära der Foysters kreisten hauptsächlich um die junge Frau des Geistlichen, die das der Foysters kreisten hauptsächlich um die junge Frau des Geistlichen, die das unbequeme Leben in der abgeschiedenen Pfarrei haßte und wegzuziehen wünschte; sie befand sich fast immer außer selbstverständlich, noch vieles Bedenkliche mehr. Nicht in dem Bericht findet sich, selbstverständlich, noch vieles Bedenkliche mehr. Nicht alles, was das Gelehrtentrio gegen Price vorgebracht hat, klingt derart überzeugend wie die gegen Frau Foyster geführten Argumentationen. Der Bericht hinterläßt jedoch den Gesamteindruck, daß die meisten der höchst merkwürdigen Vorkommnisse von Borley berechtigten Zweifeln unterliegen — wodurch natürlich sämtliche der von Price berichteten Phänomene fragwürdig erscheinen.

Läßt ein untersuchtes Phänomen hinsichtlich seiner Echtheit Zweifel offen, so fällen die Wissenschaftler der S.P.R. ihr Verdikt, dem zufolge entweder die Echtheit verneint oder das Phänomen als „nicht erwiesen“ offengelassen wird. In Kapitel 9 werden wir übrigens weitere Organisationen, die sich in Amerika und Europa der wissenschaftlichen Seelenforschung oder Parapsychologie verschrieben haben, kennenlernen. Im Zusammenhang hier interessiert uns die Frage: Wie schützt sich ein Parapsychologe der S.P.R. vor Täuschungsmöglichkeiten, vor bewußten und unbewußten Betrügereien, gegen Täuschungen von außen, aber auch gegen mögliche Beeinflussungen durch seine eigene Person?

Die Sicherungsmaßnahmen sind in einer Schrift der S.P.R. unter dem Titel *Notes for Investigators of Spontaneous Cases* (Hinweise für Erforscher spontanen Materials) zusammengefaßt. Eingang dieser Schrift wird eine Einteilung der Phänomene geboten, deren strenge Unterscheidung für den Forscher sehr



Eine Zeremonie, die erst kürzlich von einem anglikanischen Geistlichen zur Austreibung eines Geistes durchgeführt wurde, dessen bösem Einfluß – so hieß es – ein Landgasthaus und dessen Bewohner in Devon (England) ausgesetzt waren. Im Zuge des Zeremoniells wird Salz in Weihwasser gestreut, wobei die Form eines Kreuzes beschrieben wird (Bild links). Als nächstes macht der Priester über dem Wasser das Kreuzzeichen (unten). Er hebt das Weihwasser hoch und bringt es Gottes Segen dar (rechts), um sodann die Stirne einer Frau, die der Gegenwart des Bösen inneworden war, damit zu beträufeln (ganz rechts). Schließlich spricht der Priester gegenüber dem bösen Geist nach allen vier Seiten des Raumes seinen Bann. Nach Beendigung des exorzistischen Zeremoniells wird das Wasser im Garten – in Erde – ausgeschüttet.



wichtig ist, und dargelegt, wie der Forscher in vorsichtig-feinfühler Art gegenüber dem Perzipienten vorzugehen hat; das Hauptaugenmerk muß jedoch der Vermeidung jeglicher Tatsachenverzerrung durch Zusätze, Übertreibung oder irreführende Interpretation gelten. Beispielsweise sollten Perzipient und Zeugen ihre Beobachtungen unverzüglich niederschreiben. Ein krasser Verstoß gegen dieses Gebot ist das weltberühmte „Abenteuer“ der Miss Moberley und Miss Jourdain, die 1901 anlässlich einer Besichtigung des Petit Trianon in Versailles Geisterszenen aus der Welt des 18. Jahrhunderts erlebt haben wollen und denen u. a. Marie Antoinette erschien. Diese Geistergeschichte mag an Berühmtheit jene von Borley noch übertreffen; jedenfalls ist sie nicht weniger fragwürdig. Vielleicht aber wäre sie eindeutiger, wenn die beiden englischen Fräulein den Vorfall sofort und nicht erst etwa neun Jahre später erstmals beschrieben hätten.

Ist ein paranormales Geschehen durch Tatsachen, die sofort, aus erster Hand und in allen Einzelheiten festzustellen sind, bezeugt, gesichtet und gesichert, so wird der erfahrene Forscher versuchen, die sogenannten „signifikanten“ Merkmale des Falles zu erkennen, und diese mit anderen, ähnlich gelagerten Fällen vergleichen. Unentbehrlich ist auch die genaue Kenntnis der seelisch-geistigen Verfassung des Perzipienten im kritischen Augenblick, seiner Einstellung gegenüber dem fraglichen Phänomen vor dem Erlebnis, seines Gesundheitszustandes (ins-



Soweit sich die Geschichte zurückverfolgen läßt, können wir immer wieder feststellen, daß der Exorzismus zum Kultteil aller organisierten Religionsgemeinschaften gehörte und mehr oder weniger durchgehend praktiziert wurde. Die Fotografie links zeigt einen bei den Malaien Domo genannten „Geisterbrecher“ während einer islamitischen Austreibungszeremonie. Er treibt einen bösen Geist aus einem Knaben aus. Im Anschluß an die eigentliche exorzistische Zeremonie wird ein Reinigungsritual vollzogen. Die letzten Spuren des bösen Geistes werden von dem Knaben „weggebürstet“ (Bild rechts).

besondere, bei Erscheinungen, seiner Sehfähigkeit) usw. Vorbedingung sind wiederum Feingefühl und Geduld. Genau den gleichen Eigenschaften begegnen wir im Bild des von dem britischen Wissenschaftler Hereward Carrington beschriebenen „idealen“ Parapsychologen wieder. Darüber hinaus unterstreicht Carrington noch folgende Eigenschaften: die Kenntnis der Psychologie des Normalen und Abnormalen, eine scharfe Beobachtungsgabe, Erfahrung in Taschenspielerereien, Scharfsinn, Wendigkeit und Sinn für Humor sowie schließlich die Fähigkeit, wissenschaftlichem oder religiösem Fanatismus unzugänglich zu bleiben. Auch Hans Driesch, einer der deutschen Pioniere der Parapsychologie und übrigens zeitweilig Präsident der englischen S.P.R., hat in seiner *Parapsychologie* (1932) eingangs zu seinem „Täuschungskatalog“ betont, der Parapsychologe habe „über die Eigenschaften des Naturforschers, des Psychologen, des Psychiaters, des Untersuchungsrichters und des Taschenspielers gleichermaßen zu verfügen“.

Unter derart strengen Maßstäben ist es nicht verwunderlich, daß die Objektivität von Forschern und Zeugen oft beeinträchtigt erscheint und somit anfechtbar ist, wodurch dann ein Fall wegen nicht gesicherten Tatsachenmaterials der Forschung entzogen ist. Manche von der vorkritischen Seelenforschung als erwiesen betrachteten Paraphänomene — wie z. B. der als der „Fall Morton“ bekannte Spuk von Cheltenham (England) aus dem Jahre 1880 — gelten heute in-





Die Abbildungen veranschaulichen einige Requisiten aus dem Instrumentarium der modernen psychischen Forschung. Die Seelenforscher bedienen sich bei ihren Untersuchungen modernster technischer Geräte. Im Bild oben ein Infrarot-Bild-Konverter, der dem Forscher ermöglicht, auch zu sehen, was sich oberhalb des Bereiches der elektromagnetischen Wellen des sichtbaren Lichts abspielt. Das links abgebildete Thermometer ist von Wichtigkeit für die Registrierung eines allfälligen Temperaturrückganges, was – wie häufig behauptet wurde – während der Manifestation von Erscheinungen der Fall sein soll. Die oben rechts abgebildete Vorrichtung (samt einem Transformator) dient der Feststellung jeder möglichen paranormalen Bewegung. Jegliche Störung in der Luft wird über den Trichter von der Empfangsantenne erfaßt und ist für den Forscher mit Hilfe des Schwebungssummers (Hilfsoszillator) und des Kopfhörers wahrnehmbar.



folge schwacher Punkte in den Angaben der Zeugen als unecht oder unerwiesen. Verschiedentlich haben Forscher angedeutet, die Glaubwürdigkeit der Zeugen könne objektiv fast immer in Zweifel gezogen werden; jedoch sei schließlich, wengleich man jeden Fall einzeln in Frage stelle, sicher etwas an allem zusammen.

Auf jeden Fall ist die Sammlung und Sicherung weiteren Beweismaterials „in erkenntnistheoretischer Neutralität“ das vordringlichste Problem der modernen psychischen Forschung. Die meisten Gelehrten betonen, daß die junge Wissenschaft noch völlig am Anfang stehe und die von unzulänglichen Tatsachen ausgehenden Hypothesen nur vorläufige, verbesserbare „Möglichkeitserwägungen“ darstellen. Es geht daher nicht so sehr um die Frage, ob es Geister gibt; vorläufiges Hauptziel ist vielmehr die Tatsachenforschung und der Beweis, daß diese ergiebig ist und sich daher lohnt. Ohne Zweifel hat sich die wissenschaftliche Seelenforschung, die eine Generation früher noch gänzlich umstritten war, im Rahmen der Parapsychologie allgemeine Anerkennung erkämpft. Eine weite Wegstrecke wird noch zurückzulegen sein. Vorläufig kann man, was den Geisterglauben anbetrifft, nur der Ansicht von M. R. James (den wir schon eingangs dieses Kapitels zitiert haben) beipflichten. Er schreibt in der Einführung zu seinen *Geistergeschichten*: „Ob ich an Geister glaube...? Ich antworte, daß ich bereit bin, Tatsachen zu erwägen und, wenn sie mich überzeugen, anzuerkennen.“ Wer könnte mehr tun?

4 Stimmen des Todes

Etwa um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts nahm in Amerika eine Bewegung ihren Ausgang, die grundsätzlich durch ihre besonderen Jenseitsvorstellungen gekennzeichnet war und heute als Spiritismus bekannt ist. Der Spiritismus gründet sich auf die Vorstellung, daß die Seele nach dem Tode weiterlebe und daß mit den Seelen der Verstorbenen eine Verbindung möglich sei. Dieser Glaube hat inzwischen zahllose Menschen in aller Welt in seinen Bann gezogen. Die rasche Verbreitung verdankt er allerdings nicht zuletzt auch seinem tröstlichen Gehalt für einsam Zurückgebliebene und seinen Verheißungen eines angenehmeren Lebens im Jenseits. Denn der spiritistische Glaube betont in jeder Hinsicht die lichtvollen Seiten: Freude, Hoffnung und Trost. Nur selten offenbaren sich die dunklen Hintergründe der Seele. Eine Druckschrift der englischen „Psychic Press“, eines auf den Spiritismus und diesem verwandte Literatur spezialisierten Verlages, gibt diesen Vorstellungen wie folgt Ausdruck: „Die Verstorbenen kehren zurück, uns zu führen und zu helfen, uns zu ermutigen und zu stützen und uns mit den Frohbotschaften eines besseren Lebens zu erleuchten, wo es kein Unrecht mehr gibt, wo Rang und Stand nicht mehr zählen und sich der Menschheit eine neue Chance bietet. Und so kehren sie zu uns zurück — nicht ein paar wenige privilegierte Auserwählte, nicht die Strenggläubigen und die Heiligen, sondern Männer und Frauen, Menschen aller Farben, Klassen und Rassen und ohne Ansehung ihrer Glaubensüberzeugungen.“

Die Spiritisten glauben, die natürliche, sichtbare Welt habe im Jenseits ihre übernatürliche, geistige Entsprechung. Dort wohnen die Seelen der Verstorbenen. Und jeder Mensch hat neben seinem irdischen einen ätherischen Leib, der normalerweise unsichtbar, jedoch durch ein fluidales Band mit dem physischen Leib verbunden ist. Zeitweilig verläßt der ätherische den physischen Leib — eine als „Astralreise“ bezeichnete Erscheinung, die sich insbesondere in Zeiten einer Krise abspielen soll. Gewöhnlich ist aber der ätherische vom physischen Leib nur getrennt, wenn das bestehende Band endgültig durchschnitten ist. Dies ist für den physischen Leib im Augenblick des Todes der Fall. Für den ätherischen Leib, der als Geist weiterlebt, bedeutet dagegen der Tod nur den Abschied von allen mate-

Nebenstehend fünf Momentaufnahmen eines während einer spiritistischen Séance in Trance fallenden weiblichen Mediums. In Trance soll das Medium mit der Geisterwelt in Verbindung stehen. Die Vermittlerrolle übernimmt ein Kontroll- oder Führungsgeist, der durch die Stimme des Mediums spricht und durch dasselbe handelt.



riellen Dingen und auch, obwohl im übrigen der Tod am Wesen der individuellen Persönlichkeit nichts ändert, die Befreiung von allen irdischen Bedürfnissen. Am Anfang des Geisterdaseins machen sich manchmal noch alte irdische Gewohnheiten geltend, beispielsweise in „Kleiderfragen“ (erst später tragen sie „bequemere Geistergewänder“). Den Geistern haften also recht menschliche Züge an.

Nach den Vorstellungen der Spiritisten besteht die Geisterwelt aus verschiedenen der Erde überlagerten, hierarchisch aufgebauten Bewußtseinssphären. Die höhere Sphäre ist jeweils für die tiefere Sphäre nicht erschaubar. Irdische Bindungen und Gewohnheiten wie auch andererseits die Ermangelung eines „geisterbewußten“ Daseins halten die Geister nahe beim Irdischen und sind einem Aufstieg in höhere Sphären hinderlich. Als solchermaßen noch erdgebundene Geister gelten die Spukerscheinungen. Solchen Geistern sollen daher sogenannte „Rettungs-zirkel“, wie sie mitunter veranstaltet werden, in höhere Sphären emporhelfen. Botschaften übermittelnde Geister leben ebenfalls noch in einer erdnahen Sphäre und wissen von den höheren Geistersphären kaum mehr als die Lebendigen. Die himmlischen Sphären des Lichts und der Harmonie bewohnen die dem irdischen Bewußtsein am weitesten entrückten Wesen. Eine dieser Sphären heißt „Sommerland“, den Offenbarungen spiritistischer Séancen zufolge ein Ort der Glückseligen, die aller Wonnen des Lebens teilhaftig und seiner Beschwerden ledig sind.

Informationen aus der Geisterwelt werden den Lebenden immer durch ein *Medium* zuteil. Medium ist meistens, aber nicht notwendigerweise eine Frau. Das Medium, die Zentralfigur der gesamten spiritistischen Aktivität, scheint eine etwa einem Rundfunkempfänger vergleichbare Rolle zu spielen. „Medien“ — so heißt es weiter im Text der „*Psychic Press*“ — „registrieren die empfindlichsten und subtilsten Schwingungen der rund um uns und über uns waltenden Geisterwelt.“

Die Mehrzahl der Medien läßt sich einer von zwei voneinander deutlich abgehobenen Kategorien zuordnen. Da sind zunächst jene Medien, die nur die sogenannten „geistigen“ Phänomene vermitteln. Sie „hören“ oder „sehen“ — in der Regel im Trancezustand — die Geister (vermöge sogenannten Hellhörens oder Hellsehens); sie schreiben von den Geistern diktierte Botschaften und glauben mit Hilfe der Geister mitunter sogar Krankheiten entdecken und heilen zu können. Seltener sind die Medien der zweiten Abart. In ihrer Gegenwart manifestieren sich „physikalische“ Phänomene: es klopft und läutet, es rüttelt, es hebt sich und schwebt, es wird hell, ein Wind geht, und die Geister erscheinen. Kein Wunder, daß hier dem Aberglauben und Betrug einerseits und Angriffen in dieser Richtung andererseits Tür und Tor geöffnet sind.

Neu ist davon freilich nichts. Die schon erwähnte alttestamentarische Hexe von Endor, die den Geist des Propheten Samuel beschwor, war ein Medium. Die alten Griechen hatten ihre Orakel. Und aus vorhandenen Quellen muß geschlossen werden, daß in der frühchristlichen Zeit Trancegespräche der Gläubigen an der Tagesordnung gewesen sind. Der lateinische Kirchenvater und Schriftsteller Tertullian, der Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts gelebt hat, hinterließ eine (nachfolgend gekürzt wiedergegebene) Beschreibung, die ebensogut auf ein Medium unserer Tage passen würde: „Es ist unter uns eine Schwester, der die Gabe der Offenbarung zu eigen ist. Während unseres Gottesdienstes fällt sie gewöhnlich in Trance. Sie steht dann mit den Engeln in Verbindung, erfährt göttliche Mysterien und erkennt die Herzen mancher Menschen; sie spendet jenen, die es wünschen,

Medizinen; und wenn die Schriften gelesen, die Psalmen gesungen oder Gebete gesprochen werden, hat sie Jenseitsvisionen.“

Ähnliche Phänomene wurden aus der ganzen Welt berichtet. Manches hiervon ist einer spiritistischen Séance sehr ähnlich. Auf Haiti und unter den nordamerikanischen Indianern herrschen Bräuche, die geradezu auf spiritistische Sitzungen hinauslaufen. Einer der Mitbegründer der englischen „Gesellschaft für Psychische Forschung“, Andrew Lang, beschrieb im Jahre 1894 eine Séance der neuseeländischen Maori, bei der ein „Medium“ in einer dunklen Ecke saß, in Trance fiel und mit der Stimme eines toten Häuptlings enthüllte, wo dessen verlorengegangenes Tagebuch zu finden sei. Nach Ansicht mancher Spiritisten war Jeanne d'Arc, „die Jungfrau von Orleans“, als sie ihre „Stimmen“ hörte, in diesem Sinn ein Medium. Im Mittelalter wimmelte es von sich in Menschengestalt materialisierenden Geistererscheinungen. Vermutlich würden manche der damals verbrannten Hexen heute als Medien agieren. Tatsächlich gab es in dieser oder jener Form immer schon Verbindungen mit den Verstorbenen, sei es durch Propheten oder Priester, sei es in Form dunkler Orakelweisheit u. a. m. Solche Kontakte mit den Toten finden sich in fast allen Religionen der Erde, sie sind von den schamanistischen Kulturen in Nordasien ebenso wie von den Schüntoreligionen Japans überliefert.

In seiner in unserer Zeit neubelebten Ausprägung ist der spiritistische Glaube an ein Fortleben nach dem Tode und an eine Verbindung mit den Verstorbenen zum Grundpfeiler einer weltweiten Bewegung, deren Anhängerschaft in viele Millionen geht, geworden. In England beispielsweise wohnen jeden Sonntagabend ungefähr 250 000 Menschen spiritistischen Versammlungen bei. In London allein gibt es neben mehreren kleineren Gruppen drei große spiritistische Organisationen. Im Jahre 1963 verzeichnete die „Spiritualist Association of Great Britain“ bei den von ihr veranstalteten Sitzungen und Geistheilungen insgesamt mehr als 8000 Besucher. Auch in Frankreich ist die spiritistische Anhängerschaft sehr zahlreich, nämlich rund 200 000; ebenso in den USA, wo die Zahl der Spiritisten nach den im Jahre 1956 veröffentlichten Angaben des *American Journal* ungefähr 150 000 beträgt. Ein prominentes Medium schätzte kürzlich die Anzahl der allein in New York praktizierenden Medien auf mindestens 500.

Größter Popularität erfreut sich der Spiritismus in Brasilien. Anlässlich der offiziellen Volkszählung, die im Jahre 1950 durchgeführt wurde, erklärten sich rund 900 000 Brasilianer als „Spiritisten“. Die Zahl dürfte sich jüngsten Schätzungen zufolge heute bereits der Zehn-Millionen-Grenze nähern. Der Spiritismus blüht in Brasilien in einer Sonderform, die einerseits durch religiöse Glaubenselemente der im 19. Jahrhundert zwangsimpортиerten afrikanischen Sklavenselemente und andererseits von den Ansichten des in der Geschichte des Spiritismus berühmten Franzosen Allan Kardec entscheidend geprägt worden ist. In diesem Land wird der Spiritismus sogar von offizieller Seite gebilligt. Im Jahre 1957 gab die brasilianische Post in einer Auflage von fünf Millionen Exemplaren eine Sondermarke zum ehrenden Gedenken an Kardec mit dessen Porträt und der Inschrift „Brasil — Correio — 1957 — 1. Jahrhundertfeier des organisierten Spiritismus“ heraus; eine zweite Ausgabe mit dem Porträt Kardec wurde 1964 emittiert. Es gibt im Lande annähernd 200 spiritistische Gesellschaften. Die Kardec-Spiritisten unterhalten Schulen, Spitäler, Kliniken und andere soziale Institutionen. Die Spitalsärzte, die angeblich von Geistern ausgewählt sein sollen, bedienen sich



Viel hat Harry Edwards, ein Engländer, von sich reden gemacht. Oben sieht man den spiritistischen Heilpraktiker bei einer 1964 in Leeds veranstalteten öffentlichen Demonstration seiner Heilkräfte. Edwards behauptet, unter der Anleitung von Geistern Verstorbener, von denen seiner Ansicht nach viele zu Lebzeiten ärztliche Erfahrung gehabt haben müssen, in vier Jahren mehr als 10 000 Patienten kuriert zu haben. In Gegenwart der Zuschauermassen (Bild links) behandelt Edwards einen Kranken durch „Handauflegen“ (rechts). Ganz rechts sieht man eine andere Kranke beim Gebet, während zum Zweck ihrer Heilung die Hilfe eines Geistes beschworen wird.

ihrer als Medien ausgebildeten Assistentinnen und vermögen oft erstaunliche Diagnosen zu stellen, deren Richtigkeit nachher anhand von Laboratoriumstests und Röntgenbildern überprüft und verblüffend oft bestätigt wird.

Als organisierte Bewegung ist der Spiritismus trotz seiner großen Anhängerschaft verhältnismäßig jung. Auf den ersten Blick mag die Anziehungskraft eines Geisterglaubens, die in dem sprunghaften Anwachsen der erst gut hundert Jahre alten Bewegung zutage kommt, in einer vom kritischen Denken unserer aufgeklärten und materialistischen Zeit beherrschten Welt überraschend erscheinen. Weniger erstaunlich wird aber diese Tatsache anmuten, wenn man sie als ein Symptom für den tiefverwurzelten, insgeheim fortlebenden Glauben an das Irrationale nimmt. Dieser Zug macht sich in einer vorwiegend rationalistisch orientierten Zeit — gleichsam als unvermeidliche Gegenströmung — nur um so stärker geltend und drängt in entsprechenden Bewegungen zum Ausdruck.

Der Spiritismus hatte seine Neubelebung in einer Zeit erfahren, da die arbeitenden Menschen um wirtschaftliche Besserstellung zu ringen begannen, da Darwin und Huxley mit ihren wissenschaftlichen Entwicklungstheorien die Abstammungslehre des Menschen begründeten und Autorität und Glaubenslehren der christlichen Kirche unter dem Einfluß der aufblühenden Naturwissenschaften erschüttert erschienen. Es war im Jahre 1848, als man in Europa den Himmel auf Erden durch Revolutionen und demokratische Reformen herzustellen versuchte; während sich zur gleichen Zeit in der Neuen Welt die spiritistische Bewegung formierte.

Auch dafür aber hat Europa den Weg gebahnt. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hat der schwedische Gelehrte und Philosoph Emanuel Swedenborg ungewöhnliche psychische Fähigkeiten entwickelt. Im Alter von 55 Jahren behauptete er, der Verbindung mit Geistern fähig zu sein und — ohne die Verbindung mit dem Diesseits zu verlieren — übernatürliche Reisen ins Jenseits gemacht zu haben. Im Jahre 1759 hatte er während eines Dinners in Göteborg die von anderen Teilnehmern einwandfrei bezeugte Vision eines in Stockholm wütenden Brandes, der sich zur Stunde tatsächlich abspielte.

Wenige Jahre nach Swedenborgs Tod (1772) gelangte der österreichische Arzt Friedrich Anton Mesmer durch eine Reihe erstaunlicher Heilungen in den Pariser





Nobelsalons zu höchstem Ansehen. Mesmer selbst führte seine Heilerfolge auf „tierischen Magnetismus“ zurück, d. h. auf die Heilwirkung näher nicht bekannter, am ehesten der magnetischen Kraft bestimmter Mineralien vergleichbarer Heilkräfte. Bei seinen Demonstrationen bildeten die Umstehenden über Eisenruten, befeuchtete Schnüre oder Hände haltend eine Kette; während Mesmer, in einem farbigen Seidengewand, einen Eisenstab in der Hand, die Gruppe bei Klaviermusik majestätisch umschritt. Regelmäßig fielen die Patienten in Trance und befanden sich in einer Art Ekstase. Viele Patienten wurden geheilt. Manche vermaßen die Gedanken des Magnetiseurs zu lesen, fanden verborgene Gegenstände und sagten die Zukunft oder Ausschnitte der Zukunft voraus.

Allerorten, besonders in Amerika, wurden nun die im Trancezustand wirksam werdenden Kräfte durch „mesmerische“ Heilpraktiker angewendet. Am bekanntesten wurde Andrew Jackson Davis, der sogenannte „Seher von Poughkeepsie“, der 1844 behauptete, daß ihm im Trancezustand Swedenborg erschienen sei und ihn auf seine (Davis) Mission gegenüber der Menschheit hingewiesen habe. Drei Jahre danach, mit 21 Jahren, lebte Davis in New York von den ausgiebigen Erträgen seiner mesmerischen Heilungen in größtem Luxus und schrieb, angeblich in Trance, ein Buch über die Grundgesetze der Natur.

Alles dies hat den Boden für den Spiritismus bereitet. Den entscheidenden Anstoß hat jedoch eine Reihe von Ereignissen gegeben, die wegen der Konsequenzen, die sie nach sich gezogen haben, einer näheren Betrachtung wert sind.

In Hydesville, einem kleinen Dorf in Wayne County im Staat New York, lebte im Jahre 1848 eine Methodistenfamilie namens Fox. Die Eltern Fox wohnten mit ihren zwei jüngsten Töchtern in einem kleinen, auffälligen Haus, das im Ruf eines Spukhauses stand. Schon die Vorgänger der Familie Fox hatten Klopföne und andere rätselhaft Geräusche gehört. Die gleichen Geräusche hörte die Familie Fox. Die Kinder Margaret und Kate, 15 und 12 Jahre alt, fürchteten sich davor und wollten nur noch im Schlafzimmer der Eltern schlafen. Das Aufhebens um das Spukhaus begann mit einer eidesstattlichen Erklärung der Mutter Fox:

„Es war in der Nacht des 31. März 1848. Es begann wie gewöhnlich. Die Kinder, die im zweiten Bett unseres Schlafzimmers schliefen, hörten die Klopföne



Obwohl in vielen Ländern legislatorische Präventivmaßnahmen ergriffen wurden, um betrügerischen Umtrieben zu begegnen, bedienten sich mitunter rechtliche Institutionen selbst des Beistandes derer, die hellseherische Gaben besitzen (was die meisten Medien zu besitzen behaupten). Im Bild oben sehen wir den Holländer Peter Hurkos, der durch Hellsehen eine Diebsbeute lokalisiert hatte, die hier ausgegraben worden ist.

Die religiösen Zeremonien der Sekten der Erweckungsprediger sind durch viele Züge gekennzeichnet, die an spiritistische Sitzungen erinnern. Links und rechts singende und Trommeln und Tamburine schlagende „Lehrer“ einer amerikanischen christlichen Sekte namens „Holy Rollers“. Ganz rechts Angehörige der Kongregation, die, von den Rhythmen berauscht, in einen Trancezustand geraten und mit seltsam veränderten Stimmen sprechen.





Links eine Fotografie des rekonstruierten Hauses in Hydesville, im Staat New York, wo Margaret und Kate Fox (im Bild unten zusammen mit einer dritten Schwester, der verheirateten Leah Fish) erstmals die Klopföne eines Geistes gehört haben wollen. Die von der Familie Fox bezeugten Vorfälle begünstigten trotz all der an der Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen gehegten Zweifel ganz entscheidend das Entstehen der spiritistischen Bewegung. Rechts der amerikanische Heilpraktiker Andrew Jackson Davis, der in seinem Buch *The Principles of Nature* (1847) die von der Geisterwelt ausgehenden Kräfte beschrieb – Beschreibungen, die in vielen Punkten mit den später bei Séancen empfangenen Botschaften übereinstimmten. Ganz rechts das französische Medium H. O. Rivail (Allan Kardec), dessen *Buch der Geister* (1857) die weitere Entwicklung der spiritistischen Lehren ebenfalls stark beeinflusst hat.



und versuchten sie mit den Fingern nachzuahmen. Meine Tochter Kate sagte: ‚Nun, Spukgeist, mach mir das nach!‘ und klatschte dabei in die Hände. Augenblicklich folgte dieselbe Anzahl von Klopfönen. Als das Kind zu klatschen aufhörte, verstummten auch die Laute. Dann sagte Margaret auf gut Glück: ‚Und jetzt mach, was ich mache — zähle eins, zwei, drei, vier!‘ und klatschte gleichfalls dazu. Dementsprechend kamen, genau hörbar, wieder die Klopföne. Da dachte ich selbst mir eine Probe aus und bat die Stimme, mir durch Klopföne nacheinander das Alter aller meiner Kinder anzuzeigen. Augenblicklich wurde das genaue Alter jedes meiner Kinder angegeben, und zwar mit jeweils deutlich abgesetzten Pausen zwischen den einzelnen Altersangaben, bis zu meinem siebten Kind, wo eine längere Pause eintrat; und dann folgten drei besonders eindringliche Klopföne — in diesem Alter war mein jüngstes Kind gestorben. Ich fragte dann: ‚Ist es ein menschliches Wesen, das mir Antwort gibt?‘ Es blieb still. ‚Ist es ein Geist? Wenn ja, so klopfe zweimal!‘ Und sofort kamen die Klopföne.“

Allmählich entwickelten die Familie Fox und ihre Besucher einen regelrechten Kode. Jeder Buchstabe des Alphabets und ebenso ja und nein hatten eine bestimmte Anzahl Klopföne. Anhand der so dechiffrierten Klopföne wollten sie erfahren haben, daß diese vom Geist eines in ihrem Hause begrabenen Ermordeten herrührten. Der Unsichtbare nannte ihnen seinen Namen und auch jenen seines Mörders, eines Hausierers. Später wurden im Keller tatsächlich menschliche Gebeine gefunden. Gelegentlich weiterer Ausgrabungen (1904) wurde das ganze Skelett zutage gefördert. Alles stimmte mit den Enthüllungen des Geistes überein, insbesondere auch die Geschichte vom Besuch des Hausierers, der von einem Mädchen, das sich an den Besuch erinnern konnte, bestätigt wurde.

An den meisten Punkten dieser Geschichte — wie bei so vielen Berichten über spiritistische Phänomene — ist es allerdings unmöglich, die objektiven Tatsachen von den subjektiven Ausschmückungen zu unterscheiden. Überdies haben im Jahre 1850 Margaret und Kate öffentlich eingestanden, sie hätten die Klopföne — mit dem Spiel der Zehngelenke — selbst hervorgebracht. Später widerriefen sie dieses ihr Geständnis wieder und behaupteten nun, sie seien damals durch Bestechung zu einer unwahren Aussage verleitet worden.



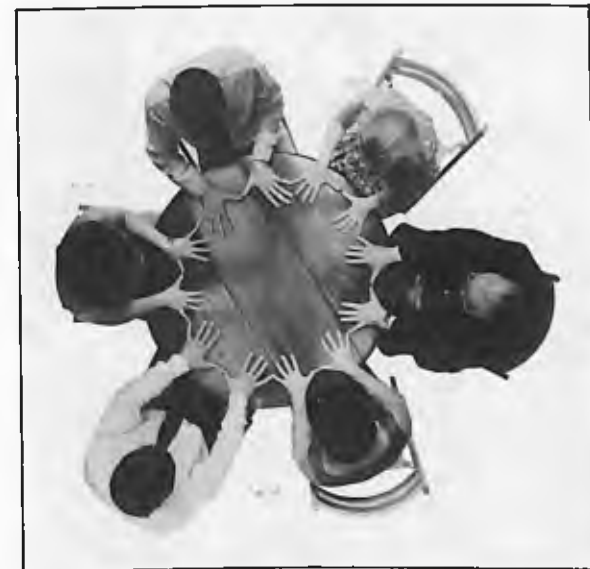
schaffen, vor allem weil die meisten Medien die Anwesenheit eines möglicherweise gegnerisch gesinnten kritischen Beobachters nicht in Kauf nehmen wollen. Diese Einstellung erscheint nicht ganz unverständlich. Zu Beginn dieses Jahrhunderts, als der Spiritismus weit mehr als heutzutage die Gemüter erhitzte, waren nämlich die wissenschaftlichen Seelenforscher den physikalischen Medien sehr gründlich, sehr rigoros zu Leibe gerückt. Die Medien mußten sich oftmals, vollkommen nackt und an einen Stuhl festgebunden, den Untersuchungen der experimentierenden Seelenforscher unterziehen und wurden von diesen unter peinlich genauer Kontrolle beobachtet. Die modernen Untersuchungsmethoden sind weniger roh und — interessanterweise — wirksamer. Die englische „Gesellschaft für Psychische Forschung“ bietet jedem Medium, das sich während einer Séance unter Verwendung infraroter Strahlen fotografieren läßt, 250 Pfund Sterling. Bis jetzt hat noch niemand von diesem Angebot Gebrauch gemacht!

Heutzutage findet eine Séance meistens zu zweit statt, nämlich zwischen dem Medium und dem Klienten. Sie kann so einfach wie ein Besuch beim Zahnarzt verlaufen. Das Medium wird über das Wetter und derlei Nebensächlichkeiten zu plaudern beginnen, um den Klienten unbefangen zu machen. Selten wird es den Ratsuchenden fragen, mit wem er Verbindung aufnehmen möchte; denn dies herauszufinden gehört ja zur Arbeit des Mediums. Eine erste Sitzung besagt meistens nicht viel und wird auch kaum je nennenswerte Ergebnisse zeitigen. Erst wenn der Klient wiederkommt und eine engere Beziehung zwischen ihm und dem Medium zustande kommt, wird voraussichtlich mehr dabei „herauskommen“.

Die Wichtigkeit der richtigen Einstellung des Klienten — als Hilfe für das Medium — wurde insbesondere von dem bekannten englischen Medium Mrs. Osborne Leonard (der wir später noch begegnen werden) hervorgehoben: „Der Klient ist ein wichtiger Faktor beim Aufbau der seelisch-geistigen Kräfte des Mediums. Der verständige, obgleich vielleicht sogar skeptische Klient wird gute Resultate erzielen, wenn er nur aufgeschlossen ist.“

Den intimen Sitzungen zu zweit stehen die öffentlichen Spiritistentreffen gegenüber, Veranstaltungen vor einem großen Publikum unter der Leitung eines berühmten Mediums. Solche Tagungen werden gewöhnlich eröffnet, indem das

Die umstehenden Bilder zeigen einen spiritistischen Zirkel bei einer Séance. Die Verbindung mit den Geistern wird mit Hilfe eines „Ouija-Brettchens“ aufgenommen. Rund um den Tisch sitzen die sechs Teilnehmer mit auf dem Tisch liegenden Handflächen, wobei sie über die kleinen Finger und Daumen eine Kette bilden. Die linke Hand des Mediums führt, leicht aufliegend, das Brettchen (in Form eines Kreuzes oder — wie hier — einer Art Zeiger), in das alsbald Bewegung kommt (ganz links). Durch die Bewegung werden Buchstaben des Alphabets und „ja“ und „nein“ angezeigt und in weiterer Folge ganze Sätze — Antworten der Geister — formuliert. Rechts dieselbe Gruppe bei der Vorbereitung einer Séance, bei einem „physikalischen Phänomen“, dem Tischrücken, einst Gesellschaftsspiel für Okkultisten, heute Gegenstand der Forschung. Man hört ein Knirschen, dann beginnt sich der Tisch zu bewegen (unten).





Vier Infrarot-Fotografien sogenannter physikalischer Phänomene. Die Bilder wurden bei Séancen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren stattfanden, aufgenommen. Während sich (im Bild links) das englische Medium Jack Webber in Trance befindet, erhebt sich ein schwerer Tisch vom Boden — ein als Levitation bekanntes Phänomen. Rechts sieht man Webber bei der Materialisation von Ektoplasmaformen, die zwei Trompeten tragen — durch die die Geister sprechen (Phänomen der „getrennten“ oder „direkten Stimme“). Im Bild ganz rechts ist dasselbe Medium zu erkennen, das Gesicht ganz in Ektoplasma eingehüllt. Die Fotografie unten zeigt das in Volltrance schwebende englische Medium Colin Evans, inmitten von zahllosen Teilnehmern an einer öffentlichen Massenseance, die 1938 in der Albert Hall in London stattfand und größtes Aufsehen erregte.



Medium einen Namen aufruft, den dann jemand aus dem Publikum als den Namen eines Freundes oder Verwandten identifizieren wird. Sodann übermittelt das Medium seine Botschaft. Bei einem kürzlich stattgefundenen spiritistischen Treffen dieser Art (dem einer der beiden Autoren beiwohnte) rief das Medium aus: „Ich habe hier jemanden, der Boody heißt.“ Jemand aus der Zuhörerschaft behauptete hierauf, Boody zu kennen. „Ja, gut“, fuhr das Medium fort, „er sagt: „Erinnerst du dich an eine schwarze Brieftasche und Heringe?“ Ja — Heringe!“

Für die Spiritisten scheinen die Bedeutungslosigkeit und Trivialität dieser Botschaften aus dem Jenseits nur einen um so schlüssigeren Beweis für die Authentizität der Botschaft darzustellen. Eine derart in Einzelheiten gehende, rein persönliche Aussage ist ja zweifellos glaubwürdiger als Botschaften allgemeinen Inhalts oder vieldeutige Redensarten. Wir geben im folgenden ein Beispiel einer solchen Aussage vertraulich-persönlichen Inhalts, das oft zitiert wird und typisch erscheint. Sir Oliver Lodge, damals (1889) Professor für Physik an der Universität Liverpool, wollte die medialen Fähigkeiten eines berühmten amerikanischen Mediums, nämlich der Mrs. Piper, überprüfen. Er bat seine Verwandten in Amerika um ein Andenken an den etwa 20 Jahre vorher verstorbenen Zwillingbruder seines Onkels. Es wurde ihm eine alte Uhr geschickt, die er Frau Piper gab. In Trance beschrieb sodann das Medium Vorfälle aus der Knabenzeit des Verstorbenen. Er sei, sagte sie, einmal in einem Fluß geschwommen und um ein Haar ertrunken; in einem bestimmten Feld habe er einmal eine Katze getötet — und dergleichen mehr. Dabei handelte es sich um Vorfälle, von denen manche von Lodges noch lebendem Onkel bestätigt wurden.

Woher nehmen die Medien solche Informationen? Den Spiritisten zufolge (die Psychologen und Parapsychologen werden wir später zu Wort kommen lassen) sind die üblichsten Methoden das Hellsehen — das Medium „sieht“ Visionen — und das Hellhören — das Medium „hört“ Botschaften —; das Medium mag sich dabei in Trance oder auch im Normalzustand befinden. Daneben bevorzugen manche Medien, ihre Botschaften „automatisch“ zu empfangen, d. h. mit Hilfe eines der Hand aufliegenden Bleistifts. Die durch automatisches Schreiben empfangenen Kundgebungen sind oft völlig zusammenhanglos und unvollständig. Die



Im Bild links eine Planchette (von unten gesehen), eine Vorrichtung, die zur Vereinfachung des automatischen Schreibens in Frankreich erfunden wurde. Die Planchette besteht aus einer auf Rollen beweglichen, runden Holzscheibe, die mit einem Bleistifthalter und einem darin eingelegten Bleistift versehen ist. Unter der das Brettchen führenden Hand wird jede geringste Bewegung des Mediums auf der Papierunterlage festgehalten. Durch das die Planchette benützende Schreibmedium geben sich nach spiritistischer Ansicht die Jenseitsgeister kund. Die zwei Abbildungen rechts zeigen eine Planchette, auf der ein Schreibmedium eine Botschaft zu schreiben beginnt.



Kundgaben aus der Hand des automatisch Schreibenden sind manchmal von rechts nach links, mit versetzten Buchstaben oder in einer Art Spiegelschrift geschrieben. Um den Vorgang des automatischen Schreibens reibungsloser zu gestalten, benutzen manche Medien die bereits erwähnte Planchette oder ein *Ouija-Brett*. Ein Ouija (aus dem französischen „Oui“ und dem deutschen „Ja“) ist ein Brettchen meistens in der Form eines flachen Kreuzes, in dessen Mittelpunkt ein Stift steckt. Das Holzkreuz ruht auf einer glatten Unterlage, auf der die Buchstaben des Alphabets, oft auch noch die Ziffern null bis neun und die Wörter ja und nein eingezeichnet sind. Unter der Hand der Medien kommt sodann „Bewegung ins Kreuz“, d. h. der Stift zeigt Buchstaben an, woraus sich dann Wörter und schließlich ganze Sätze ablesen lassen.

Vielleicht das größte Aufsehen hat seinerzeit mit dem automatischen Schreiben eine Amerikanerin, Mrs. Curran, gemacht, deren zweites Ich der Geist einer älteren englischen Jungfer aus dem 17. Jahrhundert namens Patience Worth zu sein behauptete. Frau Curran begann ihre spiritistisch inspirierte literarische Karriere im Jahre 1913 mit einem in Einzelheiten gehenden Bericht über das Leben im Elisabethanischen England. Dem folgte eine ganze Reihe anderer historischer Romane mit genauen Milieuschilderungen, z. B. Jerusalems zur Zeit der Kreuzigung Christi. Frau Curran hatte Amerika niemals verlassen und sich nie besonders für Geschichte interessiert. Frühe Ansätze einer literarischen Tätigkeit in ihrer Jugend hatten zu nichts geführt. Das automatische Schreiben hatte sie im Rahmen eines Gesellschaftsspiels bei einer Party kennengelernt. Um so erstaunlicher erschienen dann der Öffentlichkeit die genauen Schilderungen dieses Schreibmediums.

Die Spiritisten nahmen natürlich Patience Worth als das, was sie ihren eigenen Erklärungen zufolge gewesen war. Dagegen wurde eingewendet, Frau Curran habe einfach alles, was sie jemals gehört und gelesen hatte, unbewußt registriert und dann jeweils, beim automatischen Schreiben gleichsam mit dem Unbewußten kurzgeschlossen, verarbeitet. In gleicher Art wurden auch viele andere, der Intervention von Geistern zugeschriebene Phänomene erklärt. So wird ein ähnlicher Prozeß geistiger Bewußtseinspaltung und der Dramatisierung im Unbewußten vorhandenen Materials angenommen, wenn sich die Geister durch spiritistische

Medien direkt oder indirekt durch Trancepersönlichkeiten (sogenannte „Führungsgeister“ und „Kontrollgeister“) kundgeben.

In spiritistischer Sicht werden die Körper von in Trance befindlichen Medien von den „wandernden Geistern“ des „Astralplanes“ in Beschlag genommen, die das Medium als „Vehikel“ benutzen. Die Geister sprechen durch seinen Mund, und zwar meistens in einer von der Stimme und Sprechweise des Mediums abweichenden Art. Befindet sich das Medium nicht im Trancezustand, so „sieht“ und „hört“ es die Geistwesen und berichtet darüber. In den meisten Fällen jedoch nimmt das Medium die Verbindung mit einem Kontrollgeist auf, dessen Rolle etwa jener des Chors im griechischen Drama vergleichbar ist und darin besteht, die verschiedenen handelnden Personen anzukündigen. Die Trancepersönlichkeiten sind oft fremder Art und tragen seltsame Namen — häufig (dem Unbewußten entnommene) Inbegriffe der Kraft, der Führung oder des Unbekannten. Dies würde jedenfalls eine brauchbare psychologische Erklärung bieten, warum so viele amerikanische Medien mit Trancepersönlichkeiten indianischer Abkunft (z. B. namens „roter Adler“) und sogar mit chinesischen und afrikanischen Führungsgeistern auftraten. Mrs. Osborne Leonards Führungsgeist war ein sechs Jahre altes Mädchen namens „Feda“, das in seinem Leben in Indien einen Vorfahren des Mediums geheiratet haben und im Jahre 1900 gestorben sein soll. Wahrscheinlich einmalig war Frau Lujza Linczogh Ignath, ein bekanntes ungarisches Medium, das behauptete, von einem „reinen Geist“, dem eine diesseitige menschliche Vergangenheit abgehe, namens „Nona“ geleitet zu sein.

Nach Ansicht der Spiritisten spielen die Kontroll- und Führungsgeister auch bei der Heiltätigkeit spiritistischer Medien eine wichtige Rolle. Mancher spiritistische Heilpraktiker ist nicht weniger berühmt geworden als seinerzeit die mesmerischen Wunderdoktoren. Auch heute gibt es noch viele Medien, die sich als sogenannte „Geistheiler“ innerhalb der spiritistischen Bewegung betätigen. Manche der Heilungszeremonien finden in Gegenwart des Patienten statt — in Form von Gebeten und Handauflegung. Aber häufiger noch erlebt das Heiler-Medium die Hilfe des Führungsgeistes zur Heilung von Menschen, die das Medium nur dem Namen nach kennt.



Es wird aufgefallen sein, daß überall, wo hier von der Einwirkung von Geistern die Rede ist, das Medium eine Schlüsselrolle spielt. Wie nun aber entdeckt ein Mensch, daß er mediale Fähigkeiten hat?

In manchen Familien läßt sich das Vorhandensein einer außergewöhnlichen seelischen Kraft über Generationen zurückverfolgen. D. D. Home war der Sohn eines Hellsehers. In Polen und Rußland gibt es Dörfer, die als Heimat einer großen Anzahl von Medien — zusammen mit diesen — geradezu berühmt geworden sind. Aber abgesehen nun von solchen auf eine gewisse Vererblichkeit hinweisenden Umständen haben die Forscher entdeckt, daß am Anfang fast immer eine physische Krise oder ein psychisches Trauma steht: ein Schreckerlebnis, ein Unfall oder eine Krankheit. (Dies trifft übrigens nicht nur auf Menschen mit medialen Fähigkeiten zu, sondern überhaupt auf Personen, die über paranormale Kräfte verfügen.) Frau Piper war als jungverheiratete Frau sehr krank gewesen. Unter der Fürsorge des sie behandelnden Heilpraktikers wurde sie nicht nur wieder gesund, sondern entdeckte auch zugleich ihre hochsensitiven Gaben. Die These hat sicher viel für sich, daß ein sensitiver Mensch, durch Schock oder Krankheit aus dem gewohnten Rahmen des Alltagslebens „wachgerüttelt“, einer besonderen seelischen Empfänglichkeit und vorher nicht erahnter Wahrnehmungsfähigkeit bewußt werden könne.

Gelangt nun ein Medium zum Bewußtsein seiner paranormalen Gaben, so müssen diese entwickelt werden. Viele spiritistische Gemeinden unterhalten daher eigene Ausbildungszirkel. Dort soll die „Novizin“ in einer freundlichen Atmosphäre zu ihrer neuentdeckten Fähigkeit Vertrauen gewinnen. Mitunter soll das Medium unter der Anleitung erfahrener Medien schon beim ersten Versuch, manchmal aber erst nach Monaten den Trancezustand erreichen können. Wir skizzieren den Vorgang, indem wir in groben Zügen *Practical Mediumship*, dem spiritistischen Handbuch des englischen Mediums Muriel Hillier, folgen:

„Nach einigen Sitzungen stellen sich möglicherweise erste Anzeichen einer Kontrolle durch ein Geistwesen ein. Der Séanceleiter sollte dieses Wesen zum Sprechen ermutigen. Viel Geduld ist nötig; denn es kann Wochen dauern, bis die Novizin eine Volltrance erreicht. Der Kontrollgeist bzw. die Kontrollgeister, die



Oben links Grace Rosher, eine Engländerin, die behauptet, von verstorbenen Freunden und Verwandten durch die Vermittlung eines „Führungsgeistes“ schriftliche Botschaften erhalten zu haben. Die Geistwesen schreiben angeblich in der ihnen eigentümlichen Handschrift, und zwar mittels einer Feder, die nur leicht gegen die Hand des Mediums gelehnt ist (ganz links). Links ein Brief, den Fräulein Rosher noch zu Lebzeiten von dem sich jetzt als Geist mitteilenden Verstorbenen, mit dem sie eng befreundet gewesen war, erhalten hatte. Durch ihren Führungsgeist soll sich ihr auch der als Physiker und experimenteller Erforscher spiritistischer Phänomene berühmte Wissenschaftler Sir William Crookes kundgegeben haben. Rechts bietet sie eine derart mediumistisch empfangene Geisterbotschaft von Crookes mit einem Faksimile seiner Handschrift zum Vergleich an.





Infrarot-Fotografien, die im Abstand von 50 Sekunden gelegentlich einer 1953 veranstalteten spiritistischen Séance in Ephrata, Pennsylvania (USA) aufgenommen wurden. Sie zeigen fünf Phasen der allmählich Gestalt annehmenden Manifestation von Silver Belle, des Führungsgeistes des Mediums Ethel Post-Parrish. Das Medium ist hinter dem Vorhang im Kabinett zu sehen. 81 Personen sollen Augenzeugen dieser Materialisation gewesen sein. Nach der im Spiritismus vorherrschenden Ansicht stellen die Materialisationen Ausformungen von Ektoplasma dar, einer feinstofflichen Substanz, die dem Körper des Mediums entströmt und (neben vielen anderen Eigenschaften) sogar menschliche Gestalt annehmen vermag.



möglicherweise nacheinander die Leitung des Mediums übernehmen, müssen mit den seelisch-geistigen Fähigkeiten des Mediums bekannt werden, um es in seiner vermittelnden Tätigkeit fördern zu können. Sind die Kontrollgeister — nur diese haben sich bis dahin durch das Medium manifestiert — mit dem Ergebnis zufrieden, so wird ein anderes, stärkeres Geistwesen als ‚Führungsgeist‘ die Führung übernehmen.“

Es versteht sich von selbst, daß unter solchen Umständen nur allzu leicht Selbsttäuschungen möglich sind. Selbstbetrug und unbewußte Täuschung sind in der Trancepsychologie an der Tagesordnung, zumal das Medium geradezu versucht sein muß, überzeugende Phänomene zu manifestieren, um die Zirkelteilnehmer nicht zu enttäuschen. Im Fall des amerikanischen Mediums Ada Bessinet konkludierte z. B. J. H. Hyslop von der amerikanischen S.P.R. nach der 70. Sitzung, daß das Medium die Phänomene zwar selbst verursacht habe, aber infolge Bewußtseinspaltung (bei der die Spaltpersönlichkeit als ein „zweites Ich“ agiert) für den Betrug nicht verantwortlich gemacht werden könne.

Freilich ist, abgesehen von unbewußten Selbsttäuschungen, die Geschichte des Spiritismus von Fällen vorsätzlichen Betruges und arglistiger Täuschung geradezu durchsetzt. Im übrigen hat es sich immer wieder gezeigt, wie lächerlich wenig dazu gehört, Menschen, die nach Wundern verlangen, die unverschämtesten Gauklereien vorzumachen. Sogar auf Wachsamkeit und Sachlichkeit besonders bedachte Beobachter haben als Augenzeugen ein und desselben Geschehens von ihren Eindrücken oft völlig unterschiedlich berichtet. Dr. West berichtet von einem Seelenforscher, Theodore Besterman, der einmal mit Hilfe eines Pseudomediums eine Scheinséance veranstaltete. Nachdem er darüber alle Sitzungsteilnehmer in Kenntnis gesetzt hatte, bat er sie, genau zu beschreiben, was geschehen war. Die meisten Anwesenden hatten auffallende Begleitumstände — sogar, daß das Scheinmedium den Raum kurzfristig verlassen hatte — gar nicht bemerkt.

Die betrügerischen Praktiken spielen sich oft in einem ganzen Netz dunkler Machenschaften ab. Da finden sich Komplizen und Helfershelfer, Kartenschwind-Machenschaften ab. Da finden sich Komplizen und Helfershelfer, Kartenschwind-Machenschaften ab. Da finden sich Komplizen und Helfershelfer, Kartenschwind-Machenschaften ab. In manchen Ländern sind gegen betrügerische Medien legislatorische Präventivmaßnahmen ergriffen worden, so z. B. in England („Fraudulent Mediums Act“, 1951). In New York scheut die Polizei nicht, verdächtige Medien bei den von ihnen abgehaltenen Séancen zu beobachten.

Die auf der Hand liegende Triebfeder für derartige Betrügereien ist natürlich das Geld bzw. die Habgier. Im Jahre 1958 gestand laut einer im *Sunday Pictorial* erschienenen Veröffentlichung William Roy, ein bis dahin bekanntes Medium, rund 50 000 Pfund Sterling kassiert zu haben — hauptsächlich von sich einsam fühlenden Frauen, die überzeugt waren, das falsche Medium könne sie mit ihren Lieben im Jenseits in Verbindung bringen. Roy arbeitete mit Helfershelfern im Publikum. Er täuschte Trancezustände vor und vermochte durch bestimmte Atemtechniken sogar seinen Pulsschlag zu verändern. Er lernte ein paar Brocken fremder Sprachen und verstand sich damit ausgezeichnet zu behelfen: er begrüßte Ausländer in deren Sprache. Überhaupt war er ein Scharlatan und überaus einfallreicher Eskamoteur, wenn es galt, entweder einem ihm auferlegten Test auszuweichen oder die Probe zu bestehen. So ist es ihm z. B. mit der Geschicklichkeit eines wahren Varietékünstlers gelungen, im Schutz der Dunkelheit ein Mund-



pflaster, das ihn am Sprechen hindern sollte, trotz erfolgter Fesselung wegzuziehen, um selber als „der Geist“ zu sprechen. Oft haben sich betrügerische Medien eines Komplizen bedient, der in der Garderobe deponierte Hand- und Brieftaschen der Sitzungsteilnehmer durchsuchte und mittels eines Miniatursenders das mit einem Miniaturempfänger ausgerüstete „Medium“ verständigte.

Nicht weniger raffiniert sind allerdings die Methoden, die von den modernen Seelenforschern bei der wissenschaftlichen Untersuchung parapsychischer Phänomene angewendet werden. Dessen ungeachtet war einer der unermüdetsten und erfolgreichsten „Entlarver“ und „Geisterjäger“ in der Geschichte des Spiritismus nicht etwa ein Wissenschaftler, sondern Harry Houdini, ein berühmter Zauberkünstler und Illusionist. Houdini stand dem Spiritismus in einer Art seltsamer Haßliebe gegenüber: immer bestrebt zu beweisen, daß eine Verbindung mit der Geisterwelt möglich sei, schien ihn jede geglückte Entlarvung eher zu beelenden. Seine enge Freundschaft mit Sir Arthur Conan Doyle ging in Brüche, weil Lady Doyle, ein automatisches Schreibmedium, eine Botschaft von Houdinis verstorbener Mutter empfangen zu haben behauptete. Obschon zunächst eher bewegt, lehnte Houdini die Botschaft später als falsch ab, und zwar im Hinblick auf den allgemein gehaltenen Inhalt, aber auch wegen der Sprachgewandtheit, derer seine Mutter — sagte Houdini — im Englischen nie fähig gewesen wäre.

Im Jahre 1923 bot die Zeitschrift *Scientific American* jedem Medium, das vor einem Komitee größtenteils prominenter Wissenschaftler würde bestehen können, 5000 Dollar. Houdini gehörte der Untersuchungskommission an, die mehrere Medien testete. Darunter befand sich ein Medium, das angeblich das Phänomen der „direkten Stimme“ (die sich unabhängig vom Medium kundgibt) vermitteln konnte. Es wurde mittels eines Galvanometers des Schwindels überführt: das „Medium“ hatte selbst gesprochen. Ein anderes Pseudomedium produzierte die erstaunlichen „Phänomene“ mit einer geübten Taschenspielerhand, die sich den Fesseln regelmäßig überlegen erwies; trat aber Houdini auf den Plan und verwendete 45 Minuten auf eine perfekte Fesselung, so geschah nichts. Trotzdem verlief die Untersuchung nicht befriedigend. Man konnte sich im Fall eines Mediums — es handelte sich um Margery Crandon — nicht einigen. Sie brachte neben

Daß der Trancezustand die „psychischen“ Fähigkeiten der Medien, aber auch der nicht ausgesprochen sensitiv Begabten stimuliere, wurde insbesondere von den Spiritisten angenommen. Sie treten mit der Geisterwelt in der Regel in Trance in Verbindung. Der Trancezustand kann auf verschiedenste Weise herbeigeführt werden. Eine gefährliche Methode bietet sich in der Einnahme von Halluzinationen erzeugenden Drogen, z. B. von Opium. Im Bild links zwei Chinesen, die mit der Vorbereitung einer Opiumpeife beschäftigt sind. In manchen Primitivgemeinschaften geraten die Teilnehmer bei ihren rituellen Stammeszeremonien durch rhythmische Gesänge, Tanz und Trommeln in Trance — wie der rechts abgebildete Kongolese. Der Trancezustand kann aber auch durch höchst simple Hypnosemethoden erzielt werden, z. B. mit Hilfe einer an einer Kette pendelnden Uhr (unten).





Die vier Illustrationen weisen auf Fälle, wie sie erfahrungsgemäß häufig vorkommen und die – ähnlich wie die manchen Medien zugeschriebenen hellseherischen Fähigkeiten – möglicherweise als paranormale, außersinnliche Vorgänge erklärt werden müssen. So kann es vorkommen, daß man – ohne den Kopf zu wenden – spürt, daß man von hinten beobachtet wird (links); oder daß jemand zur Seite springt, um einem fallenden Gegenstand auszuweichen, noch bevor er diesen gesehen hat (ganz rechts). Nach normalen Begriffen ist nicht weniger unerklärlich jenes mitunter auftretende Gefühl, etwas „schon früher einmal gesehen zu haben“ (rechts), was in der Fachsprache „Sensation du déjà vu“ genannt wird, oder die sich scheinbar grundlos einstellende Vorahnung vom bevorstehenden Tod oder von einem Unfall eines nahestehenden Menschen (unten).



anderen Kunststücken die Fingerabdrücke ihres toten Bruders Walter zustande – die später als die Fingerabdrücke eines Bostoner Dentisten identifiziert wurden! Es gibt Séancen, die vor mehr als 80 Jahren stattgefunden haben und die noch heute in Fachkreisen diskutiert und umstritten sind. Einen solchen Fall stellt jener des englischen Mediums Florence Cook dar, durch das sich das „Phantom Katie King“ kundgegeben haben soll.

Katie King ist eines jener seltenen Geistwesen, das sich lebensvoll und ganzkörperlich materialisierte. Während der Séancen pflegte das schwarzgekleidete Medium im Kabinett zu sitzen, während die weißgekleidete Erscheinung hinter dem Vorhang des Kabinetts zum Vorschein kam und in lebenswürdigster Weise mit den Sitzungsteilnehmern plauderte. Obschon einige Teilnehmer eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem Medium und der Erscheinung bemerkt haben wollten, wurde in Richtung einer ernsthaften Untersuchung nichts unternommen – bis zu jener denkwürdigen Sitzung im Dezember 1873. Damals warf sich ein gewisser Mr. Volkman, seinerseits überzeugt, daß Medium und Erscheinung identisch seien, plötzlich auf die Erscheinung, um sie festzuhalten. Die weibliche Gestalt löste sich nicht auf, wie man etwa erwarten würde; sie entwand sich, um den Zugang zum Kabinett ringend, seinen Händen und verschwand hinter der Gardine. In dieser Verwirrung ging das Gaslicht aus. Und als es wieder hell wurde, saß das Medium – mit versiegelten Schnüren gefesselt – auf seinem Stuhl wie vorher.

Nach diesem Vorfall bat Florence Cook den berühmten Gelehrten (Physiker und Chemiker) Prof. William Crookes, der seinerzeit D. D. Home untersucht hatte, die Echtheit ihrer Medialität zu prüfen. Crookes stellte unter Verwendung eines Galvanometers fest, daß sich das Medium während der Séance nicht bewegte und gab bekannt, daß ein Betrug nicht vorliegen könne.

Seither nimmt das Streitgespräch der Gelehrten kein Ende. Crookes wurde vorgeworfen, seine Untersuchungen seien nicht gründlich genug gewesen. Von anderer Seite wurde unterstellt, die Schwester des Mediums namens Kate, ebenfalls ein Medium, habe die Rolle des Phantoms Katie King gespielt. Die Debatten erreichten ihren Höhepunkt 1962, als der englische Psychologe T. H. Hall in seinem Buch *The Spiritualists* nicht nur Crookes' Untersuchungsbefunde, sondern auch seine



Die Spiritisten behaupten, Phänomene, die den Naturgesetzen zuwiderlaufen, bewirken zu können — wie z. B. Telekinesen oder Levitationen. In den Bereich solcher Hypothesen gehört auch die Annahme, ein Schütze könne auf psychokinetischem Wege größere Zielsicherheit erreichen, als seine Geschicklichkeit und die gegebenen Verhältnisse dies erlauben würden. Experimente, die von der „Religious Research Foundation“ (Stiftung für religiöse Forschung) in Kalifornien angestellt wurden, sollen angeblich ergeben haben, daß eine günstige geistige Beeinflussung zu vermehrtem Wachstum, hingegen eine ungünstige Beeinflussung zu Mißernten führt (wie dies die Bilder links und rechts veranschaulichen). Jedenfalls legt dies wie so viele andere Erscheinungen nahe, daß die bekannten Naturgesetze zur Erklärung aller Vorgänge in der Natur und unserer Welt nicht ausreichen.

persönliche Integrität bezweifelte — mit der Behauptung, Crookes habe mit Florence Cook insgeheim ein Verhältnis gehabt und mit dem falschen Medium unter einer Decke gesteckt.

Es fällt schwer, solche Beschuldigungen für berechtigt zu halten, da Crookes ein hervorragender Wissenschaftler seiner Zeit war. Was ihm widerfuhr, erinnert eher an das Los anderer Männer der Wissenschaft wie etwa Henry Sidgwick und Frederic Myers, fraglos Forscher von höchstem Rang, die in ihrer aufgeklärten, Seelenforschung geradezu feindlich gesinnten Zeit mit den von ihnen vorangetriebenen Untersuchungen paranormaler Phänomene trotz ihrer Autorität als Gelehrte ihr Ansehen und ihren Ruf gefährdeten.

Heute hat es die Parapsychologie übernommen, das Seelisch-Geistige, soweit es in der Systematik der allgemeinen Psychologie nicht einzuordnen ist, d. h. also die paranormalen Phänomene zu ergründen. Die Ziele haben sich seit den Tagen einer Florence Cook geändert. Denn im ganzen geht es den modernen Forschern nicht mehr um die Prüfung spiritistischer Geistererscheinungen an sich (oder deren Entlarvung als Schwindel), sondern um eine Erklärung der parapsychologischen Phänomene, und zwar insbesondere im Lichte der neugewonnenen Erkenntnisse und Theorien über die außersinnlichen Wahrnehmungen (ASW). Wir haben bereits in Kapitel 3 über die von J. B. Rhine und seinen Mitarbeitern durchgeführten experimentellen Reihenversuche auf diesem Gebiet berichtet, denen zufolge die Tatsächlichkeit der Telepathie und des Hellsehens heutzutage als erwiesen gilt. Zwar wurde die paragnostische Fähigkeit in der Regel als schwach und ungenügend berechenbar befunden; dessen ungeachtet mag sie doch wohl eine annehmbare Erklärung der oft ebenso unberechenbaren hellseherischen Fähigkeiten so mancher Medien bieten. Manche Forscher vertreten die Ansicht, daß sich telepathische Fähigkeiten unter Sonderbedingungen steigern lassen. So entdeckte der tschechische Biochemiker Milan Ryzl, daß unter Hypnose die telepathische Fähigkeit nicht nur in verstärktem Maß bei Medien, sondern auch bei normalerweise nicht „sensitiv“ veranlagten Menschen nachweisbar ist. Und der englische Psychiater Humphrey Osmond, einer der experimentellen Forscherpioniere auf dem Gebiet der Drogenwirkung auf den menschlichen Geist, berichtete über telepathische Kon-



5 Die geheimen Künste

Das Studium der Magie ist ebenso quälend wie aufregend. Es gibt — und dies ist das Aufreibende an der Sache — nur sehr wenig objektives Informationsmaterial über diesen Gegenstand. Obschon es nämlich in Büchern über die Magie von ominösen Andeutungen über Wundervolles und Wunder nur so wimmelt, wird im allgemeinen nur wenig wirklich enthüllt. „Werke über die Magie“, so bemerkte der englische Magier und Schriftsteller W. E. Butler einmal, „scheinen größtenteils aus Zitationen zu bestehen, die anderen Werken über die Magie entnommen sind und diese kommentieren.“ Ungeachtet aber des wenig ergiebigen Inhalts der dieses Thema behandelnden Bücher hat die Magie an Anziehungskraft, die sie auf die meisten von uns ausübt, nichts eingebüßt. Kurt Seligmann, ein Amerikaner, hat — um nun gleichfalls zu zitieren — in seiner *History of Magic* unumwunden und trocken festgestellt: „Niemand kann sagen, er sei vom magisch beeinflussten Denken und Handeln vollkommen frei.“ Und der polnische Anthropologe B. K. Malinowski stellt fest: „In jedem von uns ist ein gewisses Verlangen, der Sicherheit und dem gewohnten Trost des Alltags zu entgehen. Sogar eingefleischte Skeptiker rebellieren manchmal gegen die Ketten des unvermeidlichen Kausalzusammenhangs, der das Übernatürliche und damit alle Geschenke des Zufalls und Glücks ausschließt.“

Wir haben bereits eingangs dieses Buches auf die weite Verbreitung des heute noch lebendigen Halbglaubens und abergläubischer Gebräuche, die sich persönlicher Zaubermittel und Zauberformeln bedienen, hingewiesen. Und dabei glaubt der eine, was für einen anderen „purer Aberglaube“ ist. Wir haben darauf hingewiesen, daß experimentelle Untersuchungen und Beobachtungen ergeben haben, daß solche Glaubensgebräuche weit lebendiger sind, als man gemeinhin annehmen möchte. Sie selbst können die Probe aufs Exempel machen, indem Sie bei einer Gesellschaft die Magie als Gesprächsthema aufgreifen. Wie nüchtern und aufgeklärt die Gäste auch immer sein mögen, die aufgeschlosseneren werden nur um so eher die Herausforderung annehmen und sehr bald — vielleicht nur mit Ausnahme der phantasielosesten — bereitwillig die überraschendsten Vertraulichkeiten zum Besten geben. Aber dazu kommt es nicht zufällig: Zugeständnisse

Wie ein Kind in heimlichem Spiel Rituale und Beschwörungen gebraucht, so haben die Menschen zu allen Zeiten versucht, sich der magischen Kräfte der sie umgebenden Welt innezuwerden und diese günstig zu beeinflussen und zu beherrschen.



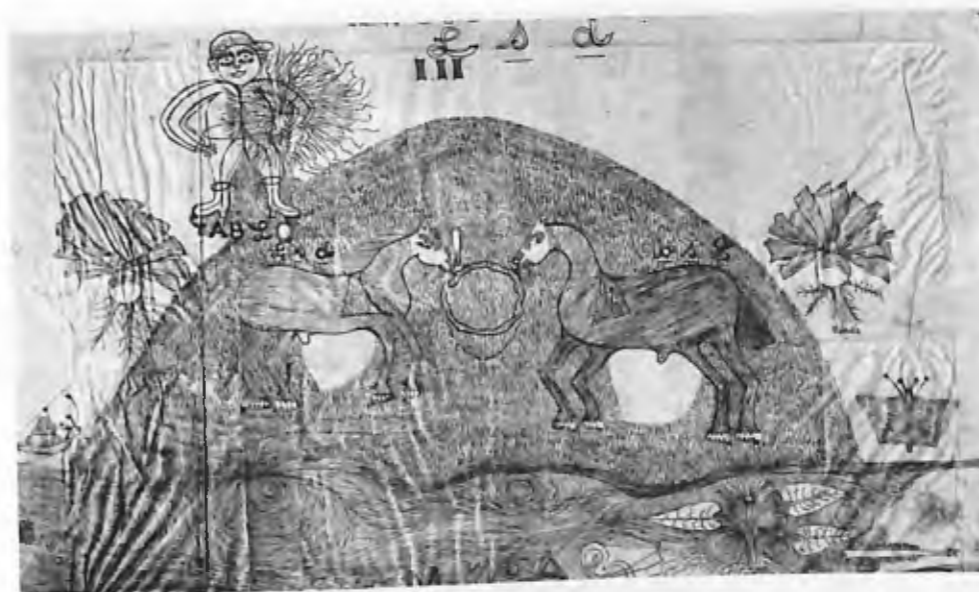


Viele magische Rituale stehen im Zeichen des Versuches, die Vorgänge der Natur zu beeinflussen. Dies geschieht oft in der Form einer symbolischen Darstellung der diese Vorgänge bewirkenden Kräfte, denen eben die rituelle Handlung gilt. Das Bild links zeigt eine aus Stroh gefertigte Ziege; sie stammt aus Schweden und stellt einen „Getreidegeist“ dar. Rechts eine Zeichnung, die in einem Irrenhaus von einem schizophrenen Patienten angefertigt wurde. Der Zeichner wollte ein Kornfeld darstellen, dabei lag ihm der Glaube zugrunde, das von ihm gezeichnete Kornfeld würde gewährleisten, daß die ganze Welt damit ihr Auslangen finden könne.

dieser Art werden nur in Augenblicken gelockerter Gesprächskontrolle gemacht, wenn die Leute in ungehemmter Redseligkeit ihre innersten Gefühle zu Wort kommen lassen. Daß wir im Zusammenhang mit der Magie tatsächlich eher fühlen als denken, gibt uns einen wichtigen Anhaltspunkt. Der Glaube an magische Kräfte hat seine Wurzeln im Gefühlsleben und in der Phantasie. Er entstammt der *inneren* Welt des Menschen.

Deshalb beginnen wir zu verstehen, warum sich das Thema so schwer objektiv fassen und behandeln läßt. Andererseits dürfte sich — als ein Annäherungsversuch an den Gegenstand — die eigene Rückerinnerung an jene Zeit lohnen, da es für uns noch keine scharfe Abgrenzung zwischen den inneren und äußeren Welten bzw. zwischen dem Übernatürlichen und dem Natürlichen gab; da noch allen Dingen geheimnisvolle Kräfte innezuwohnen schienen; als rituelle Zeremonien, Zauberworte und Beschwörungen, Dämonen, Feen und Geister so selbstverständlich und lebensecht wie die Wohnzimmermöbel der Eltern waren — kurz, wir sprechen von der Kindheit. Als nächstes dürfte man wohl annehmen, daß die eigene kindliche Welt weitgehend auch die in der Kindheit der Menschheit gültigen Wahrheiten widerspiegelt. Und tatsächlich lebt — wie z. B. der französische Psychologe Jean Piaget so oft betont hat — jedermann bis zum Alter von sechs oder sieben Jahren in einer Zauberwelt, die sich von den Glaubensvorstellungen der Vorzeit und der noch heute neben uns lebenden Naturvölker kaum unterscheidet.

In ähnlicher Weise existiert für den Zauberer bei der Ausübung seiner Künste kein Unterschied zwischen seiner inneren und der äußeren Welt. Innerlich und äußerlich untrennbar an dem magischen Vorgang beteiligt, wird er nicht kritisch zu verstehen suchen, was er tut (zumindest nicht während des magischen Vorgangs). Gerade hiervon unterscheidet er sich gänzlich vom Wissenschaftler, der einem Experiment unbeteiligt gegenübersteht, der den Vorgang sachlich beobachtet und verfolgt und die Ergebnisse als von der Person des Experimentierenden unabhängig erachtet. Ist dagegen der Zauberer nicht dabei, und zwar nicht nur körperlich anwesend, sondern auch gefühlsmäßig beteiligt, so vermag er überhaupt nichts. Deshalb muten uns Zauberformeln und Beschwörungen wirkungslos und völlig sinnlos an, wenn wir sie nur gedruckt vor uns sehen. Um sie zu verstehen,



geschweige denn anzuwenden, müssen sie durch die Phantasie und das Gefühl belebt werden.

Ein Vergleich mit der Wissenschaft erscheint um so berechtigter, als die Magie gemeinhin als die „Wissenschaft der Primitiven“ beschrieben wird. Der Chemiker untersucht die Stoffe auf ihre Eigenschaften und zieht daraus Schlüsse. Der Magier untersucht die Stoffe auf ihre Eigenschaften und zieht daraus Schlüsse. Nur fügte er, was er wahrnahm, nicht wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten ein, sondern einer von Göttern und übernatürlichen Wesen bevölkerten mystisch-mythischen Welt. Ein moderner Wissenschaftler mag die Beschaffenheit eines chemischen Stoffes durch Erhitzung verändern können — er kann es objektiv, nachdem ja jedermann ein Streichholz anzuzünden vermag. Der Magier, so könnte man sagen, hat Ähnliches versucht, jedoch mittels einer subjektiven „Erhitzungsmethode“. Er versucht die nach seinem Glauben im Universum waltenden unsichtbaren Mächte und Wesen zu beeinflussen, wobei er selbst den Schmelztiigel abgibt. (Tatsächlich gebrauchte z. B. der in Ost-Neuguinea beheimatete Elemastamm ein Wort in der Bedeutung Hitze, um das „Feuer“ des Magiers zu bezeichnen. Ähnlich bei den Mailu, einem anderen Stamm aus Neuguinea, wo der Zauberer Pfefferblätter oder Wurzeln des wilden Ingwer kaut, um dadurch der kraftspendenden „Hitze“ teilhaftig zu werden.)

Das Wirken des Magiers — seine Riten, seine Zauberworte und Beschwörungen — stellen einen symbolischen Versuch dar, mit den seine Welt bevölkern den übernatürlichen Wesen und Mächten in Fühlung zu sein oder sie zu beherrschen. Regelmäßig dient die Symbolik der Veranschaulichung von Begriffen, die wir nicht erklären oder nicht völlig begreifen können. Hierauf hat C. G. Jung nachdrücklich hingewiesen. Daher bedarf jede lebendige Religion — wie Jung sagt — „einer reich entwickelten Symbolik“, und die Religion „muß in ihren Dogmen und Riten ein Vorstellen und Handeln besitzen, welches auf Urältestes zurückgeht“. Und so dient, weil eine Erklärung nicht möglich ist, die Symbolik auch der Magie. Der Magier fühlt, daß er die höhere Wahrheit nicht sehen oder ganz begreifen kann, glaubt aber, durch sein Wirken im Bereich dessen, was er zu verstehen vermag, auch das Unbegreifliche beeinflussen zu können. So stellen alle



Unten die Abbildung einer Fruchtbarkeitsstatue aus Kleinasien (ungefähr aus der Zeit um 2500 v. Chr.). Die Vorstellung eines in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Verhaltenszügen auftretenden Götter-Pantheons wird in der Fachsprache der Anthropologen und Völkerkundler als Anthropomorphismus bezeichnet. Die Götterwelt selbst stellt eine Verkörperung der geheimnisvollen Kräfte der Natur und der das Universum bevölkernden Wesen dar. Diese Sicht muß als eine Fortentwicklung animistischer Vorstellungen, denen zufolge alle Dinge belebt waren, betrachtet werden. Es wurde angenommen, daß übernatürliche Wesen allenthalben der Natur und den Naturerscheinungen, wie z. B. einem Baum (rechts) oder einem Vulkan (links), innewohnen.



seine Zauberworte ebenso sehr symbolische Akte wie konkrete Handlungen dar. Und ein Symbol ist, für den Magier, wie ein Tropfen Wasser, der sich aus dem luftig-leichten Dunstnebel zu einem sichtbaren Formgebilde verdichtet hat — ist spukhafter Nebel, der über unserer Welt geistert, in verschiedensten Formen, an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten.

Jedermann gebraucht Symbole. Unsere Träume sind in Symbole eingekleidet. Manche Symbole haben wir mit unserer Generation und unserer Kultur, andere mit der ganzen Menschheit gemeinsam. Jung sagte eingangs seines Buches *Symbole der Wandlung* (1912) über die Symbolik von Träumen und ihre Deutung folgendes: „Es scheint nun dem gemeinen Menschenverstande nichts so Unerhörtes zu sein, daß der Traum etwas Sinnvolles und daher Deutbares sei; damit wird ja nur eine seit Jahrtausenden geläufige, darum soviel wie banale Wahrheit ausgesprochen. Man erinnert sich noch von der Schulbank her, von ägyptischen und chaldäischen Traumdeutern gehört zu haben. Man weiß von Josef, der die Träume des Pharaos deutete... Wie der alte Glaube sagt, spricht die Gottheit oder der Dämon in symbolischer Sprache zum Schlafenden, und der Traumdeuter muß die Rätselsprache übersetzen. Modern ausgedrückt heißt es, der Traum sei eine Serie von Bildern, die anscheinend widerspruchsvoll und unsinnig sind; er enthalte aber ein Gedankenmaterial, das, wenn übersetzt, einen klaren Sinn ergibt.“

Wer von uns hat nicht schon — in einer Person — den dem Pharaos in uns Träume deutenden Josef gespielt? Wer hat nicht schon versucht, das in Symbole eingekleidete Traumgeschehen zu enträtseln und zu deuten? Zu allen Zeiten haben die Magier den Träumen größte Bedeutung beigemessen in der Überzeugung, daß das träumende Ich mehr „weiß“ als das Ich unseres begrenzten Wachseins. Die Traumdeutung ist etwa viertausend Jahre alt. In jüngster Zeit hat sich besonders die Tiefenpsychologie damit beschäftigt. Und heute ist der Traum als Ausdruck unbewußten seelischen Geschehens und damit die Traumdeutung als eine Methode der Selbsterkenntnis weitgehend anerkannt.

Die Magier nun glauben, sie könnten ebenso wie im Traumgeschehen auch außerhalb ihrer Träume Symbolen magische Macht und Bedeutung abgewinnen. Die Symbole erscheinen heutzutage ausgeklügelt und vielfach gekünstelt, früher aber faßte der Mensch sein ganzes Weltbild in Symbolen und machte dabei zwischen Religion und Magie keinen Unterschied.

Die Kulturwissenschaftler nennen das Weltbild der Primitiven (dem zufolge alle Dinge beseelt sind und die Seele den Körper verlassen kann) animistisch und bezeichnen die dem *Animismus* entstammende Magie als „sympathetische Magie“. Als Beispiel verweisen wir auf den schon in Kapitel 2 beschriebenen Analogiezauber (jene Vorstellung also, daß, was dem Bild oder einem Körperteil eines Menschen zugefügt wird, diesem in Wirklichkeit widerfährt). Daß sich eine primitive Magie dieser Art in einer Welt, in der alles belebt vorgestellt wurde, herausbildete, erscheint durchaus verständlich. Für den primitiven Menschen durchlebten Pflanzen, Tiere und die Erde selbst den gleichen Kreislauf von Geburt und Werden, Fortpflanzung und Vermehrung, Alter und Tod wie er — der Mensch — selbst. Kaum verwunderlich daher, daß ihm alles von derselben Lebenskraft beseelt erschien.

Der italienische Arzt-Historiker Dr. Arturo Castiglioni faßte dies in seinem 1946 in London erschienenen Werk *Adventures of the Mind* (das deutsch leider

nicht vorliegt) folgendermaßen zusammen: „Das Ego (des primitiven Menschen) bedeutet keine Grenze... Es begreift vielmehr alles ein, was ihn umgibt und an seinem Leben teilhat, selbst jene Dinge, die sich von einer kurzfristig mit dem Körper eingegangenen Verbindung wieder loslösen.“ Daher blieben Nägel, Haare, Kleidungsstücke, Waffen und Fußspuren Teile des Menschen und verkörperten ihn. Die alten Ägypter glaubten, daß sogar ein Name mit seinem Träger identifiziert werden könne: sie wollten feindliche Stämme vernichten, indem sie deren Namen auf Tontafeln schrieben und diese zerbrachen.

In der nächsten Phase der menschlichen Kulturentwicklung begegnen wir dem *Anthropomorphismus*, der durch die Übertragung menschlicher Gestalt und menschlichen Verhaltens auf andere Wesen und Gegenstände, besonders auf die Götterwelt, gekennzeichnet ist. Wieder greifen wir zunächst auf unsere eigene Kindheit zurück. In der frühen Kindheit werden die Inhalte der Umwelt nicht als leblose Sachen aufgefaßt, sondern als Wesen erlebt, die das Kind freundlich oder feindlich „ansieht“. Erst später lernt es Gemeinsames und Unterschiedliches zu erkennen, zu vergleichen und einzuteilen. Es bildet sich den Begriff der Frau aus der Gegenüberstellung der eigenen Mutter zu anderen Frauen und den Begriff des Baumes aufgrund seiner Vertrautheit mit den im Garten wachsenden Pflanzen. In ähnlicher Weise entdeckte der primitive Mensch, daß die seine Welt beseelenden Kräfte in den mannigfaltigsten Formen seiner Umwelt wirkten. Daher brachte er beispielsweise Fruchtbarkeit und Fortpflanzung in Verbindung mit allem, was lebt und wuchs. Er erkannte sie als weibliche Eigenschaften, die am vollkommensten verkörpert wurden durch die Frau selbst sowie die alles pflanzliche und tierische Leben hervorbringende Erde. So entstand allmählich in der Vorstellungswelt der Menschen das Bild der Mutter Erde oder der Erdmutter.

In ähnlicher Weise entwickelte sich allmählich das allen alten Kulturen eigenständige Pantheon der Götter. Die Menschen stellten sich die Götter vermenschlicht vor, weil der Mensch, so sehr er sich auch an Macht mit den Göttern nicht messen konnte, ihnen von allen Geschöpfen am ähnlichsten zu sein schien. (Daneben wurden selbstverständlich viele Götter auch in anderer Gestalt verehrt, etwa in Tiergestalten oder in menschliche und tierische Züge aufweisenden Fabelwesen, z. B. bei den Assyrern oder den alten Ägyptern.) In seinen Göttern verkörperte der Mensch die Kräfte, von denen er sich umgeben fühlte. Und oft überlebten diese Gottheiten den Wandel der Kulturen oder verschmolzen mit den Göttern der nachfolgenden Kulturen. Wie stark der Abglanz alter Göttermacht noch nachwirkt, sehen wir an der mächtigen Bildkraft, die in uns erweckt wird, wenn wir etwa von Mars und Venus sprechen hören.

In der weiteren Menschheitsentwicklung zeichnete sich eine neue, nämlich eine der *Abstraktion* zugewandte Denkweise ab. Die Fruchtbarkeit beispielsweise wird — jenseits des animistischen Personalismus oder des naiv-anschaulichen anthropomorphistischen Erlebens — als Idee aufgefaßt. Auf dieser Stufe erwächst die Konzeption von Gut und Böse als von der sichtbaren Welt losgelöste Begriffe. Diese Begriffe sind nicht länger durch wohlwollende und böse Geister oder Götter verkörpert, wie dies in der dualistischen Mythologie der Akkader noch zutraf. Seligmann setzt diese Entwicklung etwa um 2000 v. Chr. an. Er schreibt: „In Betrachtung des nächtlichen Himmels begriffen die chaldäischen Priester einen höchsten Gott, der anderen Gottheiten entsprang. Dieser Gott war eine schöpferische

Macht im Einklang mit dem ewigen Gesetz, das er verkörperte und seinem eigenen Ratschluß unterwarf.“

In dieser Phase der Geschichte setzte eine Machtkonzentration in den Händen einer durch ihre Ausbildung privilegierten, mächtigen Priesterschaft ein, wie dies in früherer Zeit der einzelne nie vermocht hatte. (Wieder drängt sich ein vergleichender Blick auf die Entwicklungspsychologie auf: die Fähigkeit abstrakten Denkens gibt dem heranreifenden Kind neue Macht — es kann folgern, vorhersagen, berechnen.) Die Priester waren Meister in der Kunst der Weissagung, wobei sie zum Zweck der Omendeutung die Leber frischgeschlachteter Schafe, Flamme und Rauch, das Leuchtfeuer der Edelsteine und die Witterungsverhältnisse beobachteten. Sie studierten mehr oder weniger methodisch das Universum, betrieben Astrologie und Traumdeutung und entwickelten die Mathematik und eigene Zahlentheorien u. a. m.

Und mit dem Zug zur Abstraktion und Systematik, der dieses neue Weltbild charakterisiert, nahm das magische Denken jene Kompliziertheit an, die es heute hat. Diesem Denken entstammt eines der kompliziertesten mystischen Systeme, die *Kabbala*, die die mittelalterliche Magie nachhaltend beeinflusst hat. Das Wort „Kabbala“ bedeutet auf Hebräisch Überlieferung und bezog sich ursprünglich auf die von Generation zu Generation mündlich überlieferten jüdischen Glaubenslehren. Hieraus entwickelten um das 13. Jahrhundert herum jüdische Mystiker ein okkultes, theosophisch-philosophisches System. Die Kabbalisten maßen der Symbolik von Buchstaben und Zahlen im Zusammenhang mit der Zukunftsschau und magischer Beschwörung größte Bedeutung bei. Castiglioni nennt die Kabbala „einen spekulativen, phantastisch-mystischen Überbau der Religion“. Viele Magier und Okkultisten aus späterer Zeit haben auf kabbalistische Wortdeutungen, Formeln und Symbole wie z. B. das Pentagramm als Instrumente zur Entfaltung ihrer Magie zurückgegriffen.

Das berühmteste Symbol der Kabbalisten ist der als *Glyphe* bekannte Lebensbaum. Es ist ein Meditationssymbol, das nicht wie andere Symbole die Wahrheit nur facettenhaft zeigt, sondern den Weg zur Wahrheit selbst eröffnen soll. Der Lebensbaum enthält die zehn Sephiroth, die untereinander durch Wege in Verbindung stehen. Anhand dieses Symbols sei es möglich, durch Meditation auf allen Wissensgebieten Macht und Wissen zu erlangen, ganz ähnlich der Erkenntnis, deren wir teilhaftig werden, wenn sich uns der Sinn eines Traums offenbart.

In enger Beziehung mit magischen Praktiken waren auch die Lehren der Gnostiker. In der Gnostik begegnen wir einer Auffassung, die sich ganz der in der Schau Gottes erfahrenen Welt des Übernatürlichen zuwandte. Der Gnostizismus entwickelte sich im Nahen Osten, Seite an Seite mit dem Christentum, und erreichte den Höhepunkt seines Einflusses etwa gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. Die gnostischen Philosophien beruhten auf dem Glauben, daß der Weg zur Erlösung in der *Gnosis* liege, d. h. in der Erkenntnis Gottes und der im Glauben verborgenen Geheimnisse, und weniger in der *Pistis*, dem gewöhnlichen, positiven christlichen Glauben. Wie die Geheimnisse der Kabbala waren auch die gnostischen Lehren und ihre mystischen Riten und Formeln anfänglich nur den Eingeweihten bekannt. Manches hat später im Okkultismus Eingang gefunden. Die Astrologie beispielsweise übernahm die Idee, daß die einzelnen Metalle Gestirnen zugewiesen sind.

Die Verflechtung von Religion und Magie, wie wir dies in der Kabbala und im Gnostizismus finden, läßt sich durch die ganze Geschichte der Magie hindurch verfolgen. Bis zu den Anfängen des Christentums wurden von den Magiern selbst kaum Unterschiede gemacht. Eine religiöse Sicht der Welt war eine durchaus normale Weltanschauung und mochte ohne weiteres auch Wunder und Wunderbares in sich fassen. Zum Beispiel ist das *Alte Testament* voll von Magie und Zauberei. Erst zur Zeit des erstarkenden Christentums und der Abspaltung der gnostischen Sekten zeichnen sich zwei verschiedene Aspekte der Religion ab — einerseits als Gesetz und sittliche Ordnung für das Verhalten auf dieser Welt und andererseits als individueller Weg des Mystikers von seinem innersten Ich zu Gott. An diesem Punkt tritt der Zauberer, der nicht notwendigerweise Priester ist, auf den Plan. An der folgenden sprachlichen Unterscheidung wird der Unterschied der beiden Rollen klar: der *Theurg* ist der Priester-Zauberer; der *Thaumaturg* dagegen das „profane“ Gegenstück. Der Priester-Zauberer setzt innerhalb der Religion seine magischen Kräfte als Mittler zum Bereich des Übernatürlichen ein. Außerhalb der Religion beginnt der Magier seine Kräfte zu nichtreligiösen Zwecken für sich selbst zu gebrauchen. Und er gebraucht sie, um Glück oder Unglück zu beschwören, um Böses fernzuhalten, um Reichtum und Macht zu erlangen usw. Dieser sozusagen „inoffizielle“ Bereich der Magie ist es, mit dem wir uns beschäftigen.

Selbstverständlich haftet den oben herausgestellten Ordnungsgesichtspunkten (Animismus, Anthropomorphismus, Abstraktion) viel Schematisches an. Es handelt sich gewissermaßen um künstliche Hilfskonstruktionen, die nur der besseren Übersicht über die bestimmenden Merkmale und die Entwicklung dienen können. Fortan werden wir auf derartige Klassifizierungen verzichten müssen; weil die verschiedenen Formen der Magie, die wir nun untersuchen werden, diesen Kategorien meistens nicht zugeordnet werden können, sondern jeweils vermischte Elemente aufweisen. (Beispiele etwa auch heute noch praktizierter sympathetischer Magie gehören zur Ausnahme, die die Regel bestätigen.) Magie wird nun einfach alles sein, was sich an okkulte Kräfte wendet, die — so wurde und wird häufig noch geglaubt — schlechthin allem innewohnen — Menschen, Pflanzen, Edelsteinen, Gestirnen usw.

Begegnen wir nicht heute noch Spuren „magischer Macht“? Etwa, wenn wir von der „bezwingenden Persönlichkeit“ eines Menschen oder von einer „Macht-persönlichkeit“ sprechen. Früher hätten die Menschen einer solchen Persönlichkeit jene Macht zugeschrieben, an die sie glaubten, und beispielsweise vom „bösen Blick“ gesprochen. Magische Persönlichkeitsmacht war am ausgeprägtesten den Priestern und Magiern zu eigen. Der moderne Religionshistoriker Mercia Eliade schreibt: „Die Schamanen (Priester-Zauberer, hauptsächlich bei Kultgemeinschaften in Nord- und Zentralasien) sind Auserwählte und haben als solche Zugang zu geheiligten Bereichen, die für die anderen Mitglieder der Gemeinschaft unerreichbar sind... Es sind die Schamanen, die in Trance die Menschen heilen, die ihre Toten in das ‚Reich der Schatten‘ begleiten und als Mittler zwischen ihnen und ihren Göttern wirken.“

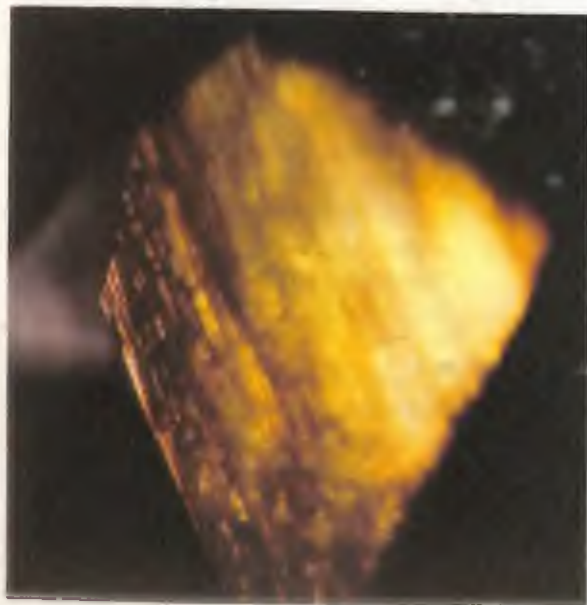
Ein Magier dieser Art war in unserer Zeit der in Georgien geborene G. J. Gurdjew, ein Lehrer des Okkulten, der nach der russischen Revolution in den Westen kam und bald eine große Anhängerschaft hatte. Seine Anziehungskraft

ist mit folgenden Worten beschrieben worden: „Man kann nicht umhin, sich geradezu körperlich von ihm angezogen zu fühlen — wie von einem Magnet.“

Auch den Mineralien wurden seit unvordenklichen Zeiten okkulte Kräfte, insbesondere Heilkräfte zugeschrieben. Wie nicht anders zu erwarten ist, fiel natürlich den Edelsteinen die Hauptrolle zu. Smaragde und Saphire, aber auch Perlen galten als besonders zauberkräftig. Über allen anderen Steinen aber stand natürlich der Diamant, der ja wegen seiner Schönheit und seines Wertes immer schon gepriesen war. De Boot, ein holländischer Edelsteinfachmann, hat noch im 17. Jahrhundert dem Diamanten den Ruhm zugehalten, er wehre dem Gift, der Hexerei und dem Irrsinn und vertreibe die Schrecken der Nacht. Aber auch Metalle schützten vor bösem Zauber. Aus diesem Grunde glaubten die alten Chinesen, eine Blattgold enthaltende Medizin sei besonders wirksam. Auch dem Kupfer und der Bronze wurden magische Kräfte zugeschrieben, doch zur Abwehr alles Bösen schien am wirksamsten Eisen gewesen zu sein.

Magische Kräfte vermutete man auch in den Pflanzen. Heutzutage kennt fast jedermann giftige Pflanzen einerseits und Heilkräuter andererseits. Früher einmal war solches Wissen ausschließlich eine Domäne der Zauberer. Hier ist an Kräuter wie z. B. Wermut, Beifuß, die Rizinusölpflanze und Gartenraute gedacht. Für den Zauberer hatten die Kräuter ihre natürlichen Eigenschaften übersteigende, nämlich auch symbolische Kraft. Berühmt hierfür wie keine andere Pflanze ist die Alraune.

Geschichten über die Wunderwirkung der Alraunwurzel (die „Mandragora“ der alten Ägypter) — als Aphrodisiakum, Narkotikum und zur Erleichterung der Schwangerschaft — finden wir in der Literatur seit altersher, in 3000 Jahre alten persischen Legenden bis zu Shakespeare und Machiavelli. In jüngerer Zeit durchgeführte chemische Untersuchungen haben den alten Volksglauben insofern bestätigt, als sich in der Wurzel beruhigend-betäubende und schmerzstillende Substanzen nachweisen ließen. Aber ihren Ruf als universale Zauberpflanze verdankt die Alraune sicher auch dem Umstand, daß ihre Wurzeln oft menschlicher Gestalt, bald männlichen, bald weiblichen Formen, ähnlich erscheinen und ihnen überdies eine die Liebe und Fruchtbarkeit anregende Wirkung zugeschrieben wurde.



Die Alraune wurde zum Amulett. Sie wurde den Schilden der Krieger angeheftet und um den Hals der Babys gewickelt.

Die den Pflanzen zugeschriebene Zauberkraft war demzufolge entweder Ausfluß natürlicher Eigenschaften oder teilweise natürlicher und teilweise symbolischer Herkunft oder schließlich auch nur symbolischer Art. Und dies eröffnet uns einen wichtigen, das magische Denken überhaupt beherrschenden Gesichtspunkt. Bei den Kabbalisten und Gnostikern, bei den Hermetikern (einer den mystischen Lehren des Hermes Trismegistos anhängenden Sekte) und auch bei den Alchimisten begegnen wir immer wieder der Ansicht: „Wie oben, so unten.“ Diesem Schlagwort liegt die Idee der mystischen Einheit und Übereinstimmung aller Dinge, von Mikrokosmos und Makrokosmos, zugrunde — die Grundidee allen magischen Denkens. Diese Idee kommt auch bei Amuletten und Talismanen zum Ausdruck. Regelmäßig handelt es sich um Gegenstände, denen ein Schutzzauber zugeschrieben wird. Oft werden die Bezeichnungen gleichbedeutend verwendet. Beispielsweise vertritt auch Campbell Bonner, ein amerikanischer Fachmann auf diesem Gebiet, die Ansicht, eine genaue Unterscheidung zwischen Amulett und Talisman sei unmöglich. Andere namhafte Autoren und viele Okkultisten unterscheiden Amulette von Talismanen nach dem Material oder nach dem Verwendungszweck. So grenzt beispielsweise auch Marianne Verneuil in ihrem *Dictionnaire Pratique des Sciences Occultes* folgendermaßen ab:

„Das Amulett hat passive Schutzkraft gegen ‚Einflüsse‘. Der Talisman dagegen führt in den Bereich aktiver Magie, hat aber doch auch in mancher Hinsicht Schutzcharakter. Als Amulett dienen natürliche Gegenstände, sie wirken durch die ihnen eigentümliche Kraft. Der Talisman hingegen stellt ein Produkt intellektueller Spekulation und magischer Zurichtung dar. Er ist auf ein bestimmtes Ziel gerichtet und daher nur in diesem Zusammenhang von Wert. Die Herstellung eines Talismans erfordert die Kenntnis allegorischer Darstellung und ihrer magischen Zusammenhänge.“

Das Amulett wirkt also aus sich selbst heraus, aus der Kraft, die einem Gegenstand innewohnt. Es kann sich dabei um Tier, Pflanze oder Mineral handeln. Oft haften den als Amulett dienenden Pflanzen oder Steinen natürliche, heil-

Edelsteinen und Halbedelsteinen wurden immer schon Zauberkräfte zugeschrieben. Dabei sollten manche Steine eine unterschiedliche Zauberwirkung ausüben, je nachdem wie sie verwendet oder getragen würden. Ein Topas beispielsweise — so ging der Volksglaube — vermochte, in Wein gelegt, von Asthma zu befreien (Bild ganz links); während der gleiche Stein, an der linken Hand getragen, Melancholie und Trübsinn verbannen sollte. Verschiedene Steine wurden mit bestimmten Leiden in Zusammenhang gebracht und als heilkräftig gepriesen. So versprach man sich vom Bernstein (links) die Heilung aller Halskrankheiten. Anderen Steinen wurde eine allgemeinere Bedeutung gegeben; sie galten als Glücksbringer oder Freundschaftsteine. Vom Kristall (rechts) glaubte man, daß er den Schlaf und wohlgefällige Träume bringe, aber auch, daß er Visionen zu vermitteln vermöge.



kräftige oder stimulierende Eigenschaften an (wie wir dies z. B. schon bei der Alraunwurzel gesehen haben); andere wirkten rein aufgrund ihrer Symbolkraft — dies war wohl der Fall, wenn die alten Chinesen zur Abwehr böser Geister Pflanzsteine auf sich trugen.

Im Unterschied zum Amulett, das allgemeinen Schutzcharakter hat, wird der Talisman zur Abwehr bestimmter Übel und Krankheiten getragen. Die Irokesen trugen als Talismane gegen das Ertrinken kleine Kanus auf sich. Oft begegnen wir rituellen Beschwörungszereemonien, durch die der Talisman mit magischer Kraft „aufgeladen“ wurde. Die als *Lilissu* bekannte Kesselpauke, die den Assyrern zur Austreibung böser Geister diente, empfing ihre magische Macht in einem mit der Darbringung ritueller Opfer verbundenen feierlichen Zeremoniell zu Ehren der Götter. Talismane waren auch die heiligen Reliquien des Mittelalters: wenn man sie berührte und dazu die entsprechenden Gebete sprach, entfalteten sie ihre geradezu unbegrenzte Heilwirkung.

Ein anderes Mittel, den Talisman mit magischer Kraft zu erfüllen, war seit jeher die Inschrift. Bekannt sind die Talismanformeln in hebräischer Schrift, die, auf assyrischen Gefäßen eingeschrieben, als „Teufelsfallen“ dienten. Sie wurden unter dem Haus eingegraben, damit die bösen Dämonen in das tiefste Erdinnere weglockt würden.

Eine große Zahl solcher magischer Inschriften findet sich auf *Pentagrammen*, ein uraltes heiliges Zeichen in der Form des Fünfsterns oder Drudenfußes oder auch eines Sechssterns (dann *Hexagramm*), berühmt schon als das Siegel Salomons, heute als Davidstern und Symbol des jüdischen Volkes. Das Pentagramm war ein sehr wichtiger Bestandteil zeremonieller Magie. Es galt als Symbol eines nach dem Prinzip der Entsprechung vorgestellten mystischen Systems der Beziehung von Makrokosmos und Mikrokosmos zur Stellung des Menschen.

Nach Marianne Verneuil kommt beim Pentagramm der Astrologie und ihrer makrokosmischen Symbolik große Bedeutung zu. Das Pentagramm sei — so sagt sie — „eine Art von fluidalem Sendegerät“. Bei der Ausarbeitung seien komplizierte Regeln zu beachten, die wiederum die Symbolik und den magischen Wert nicht nur der Form des Pentagramms, sondern auch der ihm zugeschriebenen Zeichen, Buchstaben und Worte, aber auch den Zeitpunkt der beabsichtigten magischen Entfaltung sowie die für die ausarbeitende Person „vom Gesichtspunkt günstiger fluidaler Harmonien aus“ bedeutsamen Verhältnisse zu berücksichtigen hätten. Salomons Siegel war der durch zwei gleichseitige Dreiecke gebildete Sechsstern, dem aufgrund seiner Form an sich, aber auch im Hinblick auf seine Schriftzeichen, Symbole und Inschriften geheime Macht zugeschrieben wurde. Das Hexagramm war weit verbreitet. Der Sechsstern wurde — oft in der zum magischen Kreis zusammengeschlossenen Form — auf Pergament gezeichnet und dem Gewand des Magiers angeheftet.

Hauptquellen der Magie sind zweifellos Zahlen, Wörter und Formeln. Die dahinterstehende Grunderfahrung des Denkens läuft auf die aller Magie zugrunde liegende Anschauung hinaus, daß Zahlen und Wörter in mystischer Verbindung mit allen ähnlichen, obgleich unsichtbaren Dingen, ja sogar mit dem ganzen Weltall ständen. Bei den Naturvölkern ist diese Macht der Zeichen auf einfache Zahlen und geometrische Figuren beschränkt. Aber bald schon bilden sich zahllose Kombinationen heraus. Die Zahlen werden mit Zeichen und Figuren, mit den Ge-

stirnen und mit den Buchstaben assoziiert. Hierauf hat Castiglioni hingewiesen. „Das Alphabet“, sagte er weiter, „hat in seinen frühesten Formen einen neuen und wichtigen Beitrag zur Symbolik der Formel geleistet: jeder Buchstabe an sich oder in der ihm zugewiesenen Position erhält in Verbindung mit Zahlen oder geometrischen Formeln eine besondere Bedeutung, und jedes einzelne dieser Elemente trägt zur Ausgestaltung eines komplizierten magischen Rituals bei, das sich zwar nach Zeit und Ort unterscheidet, in seinen Grundzügen jedoch gleichbleibt.“

Es ist einleuchtend, daß sich das Wort magischer Verwendung geradezu anbietet; weil ja jedes Wort auf zwei Ebenen bedeutsam ist, nämlich erstens als Objekt und zweitens als Symbol und Träger eines Inhalts. Ohne Zweifel haben Wörter und Worte (d. h. Wörter im Zusammenhang) außerordentliche Kraft. Indem wir unsere Gedanken und Gefühle in Worte kleiden, bestimmen wir sie und geben ihnen Wirklichkeit und Wirksamkeit. Tatsächlich bedeutet „nennen“ auf Hebräisch sichtbar machen. Und in der *Genesis* können wir lesen: „Und Gott sprach: ‚Es werde Licht!‘ Und es ward Licht. Und Gott sah, daß das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht.“ (1 Mos. 1, 3—5)

Kein Wunder daher, daß einzelne Wörter wegen der von ihnen verkörperten Machtfülle tabuiert wurden. „Die Anrufung des Namens der Gottheit“, schreibt Maurice Bouisson, der bekannte französische Autor von *La Magie, ses grands rites, son histoire*, „war tatsächlich ein Versuch, diese Gottheit zu beherrschen, sie erscheinen und sie dem menschlichen Willen dienstbar zu machen.“ Solche Tabus gab es bei den Ägyptern ebensowohl wie bei den Juden. In einem ägyptischen „Totenbuch“ steht zu lesen: „Er, der in Amenti (dem Land der Toten) wohnt, verabscheut es, daß sein Name ausgesprochen werde.“ Im *Exodus* heißt es: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen.“ (2 Mos. 20, 7) Und „nicht mißbrauchen“ wird auch mit „nicht aussprechen“ übersetzt.

Ebensowenig erstaunt daher, daß auch versucht wurde, die Namen von Menschen geheimzuhalten oder durch angenommene Namen oder Kosenamen zu ersetzen, wie dies häufig in Kindermärchen der Fall ist. Christliche Ordensnovizen bekommen neue Namen. Jeder Ägypter hatte zwei Namen, wovon der eine nur ihm selber und seinen Eltern bekannt war. Auch in Indien empfängt das Neugeborene zwei Namen; einer davon soll geheim bleiben und wird nur den Verwandten verraten. Die Geheimhaltung dient der Schutzidee: ein Magier des Bösen könnte dem Menschen über den Namen ein Leid zufügen.

Wie der geschriebene ist auch der gesprochene Name machtvoll. Ein Beispiel hierzu liefert die berühmte jüdische Sage vom *Golem* (die im mittelalterlichen Getto von Prag entstanden ist). Der Golem ist jene Tonfigur, die der Rabbi Löw in ekstatischem Zustand zum Leben „erweckt“, indem er auf die Stirn der Figur das Wort „AMTh“ schreibt, das „Wahrheit“ oder „Wirklichkeit“ bedeutet. Löscht er den ersten Buchstaben, das A aus, so bleibt „MTh“, das „tot“ bedeutet — und der Golem zerfällt in Staub. Ähnlich sich der Macht des Wortes bedienende Riten sind in aller Welt praktiziert worden und wären insbesondere der magischen Praxis Altägyptens und des Tibets geläufig.

Manchmal enthält schon die Form der Buchstaben eine geheime Bedeutung. Dem Buch *Sohar* (einem der Hauptwerke der Kabbala) zufolge stellt die Form des hebräischen Buchstabens *Alef* (א) den Unterschied zwischen dem männlichen



Von alters her sind der Alraunewurzel schutz- und heilkräftige Eigenschaften zugeschrieben worden, zum Teil natürlicher Herkunft, zum Teil aufgrund der von der Form abgeleiteten Symbolik (die Form erinnert an weibliche und männliche Gestaltsmerkmale). Die Fotos zeigen, wie die Wurzel ausgegraben wird – einem nach dem Volksglauben lebensgefährlichen Unternehmen. Zunächst wird nur sorgfältig die Erde gelockert. Dann bindet man eine Schlinge an der Wurzel und am Halsband eines Hundes fest, der sie, angelockt durch einen Köder, herauszieht. Bei der Loslösung von der Erde stößt die Wurzel einen Schrei aus. (Wer ihn hört, ist des Todes.) Der Hund fällt tot um und wird weggeschafft. Das Erdloch wird einer Erdgöttheit zu Ehren mit Brot und Münzen gefüllt. Schließlich wird die Wurzel in Milch gebadet und, in ein Seidentuch gehüllt, in einer Holztruhe verwahrt.





Oben, auf dem Titelblatt eines aus dem Jahre 1656 stammenden okkulten Werkes *Magica de spectris et apparitionibus spiritu* sieht man einen Magier bei der Teufelsbeschwörung. Seit Urzeiten haben die Magier – und nicht immer nur aus rüchlosen oder selbstsüchtigen Gründen – Geister zu beschwören versucht. Solche Beschwörungen fanden regelmäßig mit Hilfe des magischen Kreises statt, dem oft (wie in dem links abgebildeten Diagramm) die Tierkreiszeichen und – in den herausragenden vier Rechtecken – die hebräischen Schriftzeichen des gewöhnlich in der Bedeutung von „Jahwe“ wiedergegebenen Gottes eingeschrieben waren. Diese vier Buchstaben (siehe Bild rechts) sind bekannt unter der Bezeichnung als Tetragrammaton, das in der Kabbalistik als überaus machtvolles magisches Symbol galt.

und dem weiblichen Prinzip dar. Eine andere Art der Wortmagie hebräischen Ursprungs besteht in der Niederschrift eines ein Übel ausdrückenden Wortes, das – jeweils unter Weglassung eines Buchstabens – nach unten so lange „fortgeschrieben“ wird, bis am Schluß kein einziger Buchstabe mehr übrig bleibt. (Auf diesem Prinzip beruht das im Volksaberglauben gebräuchliche „Abracadabra“.) Auf diese Weise, so glaubte man, schrumpfe das böse Übel mit jedem weggelassenen Buchstaben zusammen und könne auf diese Art „zurück-“ und schließlich „weggezaubert“ werden.

Der Zauberspruch bedient sich oft, neben der Wortmagie, der nicht weniger machtvollen Zahl. Der Glaube, daß von bestimmten Zahlen etwa 1, 3, 7 und 12 magische Kraft ausgehe, war bei vielen alten Kulturvölkern lebendig. Er fand seine besondere Ausprägung z. B. in den von Zahlenspekulationen durchsetzten Systemen der griechischen Pythagoreer. Jedem Buchstaben des Alphabets wurde ein Zahlenwert zugeordnet. Dies gibt es sogar bei heute noch lebenden Sprachen, z. B. im Arabischen. Aufgrund der Zahlenäquivalenz der Buchstaben bedeutet daher die „Zahl“ eines Namens die Summe der Zahlenwerte aller den Namen bildenden Buchstaben. Das *Tetragrammaton* Jahwes „J-H-W-H“ – das hebräische Wort für Gott – hatte den Wert 10-5-6-5 oder in der Summe 26.

Wörter, Zahlen und Gegenstände, ja die Welt und das ganze Weltall werden vom Magier als potentielle Quellen magischer Macht gesehen. Und mit dem fortschreitenden Ausbau dieser Gedankenwelt des magischen Denkens wuchs ihre Kompliziertheit. Wie nun machte der Magier von seinem komplizierten Wissen Gebrauch? Wie wird der Zauber bewirkt? Wie wirkt – um mit dem Wichtigsten zu beginnen – der Zauberspruch, der zu binden und zu brechen, zu erzeugen und zu heilen vermag, der dem Feind schadet und den Regen macht, der Geister bannt und die Seelen der Toten beschwört – wie wirkt dieser Zauberspruch?

Seine Macht entstammt der Wortmagie und der Kraft der Beschwörung. Wie schon gesagt, mutet der Zauberspruch, wenn er für sich allein steht, sinnleer und phantasielos an. Seine Wirksamkeit beruht auf den von ihm geweckten Assoziationen; sie beruht auf der Art der „Aussendung“ und auf der aufbauend sich steigenden Wiederholung des Rituals. Ein wichtiger Faktor ist auch die Aura des Ge-



heimen. Dem dient (z. B. bei den Zauberern der Eskimos) eine Geheimsprache, die nur die Eingeweihten verstehen konnten. Je geheimer, desto machtvoller war der Zauberspruch. Und je machtvoller er war, um so mehr galt es, ihn vor jenen geheimzuhalten, denen die für solche Magie notwendige Erfahrung und Weisheit abging. Jedem Kind ist Goethes Ballade vom *Zauberlehrling* bekannt. Der Lehrling wollte einen Zauberspruch des Meisters ausprobieren, mußte jedoch, vom Zauber überwältigt, gestehen: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!“

Zu allen Zeiten haben die Zauberkünstler ihre Zauberformeln in handlichen Zauberbüchern (den sogenannten *Grimoires*) gesammelt und eifersüchtig gehütet. Solche Zauberbücher wurden von Generation zu Generation weitergegeben, wobei natürlich der Nimbus ständig wuchs und mitunter fast sakralen Charakter annahm. Beinahe in jedem Zauberbuch finden sich der Geheimhaltung dienende Sicherheitsvorkehrungen: oft sind wichtige Teile der Darstellung versetzt oder weggelassen. Wußte jemand genug, so erkannte er ohnehin die Fallen und verstand — als Wissender — das Buch und den Zauber. Gegenteiligen Falles war dabei nichts verloren. Wie denn auch die Alten auf diese oder jene Weise „alle Geheimnisse offen“ nannten — offen für jene, die sie zu erschließen verstanden.

Das so gehütete Geheimnis entwindet freilich dem Uneingeweihten, und auch manchem Zauberer selbst, den goldenen Faden der Darstellung des Buches und führt in ein labyrinthisches Dunkel seitenfüllender Erklärungen, Randbemerkungen und Kommentare, die ihrerseits nur noch weitere Verwirrungen zur Folge haben. Der französische Folklorist Claude Seignolle berichtete in seinem Buch *Les Evangiles du Diable* in humorvoller, aber treffender Art, wie weit die Verwirrung gehen kann. Bei Forschungsarbeiten in einer Landgegend in der Nähe von Paris traf er auf einen Bauern, der als Zauberer bekannt war. Seignolle wandte seine ganze Überredungskunst auf den alten Mann, damit dieser ihm sein Zauberbuch zeige. Er staunte nicht wenig, als er entdecken mußte, daß der Mann als angebliches Zauberbuch eines seiner eigenen Werke über das Fortleben von Zauberbüchern in Frankreich verwendete.

Schon ein flüchtiger Blick in ein Zauberbuch wird zeigen, daß ein Zauberspruch nur selten für sich allein angewendet wird. Im allgemeinen kommt ein meistens



Zahllose Pflanzen und Kräuter standen in geradezu legendärem Ruf, heilkräftigen Zaubers voll zu sein. Mit Wermut pflegte man das Zipperlein, Gicht und Fieber zu heilen (Bild rechts). Die im Bild rechts in der Mitte abgebildete Gartenraute wurde als radikales Gegengift in Vergiftungsfällen angewendet. Die auch Zehrkraut genannte Rote Betonie im Bild ganz rechts galt als schmerzlinderndes Mittel gegen Zahnweh. Stets wurde geglaubt, daß Magie und Pflanzenzauber, aber auch Objektzauber zusammenwirken. Auch gewissen nicht-pflanzlichen Stoffen wurden magische Heilkräfte zugedacht. So sollte beispielsweise nach einem alten ungarischen Volksglauben ein von einer Krankheit befallener Körperteil einfach mittels einer mit Roßhaar ausgefüllten Eierschale abgerieben werden; die Infektion würde dann — so glaubte man — vom Roßhaar aufgesaugt und mit der Eierschale „weggeworfen“ werden können.

in allen Einzelheiten beschriebenes Ritual dazu. Dies trifft für Beschwörungen größten Stils wie auch für eher alltägliche Zaubersprüche zu. Man kann das beispielsweise an einem Liebeszauber nach einem spanischen Rezept sehen: Dreimal wird feierlich der Zauberspruch wiederholt, dabei aber verbrennt der Zauberer drei Büschelchen Rosmarin (das nach dem Volksglauben Liebe weckt). Zaubersprüchen wurden allerdings oft auch weniger anziehende, ja manchmal recht unappetitliche Prozeduren beigegeben. Ein im 16. Jahrhundert gebräuchliches Rezept, um sich unsichtbar machen zu können, schrieb u. a. das Abkochen einer schwarzen Katze vor.

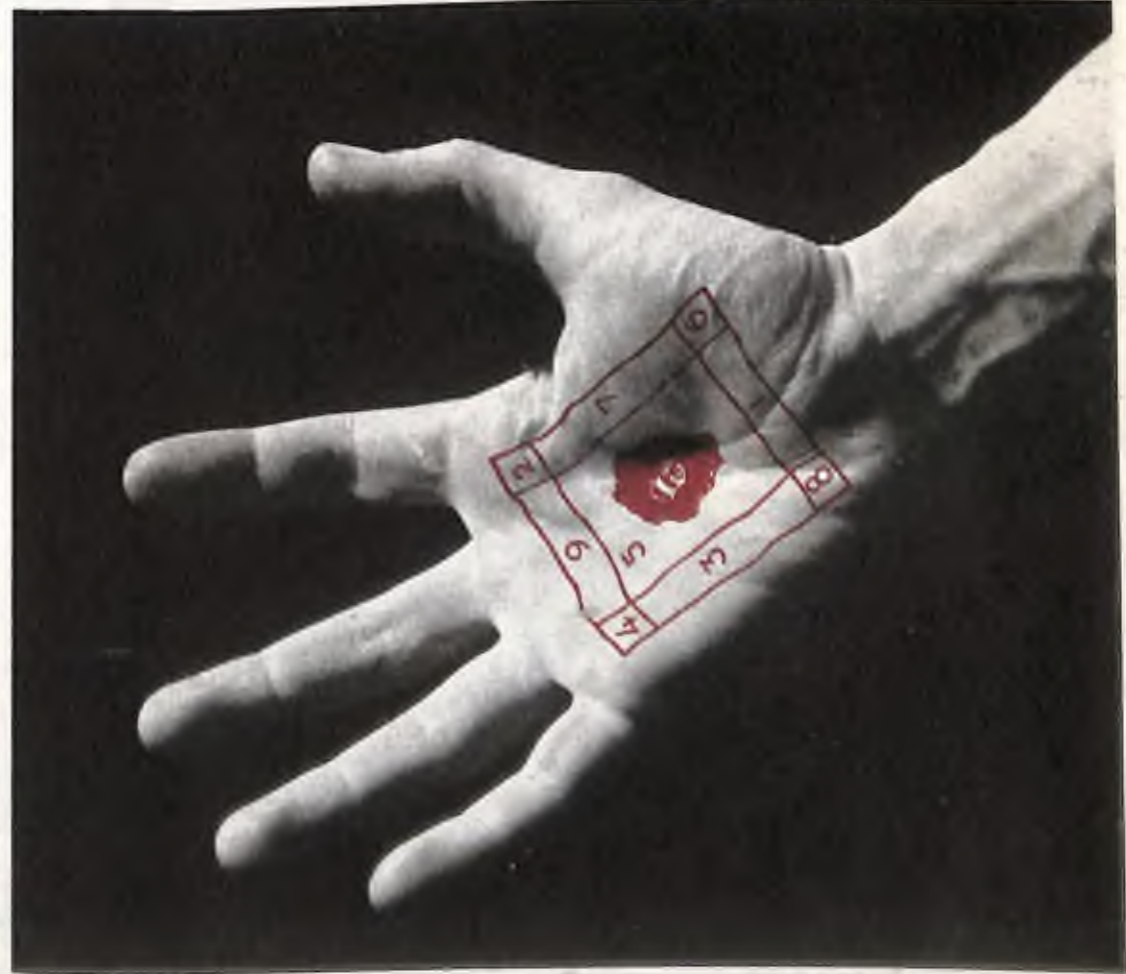
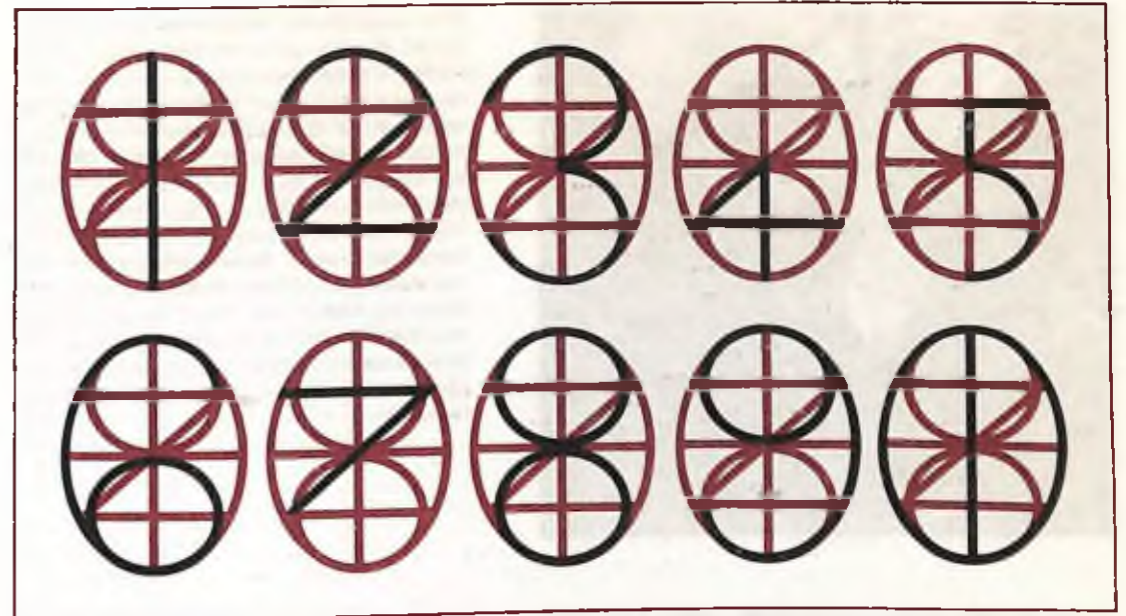
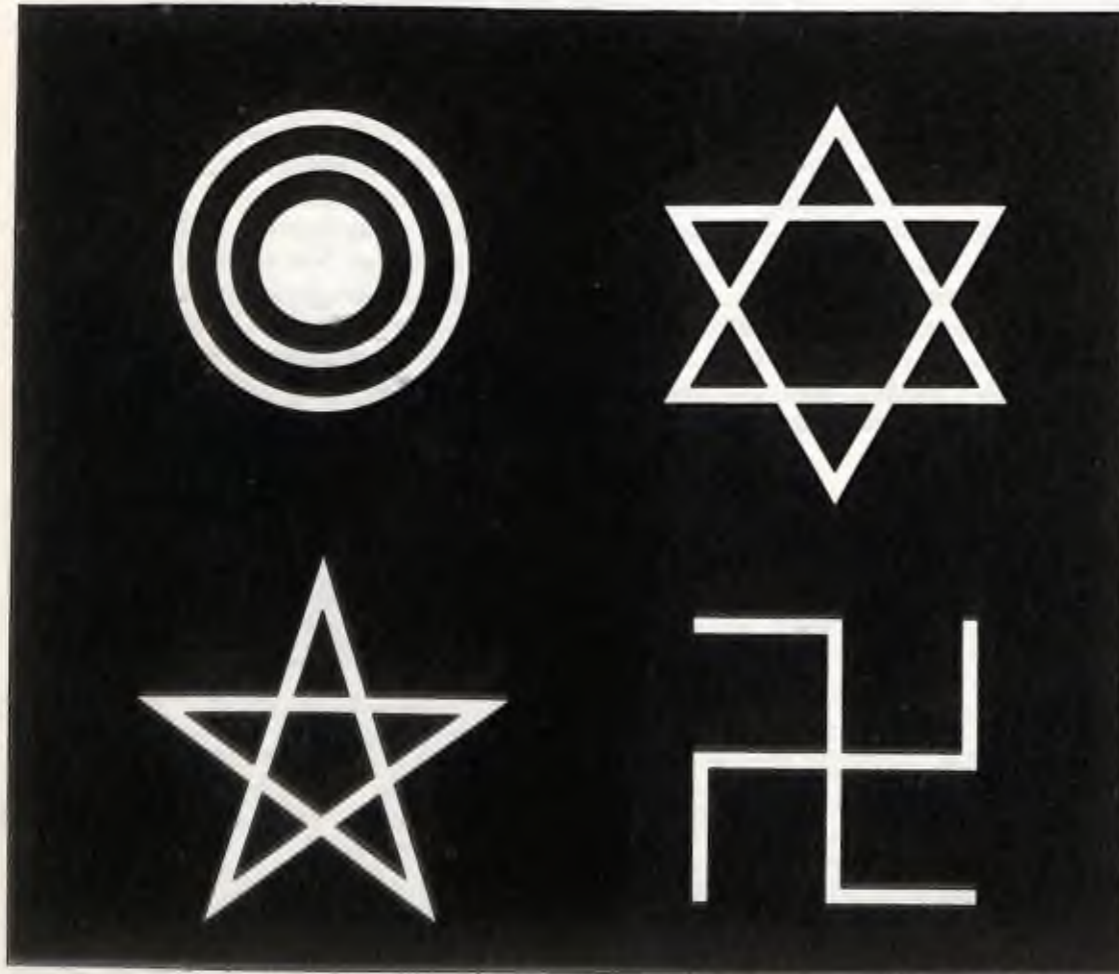
Die Wichtigkeit des Rituals ersehen wir auch (um noch einmal zum Vergleich bei der kindlichen Erlebniswelt anzuknüpfen) am Verhalten des Kindes. Es versucht äußeres Geschehen zu steuern, indem es Spiele und Zeremonielle ersinnt. Es sagt sich: „Wenn ich von jetzt an bis nach Hause auf einen gar jeden Pflasterstein trete, dann wird heute ein Brief für mich angekommen sein!“ Ganz gleich verfährt ein an Verfolgungswahn leidender Erwachsener. Durch übertriebene Ordnungsliebe, die sich vor allem etwa in der Vorliebe für Listen oder einer pedantischen, häufig geometrisch angelegten Schreibtischordnung äußert, bemüht er sich, sein Innenleben zu steuern; in dieser Art versucht er, Seelenfrieden zu erlangen oder sich auf die Arbeit zu konzentrieren. Wir könnten nun fragen: Welche Welt genau versucht er zu steuern? Aber darauf gibt es keine klare Antwort — ebensowenig wie in der äußeres Geschehen und inneres Erleben einbegreifenden Welt des Zauberers.

Wie sich der Zauberspruch der geheimen Macht des Wortes bedient, so wirkt das Zaubermittel oder „der Zauber“ kraft der magischen Eigenschaften von Gegenständen. (Übrigens wurde der Ausdruck „Zauber“ ursprünglich im Zusammenhang mit magischen Gesängen und Melodien verwendet. Wir alle kennen aus der griechischen Mythologie Orpheus, der durch den Zauber seines Gesangs und seiner Leier Bäume und selbst Steine zu bewegen vermochte. Ähnliche Legenden finden wir auch bei vielen Naturvölkern. Die Ona, ein Jägerstamm auf der Großen Feuerlandinsel, glauben, daß die Gesänge ihrer Ahnen die Wale an Land zu locken vermochten.) Zaubermittel kann mehr oder weniger alles sein



A B R A C A D A B R A
 A B R A C A D A B R
 A B R A C A D A B
 A B R A C A D A
 A B R A C A D
 A B R A C A
 A B R A C
 A B R A
 A B R
 A B
 A

Einige Abbildungen magischer Figuren und Symbole: links die angeblich von den Gnostikern erfundene und im Volksglauben zum Zurückzaubern einer Krankheit verwendete Formel des „Abracadabra“, die, in Form eines gleichschenkligen Dreiecks dargestellt, schon als Figur für zauberkräftig galt. Unten konzentrische Kreise als Symbol für das Universum, das Pentagramm (Fünfstern), das Hexagramm (Sechsstern) und das Hakenkreuz, das als Swastika oder Sonnenrad ein uraltes Symbol war. Rechts das kosmische Ei, ein kabbalistisches Sinnbild für das Unendliche. Der Form der Null sind lauter Gerade und Kreise eingezeichnet, die, richtig abgelesen (wie hier in Schwarz veranschaulicht ist), die Zahlen von eins bis zehn ergeben und die zehn Wirklichkeitsebenen darstellen. Unten rechts ein ägyptisches magisches Viereck, das auf der Innenfläche der Hand abgezogen wurde; der Tintenfleck in der Mitte diente als Spiegel, damit wollte man die Zukunft „sehen“.





Eine fotografische Rekonstruktion verschiedener Stadien eines im Mittelalter praktizierten Keuschheitszaubers. Dadurch sollte die Keuschheit einer hochgeborenen Braut während der Kriegsabwesenheit ihres Verlobten bewahrt werden. Zunächst zeichnet der Magier auf dem Boden den magischen Kreis mit den zwölf Tierkreiszeichen (Bild links). Der Ritus beginnt mit feierlichem Schwingen eines Weihrauchgefäßes. Das von Schleiern umflorte Mädchen betritt mit einer die Liebe und Treue symbolisierenden Rose in der linken und einer die Sterblichkeit des Menschen versinnbildlichenden Lilie in der rechten Hand den magischen Kreis.

Sodann legt das Mädchen die Blumen vor einem Totenschädel nieder, wodurch es der magischen Macht huldigt, die nun der Zauberer beschwören wird. Der Magier nimmt dem Mädchen den Schleier ab und intoniert bei beschwörend erhobenen Armen und rituellen Bewegungen mit dem Zauberstab seine in Küchenlatein gehaltenen Beschwörungsformeln. Das Mädchen hält Rosmarin und Eisenkraut – Liebespflanzen, denen stimulierende Kraft zugeschrieben wurde – dorthin, wo ja der Liebeszauber wirken soll: an das Herz. Schließlich hängt der Zauberer dem knieenden Mädchen ein mit Liebeskräutern gefülltes Döschen um den Hals. Der Schutz- und Liebeszauber ist – so glaubte man – hiermit perfekt.



— von, sagen wir, einem Wolfsschwanz bis zum Edelstein. Bald dienen sie einem bestimmten Zweck, z. B. der Abwehr des bösen Blicks; bald werden sie in einer allgemeineren, talismanähnlichen Funktion einfach als Glücksbringer getragen. Dem Zaubermittel wird — wie dem Zauberspruch — schlechthin unbegrenzte Macht zugeschrieben. Die Magie der Hindu kennt einen sogenannten „Zauber der Zahl Zwanzig“, der alles verheißt, was man sich wünscht; man muß nur eine bestimmte Folge von Zeichen auf 120 000 winzige Papierschnitzel schreiben, diese zusammenfalten und sodann in strömendes Wasser werfen.

Die Zaubermittel und Zaubersprüche können durchaus allein vermöge der Macht von Buchstaben, Ziffern oder Gegenständen wirksam sein. Sobald sich aber in einer Kulturgemeinschaft eine eigene Weltentstehungslehre herausbildet und (wie wir dies in den großen Welterschöpfungsmythen nacherleben können) übernatürliche Mächte und Wesen ihren mythischen Ursprung nehmen, scheinen die Zaubermittel und -sprüche nicht mehr so sehr aus sich selbst heraus zu wirken, sondern regelmäßig einen neuen Sinn zu bekommen: sie dienen nun, die Hilfe dieser Wesen — der Geister und Götter — zu erleben. Die Assyrer kannten zur Befriedigung der bösen Geister eines zurückgekehrten Toten einen wirksamen Zauber. Sie brachten vor Sonnenaufgang dem Sonnengott zum Grusse Wein- und Weihrauchopfer dar. Der Sonnengott befreite dann seinerseits die Opfernden von ihren Quälgeistern. In einem der Legende zufolge dem König Salomon zugeschriebenen Werk über die Magie werden zahllose verwickelte und in allen Einzelheiten dargestellte Rituale zum Anruf übernatürlicher Wesen als Vollstrecker menschlicher Wünsche aufgezählt. Dieser berühmte „Schlüssel“, der oftmals überarbeitet wurde, war für Berufsmagier seit dem 14. Jahrhundert ein Standardwerk. Und weil der Umgang mit Geistern immer schon als eine gefährliche Sache galt, sind für jeden Abschnitt eines Rituals genaue Anweisungen, die strengstens befolgt werden müssen, beigegeben. Im einzelnen werden auch Pentagramme, deren Schriftzeichen und graphische Symbole, aber auch die Methoden der Herstellung und Parfümierung magischer Berufsrequisiten — des Zauberstabs, der Zauberrute und dergleichen mehr — beschrieben. Der Priester-Magier muß sich übrigens strengen Fasten- und Reinigungsdisziplinen unterziehen, bevor er den Beschwörungsritus angehen darf.

Zum Auftakt des Rituals wird der magische Kreis mit den Tierkreiszeichen und kabbalistischen Inschriften gezeichnet. Sodann folgen die komplizierten Zeremonien zur Geisterbeschwörung. Dabei werden unterschiedliche Ziele verfolgt. Die meisten Riten gelten jedoch der Entdeckung der verborgenen Schätze dieser Erde. An diesem Punkt wiederum können wir ersehen, wie schwierig es ist, eine klare Unterscheidung zwischen der sogenannten „schwarzen“ und der „weißen“ Magie zu treffen.

Der Schatz kann zum Guten verwendet werden; er kann aber auch der Befriedigung der dunkelsten menschlichen Instinkte dienen. Der Anruf der Engel ist von der Dämonenbeschwörung nicht wesentlich verschieden. Der Unterschied liegt ausschließlich in der Absicht, im Zweck. Ob an die okkulten Mächte des Universums appellierende magische Praktiken von guten oder bösen Absichten geleitet sind, hängt allein vom Magier ab. Die schwarze Magie wendet sich an die Dämonen, sie beschwört die bösen Geister. Und der Vorgang wird wirklich satanisch dort, wo der Schwarzmagier mit den Teufelsmächten paktiert und sich

den satanischen Mächten um den Preis zusätzlicher Macht ausliefert. Der in Rom geborene Bibelgelehrte Moses Gaster versuchte seinerzeit (1894) in seinem Buch *The Origin of the Kabbala* zwischen der „weißen“ Macht der Kabbalisten (die der Kenntnis heiliger Schriften erfließen) und der „schwarzen“ Macht der Zauberer (die dem Teufel entstamme und übrigens weniger machtvoll sei) zu unterscheiden. Dagegen vertrat in jüngerer Zeit (im Jahre 1948) Prof. E. M. Butler — Verfasser von *Ritual Magic* und nicht zu verwechseln mit dem früher erwähnten W. E. Butler — die Ansicht, derartige Abgrenzungen seien ebenso willkürlich „wie überhaupt alle Klassifizierungen im Bereich der Magie“. Weiße und schwarze Magie seien unentwirrbar ineinander verflochten und in gegenseitiger Befruchtung entwickelt worden. Von den Geheimbünden und Fraternitäten der Magier sei die Magie „im Namen der Kabbala ebenso wie im Namen der Gottheiten Ägyptens, Griechenlands und des Christentums angewendet und mißbraucht worden“.

Wie eng schwarze und weiße Magie miteinander zusammenhängen, ersieht man auch an magischen Praktiken, die sich des Bildes bedienen, um Menschen zu schaden oder zu bezaubern. Was immer aber das Motiv derartiger Rituale sein mag, es handelt sich dabei jedenfalls um sympathetische Magie (von der wir ja bereits ausführlich gesprochen haben). Als Bild dient meistens eine Puppe, die mit Vorliebe aus Wachs verfertigt wird. Die Nachbildung gleicht dem Opfer des Zaubers. Zur Bekräftigung der magischen Identität (des Bildes mit dem Opfer) werden oft „echte“ Kleider, Haarteile und dergleichen mehr der Puppe eingearbeitet. In effigie — im Bild also — wird nun ein Feind verbrannt oder gehängt. Oder das Herz der Puppe wird mit einer Nadel durchbohrt. Indianische Zauberer pflegten die Puppen an einen Pfahl zu binden und eine Woche lang mit giftigem Öl zu überschütten. In unserem Zeitalter der Technik — so wußte im Jahre 1960 die französische Zeitschrift *Réalités* zu berichten — sollen Schwarzkünstler in Paris zur Bewirkung derartigen Bildzaubers den Puppen mit elektrischem Strom, ja sogar mit Preßluftbohrern zu Leibe rücken.

Das Bildnis muß nicht verdinglicht sein. Schon der Schatten genügt. Der Schatten eines Vorübergehenden wird zertreten, angespuckt oder mit übelbringenden Zeichen belegt. Schattenzauber dieser Art waren insbesondere im alten Ägypten weit verbreitet, wo ja der Schatten als eine der verschiedenen Seelen des Menschen betrachtet wurde. Als ein Beispiel weißer Magie mag hier ein alter assyrischer Bildzauber zur Geisterbannung stehen. Wurde jemand von der Erscheinung eines Toten beunruhigt, so wurde er mit reinem Wasser gewaschen und ein Bildnis des Verstorbenen beerdigt. Auf diese Art fanden sinnfällig beide ihre Ruhe — der Geist des Toten durch ordentliche Beerdigung und der Heimgesuchte durch den Akt der Reinigung. Manches, was wir bisher gehört haben, kann ungeachtet grundsätzlicher Bedenken eindeutig diesem oder jenem Bereich der Magie zugeordnet werden. Einem Menschen zu schaden oder Leid zuzufügen ist ganz offensichtlich schwarze Magie; sich selbst zu schützen oder heilkräftiger Medizin zu bedienen, ist weiße Magie. Jeder Zauberer jedoch — sei er nun Weißmagier oder Schwarzkünstler — übt sich erstens im Wahrsagen und zweitens in der Umwandlung von Stoffen.

Die Wahrsagung (Divination) entspringt dem Sicherheitsbedürfnis und Glücksverlangen des Menschen und versucht die das Universum beherrschenden Kräfte

zu deuten. Zur Kunst der Wahrsagung gehört alles, was auf eine Zukunftsvorhersage oder auf die Enträtselung oder Aufdeckung verborgener Dinge abzielt. Sie reicht von der im Altertum weitverbreiteten Alektryomantie (Wahrsagen aus dem Körnerfressen eines Hahns) bis zur Oneiromantie (Traumdeutung).

Was da nun als Alektryomantie bezeichnet wird, spielte sich folgendermaßen ab: Am Boden wurde ein Kreis gezogen und in mehrere Ausschnitte eingeteilt. Jedem Ausschnitt war ein Buchstabe des Alphabets zugewiesen. In den Kreis wurden Körner gestreut. Auf die Körner wurde ein Hahn losgelassen. Dieser nun pickte in den dem Alphabet zugeordneten Ausschnitten Körner auf — und gab auf diese Art das Stichwort auf die in Rede stehenden Orakelfragen.

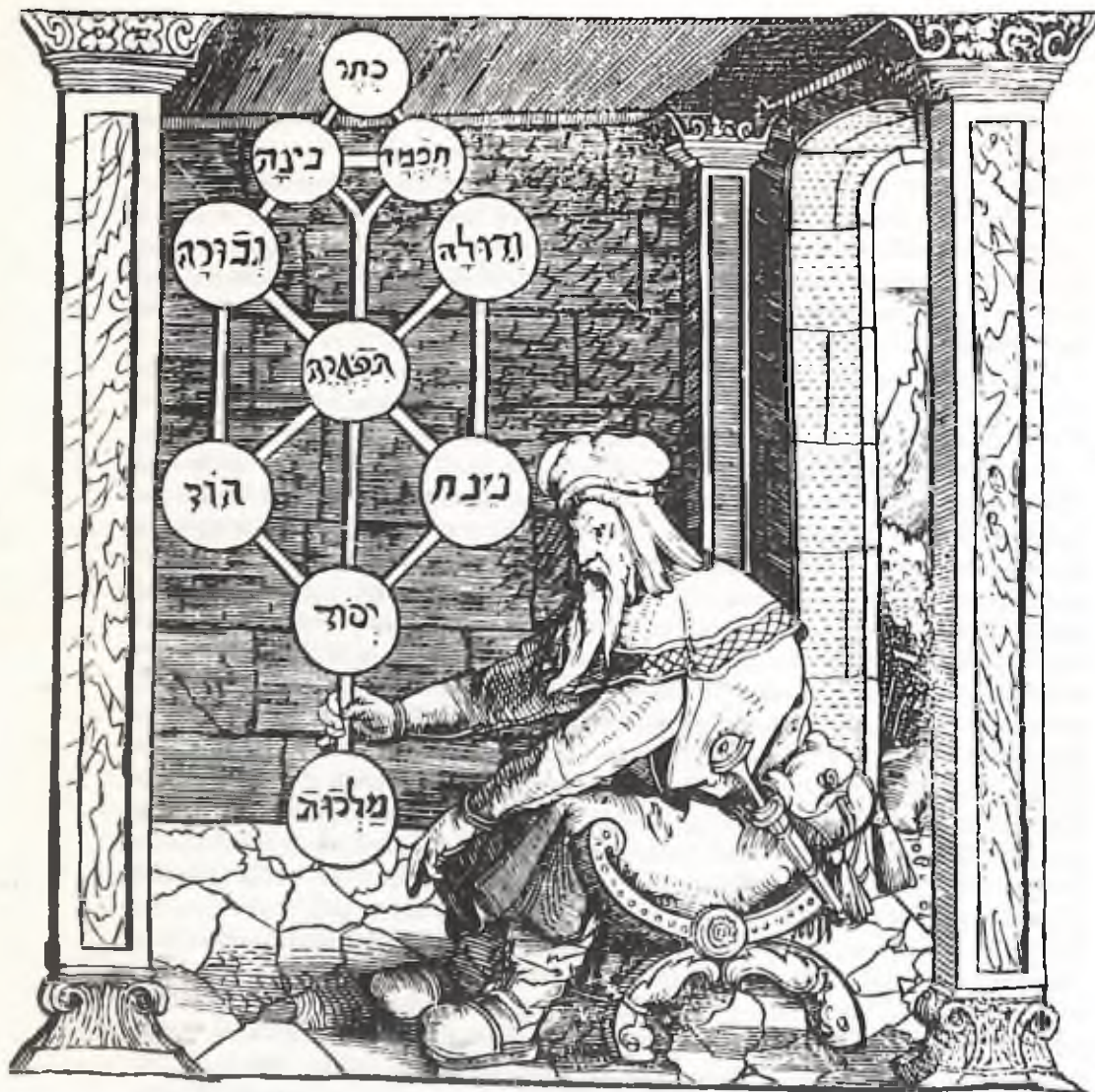
Eine ganz erstaunliche Anzahl alter Wahrsagepraktiken hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Am bekanntesten ist wohl die Handlesekunst (Chirromantie). Kaum jemand unter uns wird ganz ohne jede Erfahrung auf diesem Gebiet sein. Auch die Astrologie steht in hohen Gunsten und treibt allerdings auch manch seltsame Blüten. Und ebenso das Kartenlegen bzw. das Wahrsagen aus Karten. In diesem Zusammenhang ist ein Spiel, das mit Tarockkarten gespielt wird, besonders interessant. Sein Ursprung ist ungewiß; zum erstenmal trat es jedoch im 14. Jahrhundert in Italien in Erscheinung (wo es zum Spiel und in gleicher Weise zum Wahrsagen benutzt wurde). Es wurde mit 78 Karten gespielt, wovon 56 das „kleine Mysterium“ und die übrigen 22 Karten das „große Mysterium“ genannt wurden. Die 56 Spielkarten sind nach vier Blättern geteilt (der Ausgangspunkt unserer aus Frankreich übernommenen Herz, Treff, Karo und Pik) und hießen gewöhnlich Kelch, Stock, Stern und Schwert. Im großen Mysterium — die Trümpfe — versinnbildlicht jede der 22 Spielkarten eine allegorische Figur voll schwer enträtselbarer Symbolbedeutung. In jeder Karte — so hieß es und so glaubte man — sei das Wissen ganzer Bücher verschlüsselt; wer das Wissen der Dechiffrierung besitze, könne aus jedem Bild einen unermesslichen Reichtum an Weisheit ziehen.

Es gibt zahllose Methoden, mit denen anhand von Tarockkarten wahrsagt wird. Wir greifen, als ein Beispiel unter Hunderten, das Kreuz heraus. Fünfzehn Karten werden gezogen. Drei davon werden nebeneinander in der Mitte ausgelegt — sie versinnbildlichen das gegenwärtige Leben des Fragenden. Drei werden oben ausgelegt, sie enthalten die Antwort auf die gestellte Frage; drei Karten unten: sie zeigen, wie vorzugehen ist. Drei Karten werden links ausgelegt, sie bedeuten das Gefühlsleben, und drei rechts, sie bedeuten die Beziehungen zur Umwelt. Welche Methode aber immer angewendet werden mag — es liegt auf der Hand, daß die „Kunst“ offensichtlich darin besteht, daß der Wahrsager anhand der Tarockkarten nicht etwa Deutungen wörtlich abliest, sondern sein Unbewußtes zu stimulieren vermag; wobei dies im weitesten Sinn auf alle Wahrsagekünste zutrifft. Am erfolgreichsten werden daher beim Wahrsagen immer hellseherisch Begabte sein. Sie bedienen sich der Karten, der Handschrift, der Handlinien oder des Horoskops als Stimulanz- und Imaginationsmittel und als eine Art Mittler zwischen ihrer Intuition — dem Unbewußten — und der Außenwelt. Somit könnte man Tarockkarten und andere Wahrsagerequisiten als ein weiteres Beispiel für das Bedürfnis der Menschen und ihre Tendenz ansehen, die undurchsichtige Komplexität des Lebens in Symbolen zu fassen, um dadurch zu Verständnis und Wissen zu gelangen — ob man dieses nun intuitiv, irrational oder wie immer sonst nennen mag.

Die zweite Komponente aller „schwarz“ oder „weiß“ genannten Magie ist vielleicht nicht so bekannt wie das Wahrsagen. Sie zielt auf die Veränderung der Stoffe ab. Immer haftet der Magie etwas davon an, oft aber richtet sich ein Zauber auf eine bestimmte Art der Veränderung. Und hier kehren wir zur *Alchemie* zurück, deren Wunschtraum die Umwandlung edler Stoffe in Gold gewesen ist. Um ihn wahrzumachen, wurde seit alters her nach dem „Stein der Weisen“ gesucht — mehr oder weniger ausgeprägt vom Altertum angefangen bis herauf zur Renaissance.

Das alchemistische Schrifttum ist überaus schwer verständlich und undurchsichtig. Um nur irgendwie daraus klug zu werden, müssen wir uns an das geflügelte Wort „Wie oben, so unten“ erinnern. Auch müssen wir uns vergegenwärtigen, daß — wie bei anderen magischen Zielsetzungen und Prozeduren — nach dem Stein der Weisen auf völlig verschiedenen Ebenen gesucht wurde. Wie bereits gesagt, spielen die Metalle im magischen Denken eine große Rolle. Sie werden in Zusammenhang mit Körperteilen, mit Planeten und Fixsternen und auch Erscheinungen der Erde gebracht. Das alchemistische Problem der Überführung unedler Metalle in Gold und überhaupt der Veredlung der Stoffe hatte seine transzendente Entsprechung in der alchemistischen Philosophie und muß daher als mystische Analogie angesehen werden. Idries Shah, der große Scheich der Sufis (Anhänger einer weitverbreiteten asketisch-mystizistischen Strömung auf dem Boden des Islams), hat erst kürzlich darauf hingewiesen, daß die unter chemischen Namen vollzogenen Methoden der Konzentration und Reifung, der Destillation, Bindung und Mischung als ein menschlichen und nicht chemischen Zwecken dienender Aufbau von Geist und Körper zu verstehen seien. Daß es Nachahmer, die die rein physikalische Chemie betrieben, gegeben habe, stehe außer Zweifel. Ebenso wahr aber sei, „daß es bis vor ganz kurzer Zeit Leute gab (und manchenorts heute noch gibt), deren Glauben zufolge körperliche Dinge und physikalische Abläufe eine geistige Parallele haben“. Als Urheber der Alchemie — so schrieb er — habe übrigens der Überlieferung nach der griechische Gott Hermes gegolten, der die Seelen der Töten in die Unterwelt geleitete und somit der Mittler zwischen der irdischen Welt der Menschen und der Oberwelt der Götter war.

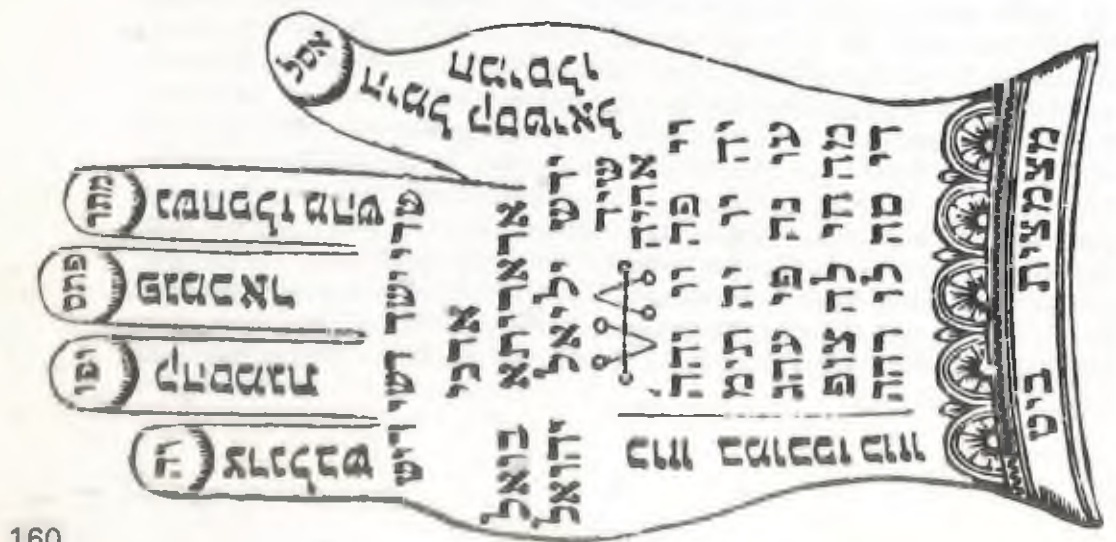
Es ging daher Hand in Hand mit dem Versuch, Stoffe zu veredeln, das Streben der Alchimisten nach geistiger Läuterung. Dabei wurde angenommen, daß mit der Erlangung einer Christus ähnlichen Vervollkommnung der Mensch von selbst die Macht zu verwandeln erlangen würde — wie dies Jesus Christus im Wunder von Kanaan durch die Verwandlung von Wasser in Wein offenbarte. Nachdem freilich die Erhabenheit dieses Vorbildes offenkundig unerreichbar war, möchte es auf den ersten Blick scheinen, daß sich die Alchemie schlimmstenfalls in schmutziger Goldmacherei und bestenfalls in Verfahren allegorischer Art erschöpfte, somit nie über ein ernst zu nehmendes metallurgisches Wissen verfügte. Kein Geringerer als C. G. Jung hat indessen die eine Seite der alchemischen Geistesströmung „die tastenden Anfänge der exakten Chemie“ und ihre geistige Seite, „die alchymische Philosophie, die zögernde Vorstufe der modernsten Psychologie“ genannt. Zu ebenso bemerkenswerten Schlußfolgerungen gelangten auch Louis Pauwels und Jacques Bergier. Sie bezeichneten die Alchemie als die einzige parareligiöse Praktik, durch die unsere Kenntnis der Realität ernstlich bereichert worden sei.



Links ein Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert: ein jüdischer Kabbalist hält den Lebensbaum mit den zehn Sephiroth. Die zehn Sephiroth sind hebräische Wörter in der Bedeutung der zehn Gottesattribute, die, als Formel übernommen, den Magiern als Symbole dienen. Die Kontemplation derselben soll sie zu mystischer Erkenntnis führen. Die Sephiroth sind auch die ersten zehn Zahlzeichen der Kabbala. Die Kabbala lieferte den Okkultisten ein geradezu unübersehbares Repertoire magischer Wörter, Sprüche, Zahlen und Symbole. Links unten die Darstellung einer Hand mit hebräischen Inschriften, wie solche an Hauswänden angeklebt und als Schutz- und Abwehrzauber gegen die Pest betrachtet wurden.



Vier Symbole versinnbildlichen die Elemente Luft (Kreis), Feuer (Dreieck), Erde (Quadrat) und Wasser (Halbmond). Im Altertum und im Mittelalter war angenommen worden, daß alles Stoffliche aus diesen vier Elementen zusammengesetzt sei. Man schrieb ihnen daher vielfach mystische Bedeutung zu. So beschwor beispielsweise im Zuge der feierlichen Zeremonien zur Einweihung eines Pentagramms der Magier die Elemente, indem er das Symbol anhauchte, mit Weihwasser besprengte und mit Weihrauch beräucherte.



„Wir haben“, schrieben sie in *Aufbruch ins dritte Jahrtausend*, „einen Gelehrten versichern hören, daß die unendlich oft wiederholte Läuterung und Reinigung eines Metalls oder Metalloids dessen Eigenschaften in keiner Weise verändere und daß man deshalb in den Vorschriften der Alchimisten einen mystischen Lehrgang der Geduld sehen müsse, eine rituelle Geste, die dem Durch-die-Finger-Gleitenlassen des Rosenkranzes vergleichbar sei. Aber es ist eine Tatsache, daß man durch eine solche Läuterung — und zwar vermittelt einer Technik, wie die Alchimisten sie beschreiben und die man heute als ‚Zonenverschmelzung‘ bezeichnet — das reine Germanium und Silizium der Transistoren gewinnt. Dank dieser Arbeiten über die Transistoren wissen wir heute folgendes: wenn man ein Metall einem sehr gründlichen Läuterungsprozeß unterzieht und ihm dann ein paar Millionstel Gramm sorgfältig ausgewählter unreiner Stoffe beimengt, verleiht man damit dem behandelten Körper neue und geradezu revolutionäre Eigenschaften.“

Pauwels und Bergier weisen darauf hin, daß der Alchemie trotz unsystematischen Experimentierens zahlreiche Entdeckungen und naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu verdanken sind. Sie zitieren verschiedene Alchimisten, die gleichzeitig Pioniere der Wissenschaft waren. Albertus Magnus (1193—1280) beispielsweise stellte als erster die chemischen Verbindungen von Zinnober, Bleiweiß und Mennige (Bleioxyd) dar. Paracelsus (1493—1541) beschrieb das bis dahin unbekannte Zink und schuf mit der Einführung chemischer Verbindungen zu medizinischen Zwecken die Grundlagen der modernen Chemotherapie. Giambattista della Porta (1538—1615) stellte das Zinnoxid her, er entdeckte die Gase. Nach Ansicht der Alchimisten gingen mit ihren Experimenten geistige Wandlungsprozesse einher — derart nämlich, daß die im Schmelztiegel des Alchimisten sich abspielenden Veränderungen ihre Entsprechungen in seiner Seele gefunden hätten. (Die Veredelung der Metalle, die „Transmutation“, führt daher auch zu einer läuternden „Transmutation“ der Seele.) „Sämtliche alten Texte“, sagen Pauwels und Bergier, „heben diese Tatsache hervor und sprechen von dem Augenblick, an dem das ‚Große Werk‘ (das ‚Große Magisterium‘ der Transmutation) vollendet ist und der Alchimist zu einem ‚erweckten Menschen‘ wird. Es scheint uns, daß die alten Texte damit ein Ziel bezeichnen wollen: die Erlangung einer vollständigen Erkenntnis der Gesetze der Materie und der Energie sowie wirklich umfassendes technisches Wissen.“

Heutzutage stellt man sich den Alchimisten gewöhnlich als einen weißbärtigen Mann vor, der, fasziniert und aufgesogen von seinen Retorten, Schmelztiegeln und Träumen, sein Leben an eine unlösbare Aufgabe verschwendet. Ähnlich sind unsere Vorstellungen vom Magier. Vor uns steht der mit Umhang und Spitzhut bekleidete alte Mann unserer Bilderbücher, die Figur eines Bühnenzauberers oder auch etwa des Medizinmannes der Primitiven. Vor ein paar hundert Jahren war dies noch ganz anders. Der Magier verstand sich auf die verschiedensten Dinge und verkörperte sie. Er war der Zauberkünste kundig. Er war aber auch Arzt, Theologe und Philosoph. Der Astrologe war auch Astronom, der Alchimist auch Chemiker. Wurde ein solcher Mann an der Ausübung seiner Kunst gehindert oder — wie es oft vorkam — deshalb beiseite geschafft, so kam es dazu seltener wegen eigentlicher religiöser Ketzerei, vielmehr wegen seiner umwälzenden Weltanschauungen, die als eine Gefahr für das jeweils herrschende orthodoxe Weltbild und die wissenschaftlich, religiös und politisch etablierte Ordnung angesehen wurden.

Bezeichnend ist das Los des Paracelsus. Er war in der Hauptsache Arzt, und zwar Heilpraktiker, widmete sich aber auch eingehend der Alchemie. Auf der Grundlage dieser Kenntnisse versuchte er, mineralischen Substanzen Arzneien abzugewinnen, was im Vergleich zu den herkömmlichen Kräuterheilmitteln völlig neu war. Ihm wurden viele erstaunliche und wunderbare Heilerfolge zugeschrieben. Er selbst beteuerte dazu immer wieder, diese seien nicht ausschließlich seiner ärztlichen Kunst und seinen Arzneien zu verdanken. Die Gesundheit des Körpers hänge vielmehr wesentlich vom Wohlergehen der Seele ab. So könnte man denn Paracelsus — infolge seiner Interessenahme am Seelischen — eher als Seelenarzt als im herkömmlicheren Bild des magischen Schwarzkünstlers sehen.

Von anderem Schlag war der 1743 in Palermo geborene Graf Cagliostro (in Wirklichkeit simpel Giuseppe Balsamo), ein geradezu sagenhafter Abenteurer. Er gab vor, einfach alles zu können, was in den Bereich der Magie fiel. So wollte er angeblich mit alchimistischen Methoden einen strahlenden Riesendiamanten, den er übrigens dem französischen Kardinal Louis de Rohan anbot, künstlich hergestellt haben. In London gewann er eine große Anhängerschaft, indem er bei Lotterien mehrmals die Trefferlose voraussagte. Kein Wunder, daß Cagliostro, in ganz Europa als Alchimist, Seher und Zauberer berühmt, in Schwierigkeiten geriet und in verschiedensten Ländern wiederholt wegen Betrug und Hexerei im Gefängnis saß. Andererseits war sein Ansehen überaus groß. Als er im Jahre 1786 aus der Haft in der Bastille entlassen wurde, umjubelten ihn die Pariser, eine Volksmenge von rund 10 000 Menschen.

Zeitnaher, aber nicht weniger vielschillernd ist die Gestalt des Engländers Aleister Crowley. Seine Tätigkeit während der zwanziger Jahre brachte ihn in Europa und Amerika mit dem Gesetz in Konflikt. Crowley, der Sohn eines strenggläubigen Anhängers der englischen Sekte der Plymouth-Brüder, erregte in aller Welt Aufsehen mit seinen Zeitungsberichten über Schwarze Messen und sexuelle Orgien. Bald rankte sich eine monströse Legende um den — wie die Presse ihn nannte — „verruchtesten Mann der Welt“ und „Kannibalen in Freiheit“. Ernsthaftige Okkultisten haben dieser Legende auf den Grund zu gehen versucht. Fest steht, daß Crowley ein ideenreicher Schriftsteller war, der die Philosophien und Geheimwissenschaften Indiens und des Tibets studiert hatte. Ob man aber sagen kann, er habe in sexuellen Ausschweifungen ein höheres Bewußtseins- und Erkenntnisniveau zu erlangen getrachtet und nach geistiger Wahrheit gestrebt, bleibt zumindest fragwürdig. Nicht zuletzt hatte ja wesentlich er selber für seinen legendären Nimbus gesorgt. In Anlehnung an die *Apokalypse* nannte er sich „das große Tier“ (den falschen Propheten der Offenbarung des Johannes). Er weihte durch regelrechte Initiationsriten eine große Anzahl von Frauen in seinen obszönen Kult ein, die er in unmißverständlicher Anspielung „scharlachrot gekleidete Weiber“ nannte und mit dem „Zeichen des großen Tieres“ brandmarkte. Manche gerieten völlig aus dem Gleichgewicht und endeten elend in Armut oder sogar durch Selbstmord. Die von Crowley in Cefalu (Sizilien) gegründete Geheimgesellschaft wurde polizeilich aufgelöst, nachdem einer seiner Anhänger gestorben war (er soll sich angeblich am Bluttrunk, der von einer rituell getöteten Katze herrührte, übernommen haben). Obschon Crowley aus Sizilien ausgewiesen wurde und sein Ordenstempel verödete, wurden noch 1947, in seinem Todesjahr, Gerüchte laut, denen zufolge noch immer Anhänger von ihm herum waren.



Crowley war in jeder Hinsicht ein Extremfall und kann daher kaum als Beispiel herangezogen werden. Dessen ungeachtet scheint aber ganz allgemein der Magier auf das Wirken im geheimen verwiesen zu sein, da der unkonventionelle Charakter aller Magie der Gesellschaft meistens völlig unannehmbar erscheint. Offen bleibt selbstverständlich jene andere Möglichkeit der Beschäftigung mit der Magie nur in der Theorie und im Wege des Schrifttums. Als Beispiel hierfür ist der berühmte französische Okkultist Eliphas Lévi zu nennen.

Lévi wollte zuerst Priester werden, gab die Theologie jedoch bald zugunsten der Magie auf und kam als Okkultist rasch zu Ansehen. Bald hatte er einen großen Kreis von Anhängern, von denen er manche im Korrespondenzweg einweihte. Seine Bewunderer behaupteten, er besitze den Stein der Weisen, und seine Darlegung der hohen oder „transzendentalen“ Magie (wie er sie nannte) entfachte eine gewaltige Begeisterung sowohl für die Magie als auch für das Studium der Kabbala. Lévi war allerdings nicht ausschließlich Theoretiker, wie sein faszinierender Bericht über die von ihm bewirkte Beschwörung des Agrippa von Nettesheim, eines Magiers aus dem 16. Jahrhundert, beweist. Jahrelang hatte er Magie und Geheimwissenschaften studiert und theoretisch erörtert, ohne zu praktischen Ergebnissen zu kommen. Als ihm endlich doch der Geist erschien, fiel Lévi, der über das Okkulte soviel zu sagen hatte, vor Schrecken in Ohnmacht.

Sollte Lévis Wirken tatsächlich vornehmlich theoretischer und weniger praktischer Art gewesen sein, so würde dies nur um so mehr die These erhärten, daß eben der Magier geboren und nicht gemacht wird. Es scheint, daß alle Magier der Praxis am Anfang ihres Wirkens (nach dem in der Geschichte der Magie mehr oder weniger gleichförmig sich wiederholenden Erlebnismuster) die elementaren Erfahrungen der Absonderung und der Einsamkeit, sodann des Leidens, des Todes und der Auferstehung durchlaufen haben und an sich erleben mußten, sei es in einem Ablauf tatsächlichen oder symbolischen Geschehens, sei es auch nur des inneren, aber deshalb nicht weniger wirklichen Erlebens. Bestimmte bei der Initiation australischer Medizinmänner übliche Einweihungszeremonien deuteten z. B. das Todesritual durch tatsächliche Verstümmelungen an, als deren Urheber die Geister oder die Seelen der Toten angenommen wurden. Bei den Smithsund-



Vier in der Geschichte der Magie berühmte Männer. Oben der große Theologe der Scholastik und mittelalterliche Gelehrte Albertus Magnus (1193–1280), der im Streben nach Erkenntnis das Studium der Magie für unentbehrlich hielt und aufgrund seines ungewöhnlichen Wissens in den Ruf des Zauberers geriet. Links der Schweizer Arzt Paracelsus (1493–1541), der als treibende Kraft aller Heilung den „inneren Arzt“ bezeichnete und als der Golddoktor bekannt war, weil er zur Erforschung der heilkräftigen Eigenschaften der Mineralien alchemistische Methoden anwandte. Rechts der Astrologe und Prophet Nostradamus (1503–1566), berühmt neben vielen anderen, oft dunklen Prophezeiungen durch seine Vorschau der Französischen Revolution. Cagliostro, ein italienischer Magier und Abenteurer aus dem 18. Jahrhundert, brachte es durch angebliche Wahrsagkünste und Wunderheilungen zu Ruhm.



Eskimos wird der Magieranwärter nachts in einer Höhle ausgesetzt und eingeschlossen; er kann sie nicht verlassen, bevor er „gestorben“ und, mit Hilfe der Geister, wiedergeboren ist. In ähnlicher Weise verfahren die alten Ägypter mit den Anwärtern für gehobene Priesterwürden. Sie wurden lebend begraben und erst nach mehreren Tagen wieder befreit. Auch wenn sie unversehrt und heil dem Grab entstiegen, waren sie verwandelt, d. h. Eingeweihte.

Die Wirkung dieser auf Einsamkeit und Schrecken abgestellten Rituale ist vielleicht am ehesten dem Erleben jener Astronauten der Zukunft vergleichbar, die bei aufgehobener Schwerkraft in den Weltraum-Forschungslaboratorien trainiert werden. Diese menschlichen Versuchskaninchen sind aller Sinnesempfindungen beraubt (was dem Eingeschlossensein in der nächtlichen Einsamkeit einer Höhle sehr ähnlich ist); sie verlieren meistens innerhalb von 20 Minuten ihr Gleichgewichtsgefühl und beginnen zu halluzinieren. Etwas Ähnliches muß sich bei magischen Initiationszeremonien abgespielt haben. Während der Absonderungszeit lebte der Kandidat in seiner inneren Welt mit den dieser innewohnenden Geistern, Dämonen und Engeln und mußte sich in der Klausur bewähren, um dann als Eingeweihter in die Außenwelt zurückkehren zu können.

In einer Gemeinschaft, die eine organisierte Priesterschaft oder Magierkaste nicht kennt und daher von solcher Seite vorgeschriebener Initiationsweihen entbehrt, halten sich die Weiheriten im gleichen Muster, nur spielen sie sich im privaten Rahmen ab. Wie wir schon in Kapitel 4 gesehen haben und in Kapitel 7 wiederum sehen werden, stehen am Anfang der Laufbahn eines Mediums regelmäßig eine schwere Krankheit, ein Unfall oder andere — traumatisch nachwirkende — seelische Erschütterungen. Dasselbe trifft beim Magier zu. Nach Eliade waren „mehr oder weniger pathologische Krankheiten, Träume und ekstatische Entrücktheiten“ für die Schamanen oder Medizinmänner geradezu kennzeichnend.

Nach der Weihe beginnt eine lange und mühsame Lehrzeit. Der werdende Magier bedarf der Meister. Was geschieht jedoch, wenn es — wie in unserer hochzivilisierten Welt — keine Lehrer gibt? Der Magier muß sich selbst „machen“, völlig allein, so schwierig dies auch ist. Einen Begriff von den Schwierigkeiten gibt W. E. Butlers Lehrbuch. Sein Buch gründet sich auf die Kabbala und enthält das im Laufe etwa der vergangenen 50 Jahre von berühmten englischen Kabbalisten veröffentlichte Informationsmaterial. Butler erörtert die für den Magier zielführenden Techniken, mittels derer der Magier „mit Vorbedacht und bewußt“ die einem Symbol angestammte Kraft zu nützen und bei bloßem Bewußtwerden des Symbols in unerhörte „emotionelle Energie“ umzusetzen vermöge. Ein solches Symbol sei der als wunderbare Glyphe berühmte Lebensbaum (den wir bereits früher erwähnt haben). Die Erlangung dieses Zustandes, sagt Butler, sei „wie das Lernen des Alphabets einer neuen Sprache“, ebenso mühsam wie faszinierend, „ein Weg zu Selbsterkenntnis und Selbstkontrolle“.

Butler verweist auch auf den Umstand, daß sich die Mittel und Requisiten gleich geblieben sind und sich heute, im 20. Jahrhundert, kaum von jenen des 10. Jahrhunderts unterscheiden. Da sind einmal die Mittel, über die der Magier selbst verfügt: seine Gefühle und seine Sinne, wobei alles, was er hört und sieht, was er fühlt und an Bewegungen ausführt, bei der Lenkung seiner Energien für das Ganze sehr wesentlich ist. Die wichtige Rolle, die dabei dem Gefühlsmäßigen

zufällt, erklärt auch, warum magische Riten und Praktiken so oft mit sexuellen Ausschweifungen verknüpft waren. (Schon in der Antike gab es griechische Kultpriesterinnen, die sich selbst rituell prostituierten.) Dies erhellt aber auch, warum Gerüche, Farben, Ton und Geräusch im magischen Ritual so wichtig zu sein scheinen. Die Mittel des Magiers selbst wirken zusammen mit den magischen Requisiten und Symbolen. Dazu gehören insbesondere Kelch, Stab und Kreis. Innerhalb des — oft mit dem Zauberstab gezeichneten — magischen Kreises ist der Magier gegen alle widrigen okkulten Mächte geschützt.

Das dem Magischen verhaftete Denken ist auch heute durchaus noch lebendig — trotz der äußerlich betont rationalistischen Geisteshaltung unserer Zivilisation. Daß aber der Mensch unserer Zeit an magischen Vorstellungen und Gebräuchen innerlich festhält, hängt bis zu einem gewissen Grad mit den religiösen Kultformen unserer Kultur zusammen. Obgleich die maßgeblichen Religionsgemeinschaften im Typus des Magiers lange nur den blasphemischen Ketzer sahen, finden sich in ihren eigenen Mysterien und Institutionen manche geschichtlichen Reste magischer Provenienz. Wie anders ließen sich die fast jeder Konfession eigenen liturgischen Riten und Gebetszeremonien erklären?

Wie wir in Kapitel 1 bereits betont haben, sind die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts durch eine starke Wiederbelebung der allgemeinen Interessennahme an Belangen der Religion, aber auch des Mystizismus und des Okkulten gekennzeichnet. Immer mehr gewinnt auch die Tiefenpsychologie, insbesondere das Werk C. G. Jungs, der über soviel in unserem Unbewußten schlummerndes Wunderbares und Rätselvolles geschrieben hat, an Interesse. Die Rauschgifte sind zu einem Problem unserer Zeit geworden. Besonders gefragt sind dabei Drogen wie Mescalin und dergleichen. Sie scheinen ähnlich stimulierende Wirkungen zu zeitigen, wie dies einst durch magische Rituale bewirkt wurde. Neue Aspekte ergeben sich überdies aufgrund der jüngsten wissenschaftlichen Untersuchungen der Geisteskrankheiten und aller Arten sonstiger Störungen des Seelenlebens. „Die Erlebniswelt“, sagte (der schon in Kapitel 1 zitierte) Dr. Laing, „ist die eines Geisteskranken, wenn sie die Horizontale unseres gesunden Menschenverstandes, d. h. des praktischen Wirklichkeitssinnes der Gemeinschaft, überschreitet. Das Zentrum seines Erlebens (des Geistesgestörten) verschiebt sich vom ‚Ich‘ nach innen zum ‚Selbst‘. Alles Irdisch-Weltliche hat bloß noch anekdotischen Charakter, es zählt nur noch das Ewige.“ Ungeachtet aber seines gestörten Seelenlebens sei gerade der geistig Gestörte in vielen Fällen Priester und Lehrer. Dr. Laing sagt: „Der Hierophant des Heiligen.“ Daher könne der Gesunde vom Kranken lernen. Und der Psychiater könne den an Bewußtseinsspaltung (Schizophrenie) Erkrankten als Führer in die innere Erlebniswelt des Unbewußten benützen.

Die Psychologie hat — zusammen mit anderen Wissenszweigen einschließlich der Physik — uns den Blick über die vormals wohlbestellten Erkenntnisgrenzen hinweg geöffnet. Können wir da noch fortfahren, die mögliche Existenz uns gegenwärtig noch unzugänglicher Wirklichkeiten einfach zu bestreiten? Könnte es nicht sein, daß wir, in einer Zeit gewaltigen Umbruchs, an der Schwelle neuer Einsichten stehen? Es könnte leicht so sein. Und vielleicht wird sich schon in kurze herausstellen, daß die ernst zu nehmenden alten Magier keineswegs nur abergläubische, unwissende Dilettanten waren, sondern — auf ihre Art — das Wirken einer tatsächlich existierenden Macht oder Kraft bezeugt haben.

6 Auf der Suche nach Hexen

Heutzutage haben wir sehr vage Vorstellungen von einer Hexe. Das Abendland kennt sie als Kinderschreck aus den Märchen der Brüder Grimm oder in einer bestenfalls bis zu den Hexen in Shakespeares *Macbeth* reichenden Abart. Die Hexe ist aller Ränke und bösen Zaubers kundig. Sie rührt in ihrem Hexenkessel, reitet auf einem Besenstiel durch die Lüfte und tanzt in Sturmnächten auf mondbeglänzten Bergspitzen. Trügen wir alle unsere Vorstellungen zusammen, so ergäbe sich tatsächlich ungefähr ein Bild, wie es im 16. Jahrhundert von der Hexe entworfen wurde:

„Eine Hexe ist die, die, vom Teufel durch Überredung, Anstiftung oder List verführt, teuflischen Bund einging und nun glaubt, sie könne mit der Kraft des Gedankens oder durch Verführung alle möglichen bösen Dinge bewerkstelligen — als da sind: die Luft mit Blitz und Donner zu erschüttern, Hagel und Sturm zu verursachen, Mais und Bäume zu versetzen oder sich von ihrem Hausgeist (der die trügerische Gestalt eines Ziegenbocks, Schweines oder dergleichen annimmt) zu einem abgelegenen Berg entführen zu lassen, und zwar in einer ganz wundervoll kurzen Zeit; und manchmal auch fliegt sie dorthin auf einem Knüppel, einer Gabel oder anderem Gerät, um die ganze Nacht mit ihrem teuflischen Geliebten zu verbringen: mit Spiel und Tollheit, in Völlerei und Tanz und Geschäcker und verschiedenen anderen teuflischen Lüsten und unzüchtigen Ergötzungen und tausend anderen Arten solchen ungeheuerlichen Possenspiels.“

Was da so köstlich dahinplätschert, stammt aus der Feder von William West, einem englischen Rechtsgelehrten aus dem 16. Jahrhundert. Es veranschaulicht Hexenbild und Hexenwahn jener Zeit und dürfte auch den Vorstellungen des zeitgenössischen Hexenkonzepts ziemlich nahekommen. Allerdings legt West, wie die meisten Schriftsteller seiner Zeit, besonderes Gewicht darauf, daß die Hexe in einem direkten Bund mit dem Teufel stehe.

Anders heute. Weiß heutzutage die Presse von Hexen zu berichten (was — mit einem witzigen oder wollüstigen Unterton — auffallend oft geschieht), so wird zwischen Hexerei und schwarzer Magie kein Unterschied gemacht, und der Satan wird nur am Rande oder gar nicht erwähnt. Ein im September 1958 in dem eng-

Als eine Hexe moderner Prägung gilt Zia Carmela, die in ihrer italienischen Heimat für ihre Liebestränke ebenso wie für die Gabe, den „bösen Blick“ abwehren zu können, berühmt ist. Immer schon sind den Hexen Betätigungen und Kräfte dieser Art zugeschrieben worden. Heute jedoch wird das Hexenwesen kaum noch im Zusammenhang mit der Teufelsanbetung gesehen.



lischen Magazin *Punch* erschienener Artikel bemüht sich um „eine Hexe, die Menschen und Tiere geheilt und betriebsunfähige Autos zum Gehen gebracht habe“. Eine andere Geschichte, die im Oktober 1963 in der französischen Zeitschrift *L'Express* zu lesen war, berichtete von einem alten Bauern. Er wollte die Hexen kennen, die seine Hühner am Eierlegen zu verhindern pfl egten. Und die Zeitschrift *Time* berichtete im Mai 1953 aus Arizona von Hexen, die durch „Zauber“ töteten.

Ganz offensichtlich hat die „Hexe“ heute den satanischen Bezug weitgehend verloren und entspricht eher wieder dem alten vorchristlichen Begriff der „Zauberin“ — des Zauberers und Magiers. In Homers *Odyssee* ist Circe, die die Männer aus dem Gefolge des Odysseus in Schweine verwandelt, Verführerin und Hexe, wird aber „Zauberin“ genannt. So erscheint auch *Medea*, die dunkle Heldin des Unheils in der gleichnamigen Tragödie des Euripides. Und in Shakespeares *Macbeth* spricht der Held die drei Hexen als „Zauberschwestern“ an. Hexen und Zauberinnen werden Frauen in einem Atemzug auch heute noch geheißen.

Bevor wir aber hierauf näher eingehen, sei uns ein Seitenblick erlaubt. Zunächst fällt auf, daß in der Geschichte des Hexenwesens die Frau dominiert. Schon wenn von „Hexerei“ gesprochen wird, so denken wir an Hexen und wohl kaum an Hexer. Für diese auffallende Tatsache könnten manche mehr oder weniger überzeugende, im ganzen unbefriedigende Erklärungen ins Treffen geführt werden. Dem Zug der Zeit entsprechend hielt man im 16. Jahrhundert die Frauen für leichtgläubig und eher beeindruckbar als die Männer; daher sah man sie als leichte Beute für die Verführungskünste des Satans. Oder man schrieb dem Satan, der männlichen Verkörperung des Bösen, eine natürlich anmutende Vorliebe für weibliche Gehilfinnen zu. J. M. Charcot, der berühmte französische Neurologe und Pathologe (1832—1910), sah in der dämonischen Besessenheit eine Form der Hysterie (von griechisch *Hysteria*, d. h. Gebärmutter) und erklärte diese hauptsächlich als eine Störung des weiblichen Geschlechtslebens. Manche Völkerkundler verwiesen mit Berufung auf die bei vielen Naturvölkern anzutreffenden weiblichen Schamanen (Zauberpriesterinnen) auf den angeblich im Weiblichen stärker ausgeprägten Zug zum „Irrationalen“, weshalb die weibliche Seele für alles Geheimnisvolle und somit für das Okkulte und Quasireligiöse empfänglicher sei. Wahrscheinlich kommen wir aber einer Erklärung näher (wenn es eine solche überhaupt gibt), wenn wir uns vergegenwärtigen, wie lange doch die Frau schlechthin als zweitrangiges Wesen galt. Deshalb schien sie für Torheit, Tollheit und Sünde zum Vorhinein anfälliger. In einer ausschließlich vom Mann bestimmten Ordnung konnte sich eine Frau überdies nur schwer verteidigen. Die Hexenverfolgungen wurden ja schließlich von Männern geführt — von Männern der Amtsgewalt und den zum Zölibat verpflichteten Inquisitoren der Kirche. Jedenfalls gab es in der Vergangenheit im Verhältnis nicht weniger Hexer als in jüngster Zeit männliche Medien. Doch wenden wir uns nun zwei Hexen-Zauberinnen der Gegenwart zu.

Eine dieser Frauen lebte in Neapel und beschäftigte sich zeitlebens (wie dies eine englische Zeitung ausdrückte) „mit Zauberei, indem sie Zaubersprüche und Zaubermittel verwendete und aus Kräutern, Vogelfedern, Schnäbeln, Tierknochen und -schädeln Liebestränke zubereitete“. Sie hieß Marianna Castellano und starb

im Alter von 77 Jahren im Jahre 1957 unter völlig ungewöhnlichen Umständen. 20 Jahre vor ihrem Ableben hatte sie auf Ersuchen einer Klientin einen Zauber über deren Verwandte gesprochen, und zwar gegen ein Honorar von monatlich einem Dollar auf Lebenszeit. Nach der Geldentwertung erhöhte die „Hexe“ ihre Leibrente. Die Klientin zahlte auch brav, stellte aber 1957 plötzlich ihre Zahlungen ein. Marianna aber wollte ihr Geld haben. Ein Feuerzauber sollte die Klientin willfährig machen. Diese aber geriet dabei in Panik und überschüttete — so berichteten die Zeitungen — die „Hexe“ mit dem Inhalt des lodernen Kessels, so daß diese elend verbrannte.

Eine weniger dramatische Geschichte lieferte laut *Parisien Libéré* 1963 Madame Marie Moreau. Sie lebte in einem kleinen Dorf in Frankreich und war der Hexerei bezichtigt worden, weil sie angeblich eine Familie verhext und in Zank und Streit gestürzt habe. Die 72jährige Frau bestritt dies und behauptete, niemals Böses gestiftet und ihre Kunst (die, wie es hieß, sehr gefragt war) nur auf gute Zwecke verwendet zu haben, wie z. B. zur Heilung kranker Tiere und Menschen sowie zur Abwehr bösen Zaubers von Feld, Stall und Haus. Sie pflegte dabei Salz zu verwenden — gewöhnliches Salz, das zusammen mit ihren Beschwörungen Zauber und Gegenzauber bewirkt haben soll. Zwar würden sie gewiß die meisten ihrer Kunden eine Hexe nennen; aber trotzdem wurde von ihr weit häufiger als von „der guten Frau von Château-Ponsac“ berichtet.

Als eine »gute Frau« gehört sie jenen Hexen an, die heutzutage die Überhand gewonnen zu haben scheinen und die man die „weißen Hexen“ nennt. Es gibt noch immer genug erklärte Hexen. Die meisten legen allerdings Wert darauf, auf der Seite des Guten zu stehen. So beispielsweise Mrs. Sybil Leek, das Haupt einer englischen Hexengilde mit dem Zentrum in New Forest. Sie erklärte 1964 dem Londoner *Daily Express*: „Ich bin eine weiße Hexe und stamme von einer alten Linie weißer Hexen ab, die Gutes tun.“

So oft weiße Hexen der Presse gegenwärtig Schlagzeilen liefern, so selten war von ihnen in den Hexenlegenden der Vergangenheit die Rede. Sie fallen nicht eigentlich in die Tradition dessen, was wir unter Hexerei verstehen. Ebenso wenig kann man sie einfach als Zauberinnen kennzeichnen. Wenn sie auch (wie ihre schwarzen Kolleginnen) um geheimnisvolle Zaubertechniken wissen, so hat ihr Wirken im ganzen doch eher ein quasireligiöses Gepräge. Somit sind sie weder bloße Zauberinnen noch Teufelsanbeterinnen, doch freilich auch keine Christinnen. (Selber bezeichnen sie sich oft als Erbinnen uralter, den bekannten Religionen vorangegangener heidnischer Tradition.) Da die weißen Hexen in der europäisch-amerikanischen Hexentradition eher Randerscheinungen sind, möchten wir uns nun den eigentlichen Artgenossinnen zuwenden: den bösen Hexen (und Hexern), wie man sie aus dem Volksmund und aus der Geschichte kennt. In diesem Zusammenhang muß betont werden, daß Hexen und Hexer, unbeschadet gewisser Züge, die auch nichtchristlichen Gemeinschaften entstammen, hier als ein Phänomen der abendländisch-christlichen Welt behandelt werden.

Manche Fachleute sehen das Phänomen auf eine, geschichtlich gesehen, sehr kurze Zeitspanne beschränkt, nämlich jene rund 300 Jahre von etwa der Mitte des 15. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, und gebrauchen das Wort Hexe im restriktiven Sinn nur im Zusammenhang mit den unglücklichen Opfern der Hexenverfolgung. Für sie war demgegenüber die dem Volk geläufige Hexerei,



Im Bild unten sieht man Kinder und Hexen bei lustigen Festumtrieben, wie diese am Abend vor Allerheiligen in Schottland Brauch sind. Die altüberlieferten Spiele und Zeremonien spiegeln die Bedeutung dieser Nacht im alten Volksglauben wider: es war die Nacht der Hexenversammlungen. Wenn Kinder dabei auch nach Äpfeln tauchen (links), so hat dies gleichfalls seine Wurzel im alten Volksglauben, dem zufolge nämlich Äpfel den Hexen zur Wahrsagung dienten. Für das Fest werden aus Runkelrüben dämonisch aussehende Fratzen geschnitzt, die die Kinder in der Nacht als Laternen schwenken (links unten), um damit die am Vorabend vor Allerheiligen umgehenden Hexen und bösen Geister abzuschrecken und zu vertreiben. Der Mummenschanz wird von den Hexen angeführt. Rechts zwei Frauen im herkömmlichen Hexenkostüm, als häßliche, alte Weiber maskiert.





Drei mittelalterliche Darstellungen, die einen Begriff von den damals allgemein verbreiteten Vorstellungen vom Teufel und seiner höllischen Dienerschaft geben. Links ein deutscher Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert, der die Abholung eines von den Eltern dem Teufel versprochenen Kindes durch einen Dämon darstellt. In der rechts abgebildeten italienischen Darstellung aus dem 16. Jahrhundert entführt der Teufel selbst eine Hexe, um sie fernerhin bei der Ausführung seiner teuflischen Unternehmungen als Werkzeug zu benutzen. Unten wiederum ein deutscher Holzschnitt aus dem 15. Jahrhundert: Belial, nach der Volksüberlieferung des Teufels Fürsprecher, ergeht sich am „Eingang zur Hölle“ mit anderen Dämonen im Gespräch.



die die dem Hexenwahn vorangegangene, fast eineinhalb Jahrtausende umspannende christliche Geschichte durchzieht, einfach Zauberei. Demnach ergäbe sich eine scharfe Abgrenzung: Zauberei ist magische Praxis und ungefähr ebenso alt wie die Menschheit; Hexerei war Magie und dazu noch einiges mehr, jedoch nur eine geschichtliche Episode.

Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Unterscheidung nicht befriedigt. Die Definitionen bleiben dürftig und sind übrigens historisch unhaltbar. Ergiebiger wird eine Unterscheidung nach einem anderen Merkmal ausfallen. Wir fragen: Was war der Zweck? Durch Zauberei oder schwarze Magie (die weiße Magie haben wir ja ausgeklammert) werden die verschiedensten Zaubermittel und -sprüche zur Wirkung gebracht, werden Liebeselixiere und Mixturen aus Molch- augen und Froschzehen gebraut, Dämonen oder der Satan selbst beschworen; ja der Schwarzkünstler kann dem Teufel — wie Faust — aufgrund eines Paktes die „Seele verkaufen“. Alles dies dient einem selbstsüchtigen Zweck. Der Beweggrund des Zaubers (oder der Zauberin) liegt im Streben nach Reichtum, Macht oder Vergnügen. Er will dies alles für sich selbst erreichen, und zwar in dieser Welt, und zu diesem Zweck bedient er sich der schwarzen Magie und der Hilfe dämonischer Kräfte.

Die Praxis der Hexe (oder des Hexers) entspricht, soweit es die Magie betrifft, genau den Praktiken des Zaubers; nur sind ihre Motive anderer Art. Ihre magische Macht dient nicht der Verfolgung eigener Ziele; sie dient den Absichten des Teufels, dessen Werkzeug sie ist. Ihre Funktion beinhaltet wesentlich die Verehrung des Teufels und damit die bewußte Ablehnung Gottes und des christlichen Glaubens, der ja seine Grundlage im Gegensatz Gottes zum Satan hat. Daher müssen die Hexen und das Hexenwesen — zum Unterschied von den Zaubern und der Magie — als eine Erscheinung auf der Nachtseite des Christentums angesehen werden. Die Hexe stellt sich als Sendbotin der Hölle dar, der auf der Lichtseite des Glaubens der Priester als Vertreter oder zumindest Kündler des Himmels gegenübersteht.

Was sich hier an unterscheidenden Merkmalen abzeichnet, könnte man auf eine einfache Formel bringen. Jede Hexe hat auch etwas vom Zauberer an sich,

aber nicht jeder Zauberer auch etwas von der Hexe. Dem Hexenwesen oder dem, was man solches ansah und wovon Zauberei nur einer unter vielen Zügen ist, werden wir uns in diesem Kapitel widmen.

Natürlich ist, wie immer wir auch einzuteilen oder abzugrenzen versuchen, in der Geschichte alles im Fluß; die Erscheinungen überdecken und überschneiden sich. Die Vorstellung der Hexe und ihres männlichen Gegenstücks als Sendboten und Werkzeuge des Teufels nahm ihren Ursprung beinahe gleichzeitig mit dem Christentum selbst. Sie umspannte jahrhundertlang einfach alles, was als Zauberei angesehen wurde; und der Typus der (hauptsächlich ja weiblichen) Hexe löste sich erst später ab. Die meisten vorchristlichen Vorstellungen über Zauberei fanden, mehr oder weniger unverändert, im Christentum in der Form Eingang, daß diese nun eben Attribute des Erzfeindes des christlichen Gottes, des Teufels, und seiner Legionen gefallener Engel wurden. (Auf dieselbe Weise wurden die heidnischen Götter von den ersten Christen mit Satan und dem Gefolge seiner Dämonen identifiziert, weshalb fortan jeder heidnische Götterkult mit Teufelsverehrung gleichgesetzt wurde.) Der Teufel verleitete die Menschen zur Zauberei wie auch zu anderen Sünden.

Es wird daher niemanden wundern, daß zur Zeit des erstarkenden Frühchristentums gegen die Zauberei von kirchlicher und staatlicher Seite gesetzliche Maßnahmen ergriffen wurden. Verschiedentlich erließen christliche Kaiser, die das bereits im Zerfall begriffene römische Weltreich regierten, derartige Gesetze. Unter Theodosius beispielsweise wurden Zusammenkünfte und magische Opferkulte in alten Tempeln verboten (381), wobei Zauberei und Reste der griechisch-römischen Glaubenskulte das gleiche Los teilten. In England erließ der Erzbischof Theodore von Canterbury im Jahre 690 Edikte gegen Opferungen an die Adresse von Dämonen sowie gegen Zaubersprüche. Ähnliche Gesetze ergingen in allen Teilen Europas. Zauberei war verboten, die Strafsanktionen waren jedoch nie besonders hart. Aus dem Frankreich des 6. Jahrhunderts ist bekannt, daß die angebliche Tötung durch magischen Zauber nur mit einer Geldstrafe geahndet wurde; wenn allerdings die Buße nicht bezahlt wurde, drohte die Todesstrafe durch Verbrennung.

Im frühen Mittelalter fiel also Hexerei unter Zauberei, beides war verboten und mehr oder weniger sündhaft. Erst später kam die Kirche allmählich zur Ansicht, daß böse Magie ein Werk des Teufels sei und daß demzufolge jene, die sie ausübten, mit dem Teufel im Bunde und daher in erklärtem Widerspruch zu Gott und seiner Kirche stehen müssen. So wurde das Zauberwesen nach und nach ketzerischer Häresie gleichgesetzt. Unter Häresie versteht man jedes Abirren von den von der Kirche vorgestellten Glaubenswahrheiten. Im Mittelalter ergossen sich zur Bekämpfung aller Arten des Ketzertums verschiedene Inquisitionswellen über Europa. Dabei ging man auch dem Zauberwesen auf den Grund. Und da Häresie gesucht wurde, fand man sie auch. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurden in Südfrankreich ungefähr 600 Menschen der ketzerischen Zauberei im Dienste des Teufels für schuldig befunden und verbrannt. Dies war jedoch eher ein Einzelfall und blieb es mehr oder weniger bis zum 15. Jahrhundert. (Wo solche Fälle verfolgt wurden, lautete die Anklage regelmäßig auf Zauberei, während die übrigen Verbrechen der Hexerei wie z. B. der Teufelspakt und sexuelle Ausschweifungen bei früheren Prozessen nicht zur Sprache kamen.) Im Jahre 1484 wurde durch

päpstliche Bulle Innozenz' VIII. die Zauberei in jeder Abart als Häresie und damit allen Ketzern dieser Art der Krieg erklärt.

Wir werden auf die Inquisition, ihre Hexenverfolgungen und Ketzerprozesse, später zurückkommen. Hier kommt es uns nur auf die Tatsache an, daß es immer der einer Hexe unterstellte Bund und Umgang mit dem Teufel war, der sie zur Ketzlerin machte. Durch einen bewußten und freiwillig geschlossenen *Pakt* mit dem Satan — so glaubten die Hexenjäger — erlangte man Hexenmacht und Zugang zum Hexendienst, wobei der Hexerei und des Teufelsbundes Männer und Frauen beschuldigt wurden. Nur selten findet sich allerdings in diesem Zusammenhang das schriftliche oder mit Blut gesiegelte Teufelsbündnis, wie es durch die Legende und im Volksmund überliefert wurde. Solche Dokumente gehören eher zum magischen Beschwörungsinventarium von Schwarzkünstlern, die auf diese Weise mit dem Teufel handelseinig wurden. Durch den Pakt, so glaubte man, handle der Schwarzmagier für seine nach dem Tod dem Teufel zufallende Seele Dienstleistungen des Satans und Vorteile zu Lebzeiten ein. Das Moment der *Teufelsverehrung* stand völlig außerhalb einer solchen Übereinkunft; es spielte hier nicht mit. Die Hexen dagegen verkauften ihre Seelen nicht für irdischen Reichtum oder diesseitige Macht. Sie weihten sich ganz und gar, Körper und Seele, vor und nach dem Tode, dem Teufel. Sie waren nicht Vertragspartner, sie waren Dienerinnen des Satans. Daher lief der Abschluß des teuflischen Bundes viel eher auf einen zeremoniellen Beitritt zu einer Art dem Teufel geweihter Geheimgesellschaft hinaus.

Der erste Schritt ging meistens von einer erfahrenen Hexe aus. Ihre Sache war es, Neulinge auszusuchen. Die Erwählte wurde dann zu einer der als *Hexensabbat* berüchtigten Hexenversammlungen mitgenommen und dem Satan, dem angeblichen Herrscher und Leiter des Sabbats, vorgestellt. (Es gibt eine Fülle von — meistens gerichtlichen Verhören entstammenden — Quellenzeugnissen über den Hexensabbat.) Das eigentliche Einweihungszeremoniell war bald recht einfacher, bald sehr komplizierter Art, immer jedenfalls eine Mischung von frevelhafter Gotteslästerung und Obszönität. Der protokollarisch festgehaltenen Aussage eines 1594 verhörten französischen Mädchens zufolge wurde es durch seinen Liebhaber, der ein Hexer war, dem Satan vorgestellt und (hier als Beispiel eines einfachen Einweihungsrituals) lediglich aufgefordert, angesichts der Sabbatgemeinde mit seiner linken Hand das Kreuzzeichen zu machen. Damit galt das Mädchen als Hexe aufgenommen und nahm anschließend an den nächtlichen Orgien im Zeichen des Teufelskultes teil.

Ein verwickelteres, genau abgestuftes Ritual wurde von Francesco-Maria Guazzo, einem italienischen Dämonologen aus dem 17. Jahrhundert, wie folgt beschrieben:

1. Eine mündliche Absage an den christlichen Glauben.
2. Umtaufung im Namen des Satans, wobei die Novizen anstelle des christlichen einen neuen Namen bekommen.
3. Symbolische Entfernung des bei der Taufe empfangenen geweihten Salböls durch die Berührung des Teufels.
4. Die Leugnung der Taufpaten und die Angelobung neuer Paten.
5. Die Hingabe eines Kleidungsstückes an den Satan als Zeichen der Unterwerfung.



Sieben Fotografien veranschaulichen die Art eines häufig vorkommenden, geringfügigen Makels (den wir heute vielleicht Schönheitsfehler nennen würden) im Gesicht eines Mädchens. Zur Zeit der Hexenverfolgung wären diese als Teufelsmale angesehen worden, wodurch das Mädchen als Hexe überführt gewesen wäre. Folgt man den Bildern von links nach rechts, so erkennt man – jeweils im grünlichen Kreis – derartige Male: eine Narbe in der Augenbraue, ein Muttermal am Hals, eine größere Sommersprosse im Haar, eine Warze am Ohr, einen dunklen Rand unter dem Auge, ein Grübchen im Kinn und einen Leberfleck am Hals. Man glaubte, der Teufel brandmarkte im Zuge des Einweihungsrituals den Körper der Hexen mit derlei Malen; sie wurden als schlüssige Schuldbeweise erachtet.

6. Treueid gegenüber dem Satan, den die Novizen im magischen Kreis stehend leisten.
7. Eintragung des Namens des Initianden in das „Buch des Todes“.
8. Ein Versprechen, dem Satan Kinder zu opfern.
9. Ein Versprechen, dem Satan jährlich Tribut zu leisten (in Form schwarzer Geschenke usw.).
10. Markierung des Initianden mit dem Teufelsmal, einem eigenartig geformten Zeichen auf der Haut, die dort unempfindlich wird.
11. Gelöbnis verschiedener Dienstleistungen gegenüber dem Satan, einschließlich der Zerstörung heiliger Reliquien und besonders der Wahrung der Sabbatgeheimnisse.

Andere Quellen legen besonderen Nachdruck auf zwei weitere Momente: die weiblichen Novizen mußten regelmäßig mit dem Satan geschlechtlichen Verkehr vollziehen, und zum Abschluß des Zeremoniells hatten sämtliche Eingeweihte des Satans Hintern zu küssen.

Natürlich spielte bei allen Satanskulten und Hexenumtrieben das Geschlechtliche unter Einschluß alles Perversen und Obszönen eine wichtige Rolle. Und offenbar wurden — gleichsam zur Erneuerung des teuflischen Bundes — die meisten weiblichen Hexen immer wieder aufgefordert, mit dem Meister geschlechtlich zu verkehren. (Ohne Unterschied betonten die Hexen in ihren im Prozeß abgelegten Geständnissen, daß dieses Erlebnis unangenehm, ja äußerst schmerzvoll gewesen sei. Auf diese Weise mögen die Ankläger vorgesorgt haben, daß das sexuelle Vergnügen nicht Gefahr laufe, an sich als teuflische Ergötzung gesehen zu werden.) Auch waren natürlich die sexuellen Ausschweifungen ein Lockmittel zur Vergrößerung der Hexengemeinde — etwa gegenüber Zaudernden, die zugleich danach verlangten und sich davor fürchteten. So mancher Hexer und Diener des Satans lockte ein Mädchen zuerst in sein Bett und dann auf den Sabbat. Und Mädchen, die sich einmal hingegeben hatten, mochten vielleicht den nächsten Schritt zum Hexendienst als natürlich empfunden haben. Aber der Satan — so glaubte man — bediente sich keineswegs nur menschlicher Verführer; er gebot über einen ganzen Schwarm dämonischer Buhlteufel, die besonders befähigt schienen, die Seelen in das zu verstricken, was die Ankläger in Hexenprozessen „die



Lüste des Fleisches“ zu nennen beliebten. Zu Frauen sandte der Satan einen *Inkubus* genannten männlichen Buhlteufel; zu Männern einen weiblichen Dämon, den sogenannten *Sukkubus*.

Die Teufel selbst stellte man sich im Unterschied zu den Buhlteufel-Dämonen als geschlechtslos vor, und oft schrieb man geringeren Dämonen die Gabe zu, daß sie, bald mit Geschlechtsmerkmalen, bald geschlechtslos auftreten konnten. Allgemein nahm man an, daß die zur Verführung der Frauen verfügbaren männlichen Dämonen in der Überzahl seien, und zwar gegenüber den weiblichen Buhlteufeln im Verhältnis von neun zu eins — vermutlich, weil ein keuscher Lebenswandel den Frauen näherlag als den Männern; obwohl andererseits nach manchen mittelalterlichen Quellen gerade die Frauen wieder als besonders unzüchtig geschildert wurden. Diese Buhlteufel sollten, so glaubte man, die Menschen zur Sünde sexueller Lust verleiten und mußten natürlich zu diesem Zweck menschliche Gestalt annehmen. Die Sünde aber wog dann um so schwerer, weil Dämonen nicht als menschliche Wesen angesehen wurden und demzufolge Geschlechtsverkehr mit ihnen als Sodomie (im weitesten Sinn) galt. Die unglücklichen Opfer, insbesondere die durch solche Dämonen heimgesuchten Frauen, wurden oft ohne Rücksicht auf die Zurechenbarkeit eigener Schuld grausam bestraft; obschon im allgemeinen doch Unterschiede gemacht wurden, nämlich zwischen Frauen, die freiwillig Hexen geworden waren, solchen, die verführt, und Unschuldigen, die vergewaltigt worden waren.

Schon vor und ganz besonders nach dem Höhepunkt des Hexenwahns waren Stimmen laut geworden, denen zufolge die Inkubus-Sukkubus-Vorstellung wesentlich erotisch gefärbten Wunschbildern und Geschlechtsinstinkten entstammte. Tatsächlich wurde seitens der Hexenverfolger zwischen Dingen, die sich real abspielten, und Erlebnissen, die auf Illusionen beruhten, d. h. zwischen vom Teufel inspirierten, tatsächlich praktizierten Orgien und den von Dämonen eingegebenen sexuellen Träumen nicht unterschieden. Immerhin gab es doch auch Inquisitoren und Behörden, die Alpträume von den Inkuben auseinanderzuhalten pflegten: erstere flößten angeblich nur Schrecken ein, die letzteren aber verschafften Vergnügen — oder, ebenso oft, auch nicht. Manche Frau schien sich nur äußerst wider-



Der links abgebildete französische Kupferstich aus dem 16. Jahrhundert zeigt einen Priester bei einer Teufelsaustreibung. Die Besessenheit durch einen Dämon wurde häufig auf den bösen Zauber einer — als Sendbotin des Satans agierenden — Hexe zurückgeführt. Der Teufel kannte aber auch Mittel und Wege, um seine Feinde von außen her zu bedrängen, indem er sie durch seine Dämonen auf Schritt und Tritt verfolgen ließ. Im Bild rechts die Versuchung des heiligen Antonius von dem großen niederländischen Maler Hieronymus Bosch (15. Jahrhundert). Der Heilige ist von zahllosen teuflischen Dämonen umringt, die in der Gestalt schauerlich-grotesker Ungeheuer auftreten.





willig von ihrem Inkubus, den man durch Exorzismen vertreiben zu können glaubte, trennen zu wollen. Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Dämonenwahn angesichts des strikten Verbotes außerehelichen Geschlechtsverkehrs im Fall derartiger Beziehungen ein ausgezeichnetes Hintertürchen eröffnete. Die Dämonen galten als zeugungsfähig. So diente denn so mancher Buhlteufel in vielen Fällen ungeklärter Vaterschaft oder peinlicher unehelicher Geburten als Vergewaltiger und Sündenbock. Eine untreue Ehefrau konnte ihrem Gatten beteuern, sie sei von einem Inkubus vergewaltigt worden. Die gleiche Ausrede stand dem treulosen Ehemann zu Gebot. Und ein der Verführung oder illegitimen Vaterschaft beschuldigter Mann konnte schwören, ein Inkubus müsse seine Gestalt angenommen haben. Es versteht sich von selbst, daß durch den Rückzug auf derart bequeme Fluchtwege so manche Schuld dem Teufel und seinen Dämonen zugespielt wurde.

Dieser Dämonenglaube hatte allerdings auch seine gefährliche Nachtseite. Stieß nämlich die Geschichte eines Mädchens, das sich auf die Vergewaltigung durch einen Buhldämonen ausredete, auf Unglauben, so wurde es gefoltert oder verbrannt — wegen erwiesenen Umgangs mit einem Dämon. Ohne Ende zirkulierten Geschichten und Gerüchte, und selbst vor Kindern machte man nicht halt: die Dämonen hinterließen „Teufelsbrut“. Als solche waren alle auch nur leicht mißgestalteten Kinder verdächtig. Und schließlich war so ein Inkubus für Ehemänner ein bequemer Vorwand, die Frauen, deren sie überdrüssig waren, loszuwerden. Man beschuldigte einfach die Angetraute, sie schlafe mit dem Teufel; und selbst wenn sie der Folter oder dem Tod entging, so konnte doch jedenfalls die Ehe nichtig erklärt werden.

Das Geschlechtliche hat die Menschen zu allen Zeiten, insbesondere aber in einer Ära der Rückstauung und Verdrängung, wie es das Mittelalter war, zwanghaft in seinen Bann gezogen. Daher erscheint es ganz natürlich, daß die Hexenankläger darauf besonderes Gewicht legten. Das Geschlechtliche spielt denn auch in den Geständnissen angeklagter Hexen eine beherrschende Rolle. Aber es gab auch andere Fallen, mit deren Hilfe der Teufel, wie man glaubte, die Hexen in seine Klauen bekommen konnte. Manchen Menschen wurde z. B., wenn der Teufel mit Reichtum lockte, die Habgier zum Verhängnis. Und auch Haß mag manche

Heute noch werden Fälle dämonischer Besessenheit manchmal auf genau dieselbe Weise wie im 16. und 17. Jahrhundert behandelt. Ganz links werfen Bauern aus einem kalabrischen Dorf, einem alten Volksbrauch entsprechend, Steine nach einer angeblich besessenen Frau, um dadurch den bösen Dämon von ihr auszutreiben. Links sieht man einen Bauern des Dorfes in feierlicher Haltung — die Sense in der Hand, mit deren Hilfe der Teufel in die Flucht geschlagen wurde. Häufiger jedoch werden die Dämonen — wie dies insbesondere in der Zeit der Renaissance der Fall war — von Priestern der Kirche ausgetrieben. Die Fotografie zeigt einen Priester, der im Rahmen eines zeremoniellen Exorzismus Gebete über dem tobsüchtigen, hohnschreienden Opfer spricht. Nach dem Austreibungsritus liegt die Frau, vom Dämon befreit, besänftigt unter dem Kreuz, das ihr der Priester beschützend über das Gesicht hält.





Eine Sondererscheinung der auch anderswo bekannten Tanzwut prägte sich im Tarentismus im mittelalterlichen Süditalien aus. Der Kult beruhte auf dem Glauben, daß der Biß der apulischen Erdspinne (*Lycosa tarantula*) – wodurch die Sünde versinnbildlicht gedacht wurde – durch Musik und wilden Tanz exorziert werden müsse. Der schuldversessene Massenwahn führte zu Erscheinungen, deren Anklänge an die (früher auf Hexenzauber zurückgeführte) Besessenheit durch den Teufel unverkennbar sind. Eine Frau weiß lebhaft zu schildern, wie sie beim Sammeln von Kichererbsen „gebissen“ wurde (Bild links). Eine andere Frau kriecht vor der versammelten Menge auf den Knien von der Kirche zum Dorfplatz (rechts). Ein Mann und eine Frau, die sich im Zustand der Sünde glauben, sind tanzend und schreiend auf den Altar der Kirche geklettert (rechts unten).

Hexe zum lokalen Sabbat gelockt haben; sie hoffte dort des Hexenzaubers kundig zu werden und gegen ihre Feinde Böses stiften zu können.

Wollte aber jemand nicht freiwillig zum Sabbat kommen und allen Verführungen nicht erliegen, so hatte der im Glauben der Menschen so übermächtige Teufel noch immer ein letztes gewaltsames Mittel der Rache: indem nämlich einer seiner Dämonen von dem in Frage stehenden Menschen Besitz ergriff. Die Folge war nun *Besessenheit* durch den Dämon. Der Dämon handelt durch den Besessenen und spricht durch seinen Mund. Das Opfer wird daher für seine Worte oder Handlungen kaum je verantwortlich gemacht. (Es wird ja auch in Fällen von *Verfolgungswahn* nicht zur Verantwortung gezogen, wenn es – wie der heilige Antonius – vom Teufel und seinen Sendboten bedrängt und heimtückisch versucht wird.) Nichtsdestoweniger glaubte man, tugendhafte Menschen seien gegen die Besessenheit im allgemeinen gefeit, weswegen schließlich Heilige wie Antonius oder Hilarius bezeichnenderweise nur versucht worden sind. Daher wurde andererseits den Opfern der Besessenheit keine ungeteilte Wohlmeinung entgegengebracht. Man dachte sich, sie hätten mit ihren Sünden dem Teufel zumindest halbwegs die Tür geöffnet.

Gleichzeitig aber glaubte man, die Besessenheit sei in den meisten Fällen durch Hexenzauber, der dem Opfer einen Dämon aufzuzwingen vermöge, verursacht, insbesondere wenn der Betroffene ein untadeliges Leben geführt hatte. Gerade gegenüber solchen Menschen frönte die Hexe ihrer bösen Lust. Der von ihr aufgebotene Dämon stürzte das Opfer in Schimpf und Schande. Oft genug erging es sich dann in Wort und Tat in den schlimmsten Gotteslästerungen und Obszönitäten. Aus dieser Sicht der Dinge folgte man in der Theorie, daß die Hexe den Feinden ihres Meisters, des Satans, bewußt zu schaden versuchte, jenen Gutgesinnten also, die die Sünde mieden und sich nicht verführen ließen, Hexen zu werden. Aus diesem Grunde waren die Klöster des 15. und 16. Jahrhunderts den teuflischen Anschlägen der Dämonen besonders ausgesetzt.

Ergriff der Dämon einen Menschen, so zeitigte dies immer etwa die gleichen Wirkungen. Das Gesicht ward zur teuflischen Fratze. Der Körper quälte sich in wilden Verzerrungen. Die Stimme schlug um. Selbst junge Mädchen sprachen in heiserem



Ton, aus rauher Kehle, und das Opfer schrie und tobte. Oft stieß es die denkbar ruchlosesten Schmähungen gegen Gott aus, sprach in fremder, niemandem bekannter Sprache oder erging sich einfach, mit Schaum vor dem Munde, in einem unverständlichen Kauderwelsch. Und die Fama weiß noch von eigenartigeren Dingen zu berichten. Die Opfer erbrachen manchmal Unmengen seltsamer Gegenstände wie z. B. Nadeln und Stifte, Glas- oder Tonscherben, Haare, Rinde und Steine; sie gaben tierische Laute von sich, stellten eine übermenschliche Stärke zur Schau und erhoben sich, manchmal bis zu einem Meter und mehr, freischwebend vom Boden.

Symptome der Besessenheit wie die zuletzt angeführten — die zweifellos stark übertrieben sind — tauchen in Hexenberichten und in den Protokollen der Hexenprozesse immer wieder auf. Ein Großteil hiervon muß abgeschrieben werden. Die Zeugen solcher Begebenheiten waren allzu erregt, um noch genau beobachten zu können, und viel zu abergläubisch, um unvoreingenommene Beobachter zu sein. Trotzdem lassen sich damit die Symptome der Besessenheit nicht einfach abtun. Es steht außer Zweifel, daß tatsächlich manche Menschen Gesicht und Stimme wechselten, tobten und schrieten, fluchten und sich wie Tiere gebärdeten und auch in ihrer krampfartigen Tobsucht unvermutete Kräfte entwickelten. Wir begegnen hier ganz einfach den Symptomen der Hysterie. Auch Epilepsie wurde übrigens oft den Dämonen zugeschrieben. (Natürlich vermochte man damals noch nicht in Kategorien der Hysterie, Epilepsie und Persönlichkeitsspaltung zu denken.) Ähnliches finden wir bei den Naturvölkern. Die Medizinmänner der Azanden tanzen und singen sich selbst und ihr Publikum künstlich in eine Hysterie hinein, in der die tollsten Akrobatentücke, Urschrei und Kauderwelsch sowie auch Halluzinationen möglich werden. Auf ähnliche Weise steuern die Priester extremer Sekten in Amerika und auch anderswo ihre Gemeinde mittels Musik und Hypnose, Sprechchören und Gesang in krampfartig-ekstatische Zustände der Hysterie. Danach dürfte die Tatsache kaum noch erstaunen, daß hysterische Besessenheit im Mittelalter und auch noch später geradezu grassierte. Die Hexenverfolgung selbst war eine Art Massenhysterie. Die Richter, Ankläger und Hexenjäger unterlagen ihr ebenso wie andererseits — unter dem Eindruck allgemeiner Massensuggestion und entsprechender Autosuggestion (begünstigt noch durch die auf Unterordnung und Unterdrückung aufgebaute Gesellschaftsordnung und eine auf Enthaltbarkeit haltende Religion) — jene geistig gestörten Menschen, die der Besessenheit verfielen.

Die Hysterie war weit verbreitet. Gleichwohl kann sie angesichts der Vielzahl der Fälle nicht gut die ausschließliche Ursache der Besessenheit gewesen sein. Diese wurde häufig auch nur simuliert; manchmal wurde der Schwindel aufgedeckt, manchmal, und vermutlich nicht selten, auch nicht. Viele Menschen schützten damals Besessenheit vor, wenn sie sich in Gefahr glaubten, der Hexerei bezichtigt zu werden (Besessene hatten ja kaum etwas zu befürchten, außer sie wurden für das Werkzeug eines Teufels gehalten). In anderen Fällen wurde Besessenheit simuliert, um einen persönlichen Feind der Hexerei beschuldigen zu können. Oder der Simulant wollte einfach die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und einmal im Leben Mittelpunkt sein.

Noch heute lehnen manche, insbesondere den Kirchen nahestehende Autoritäten die Erklärung der Besessenheit als Hysterie ab und sehen den Besessenen

nach wie vor als von einem Dämon ergriffen. Auch gibt es nach ihnen solche Fälle von Besessenheit heute noch, so z. B. nach Monsignore L. Cristiani, Autor des 1959 veröffentlichten Buches *La Présence de Satan dans le Monde Moderne*. Die Kirche bekämpft die Besessenheit nach wie vor durch *Exorzismus*.

Wir haben in Kapitel 3 gesehen, wie Priester die Geister aus einem Spukhaus austreiben. Ähnlich wird bei der Dämonenaustreibung aus dem Körper Besessener verfahren. Über einen Fall, der sich im Jahre 1954 zugetragen hat, berichtete Monsignore Cristiani in allen Einzelheiten. Es war wie bei den meisten Austreibungen ein erbittertes Ringen in dramatischen Zwiegesprächen zwischen dem Priester und dem durch den Besessenen sprechenden Dämon. Dieser verhöhnte den Priester, log und lästerte. So versuchte der Dämon den Gottesmann abzulenken und ihn zum Aufgeben zu zwingen. Er aber läßt sich nicht abbringen. Er besprengt die Frau mit Weihwasser, berührt sie mit einem Kreuzifix und seiner Stola und spricht über ihr Litaneien und Gebete. Dieser Austreibungsritus (der den Dämonen große Pein verursacht) dauerte viele Monate, bis endlich das Ziel erreicht war. (Natürlich bleibt die Gefahr bestehen, daß, wie dies offenbar vorkommt, der Dämon zurückkehrt.)

Kürzlich haben Theologen die Ansicht vertreten, daß eine wortwörtliche anthropomorphe, also vermenschlichte Züge aufweisende Satansvorstellung nicht mehr länger möglich sei. Unter diesem neuen Aspekt darf wohl gesagt werden, daß der Exorzismus im günstigen Fall ungefähr in derselben zögernd vorantastenden Weise Erfolg hatte wie etwa manche Methoden der Psychoanalyse und der Psychotherapie. Für bestimmte Menschen scheint also der von der Religion gebotene Exorzismus eine zielführende Methode zur Behebung und Heilung oder zumindest zur Ausgleichung geistiger Störungen zu sein. Und interessanterweise weisen die vorhandenen Aufzeichnungen über Dialoge zwischen Psychiatern und an Schizophrenie leidenden Patienten eine auffallende Ähnlichkeit mit den Zwiegesprächen zwischen Exorzisten und Besessenen auf.

Abschweifungen der vorstehenden Art sollen hier nur die Tatsache unterstreichen, daß, ungeachtet der Bezeichnungen — Schizophrenie, Hysterie, dämonische Besessenheit und dergleichen mehr — und der natürlich oder übernatürlich vorstellten Ursachen, das Phänomen existiert hat und immer noch existiert. Die Krankheitsbilder aus 1550 gleichen durchaus denen von 1950. Und noch verblüffender sind die Ähnlichkeiten, die zwischen mittelalterlichen Quellen und moderneren Berichten bestehen. Greifen wir beispielsweise die Methoden heraus, kraft derer einem persönlichen Feind ein Dämon angehext wird. Zur Zeit der Renaissance glaubte man in Fachkreisen allgemein, daß die meisten Opfer durch magische Nahrungszutaten verhext wurden. Die Hexe zauberte den Dämon in die Nahrung, die das Opfer dann aß. Der Exorzismus vergangener Zeiten diente daher vielfach wesentlich dem Zweck, das Opfer zum Erbrechen der den Teufel bergenden Nahrung zu bringen. Und wie steht es heute? Monsignore Cristiani berichtet von einer Austreibung, die sich im Jahre 1920 abgespielt hat. Der Dämon gab zu, daß er „mittels eines durch einen Hexer bewirkten Zaubers in Form eines pillenartigen Stückchens gesalzenen Schweinefleisches, hinuntergespült mit einem Glas Weißwein, und von der Frau geschluckt, in die Besessene einging“. Die Frau war, so wird uns versichert, befreit, sobald sie erbrach — „ein kleines Kügelchen gesalzenen Schweinefleisches, ungefähr in der Größe einer Nuß, mit sieben Hörnern“.



Die Fähigkeit, die Nahrung zu verhexen, so daß ihr der Dämon innewohnt, wurde als Teil der den Hexen von ihrem satanischen Meister übertragenen Zauber-
macht angesehen. Diese Macht wurde ausnahmslos übertragen und gebraucht, um — zur Schmä-
hung Gottes und in Verehrung des Teufels — den Menschen Böses zu tun. Offensichtlich erreichte der Hexenzauber regelmäßig diese Zwecke. Manche Hexenzauber — die Zaubersprüche und Zaubermittel, die Giftränke und sonstigen Hexereien — erinnern zweifellos auch einfach an Praktiken des Schwarzkünstlers; der einzige Unterschied liegt nur eben, wie gesagt, im *Motiv*. Den Zauber und was ihm zugrunde liegt, haben wir in Kapitel 3 besprochen. Hier wollen wir nur noch kurz auf die besonderen Ziele eingehen, die die Hexen — immer der Legende zufolge — in der Praxis anstrebten.

Ganz allgemein wurde den Hexen und Hexern die Rolle von Unheilstiftern zuge-
dacht. Sie galten als die Urheber dämonischer Besessenheit, aber auch von Krankheit und vorzeitigem oder unfallbedingtem Tod — genau wie bei den Gemein-
schaften Primitiver. Unfruchtbarkeit oder Totgeburt, das Versiegen der Muttermilch, Impotenz oder Sterilität eines Mannes, dies alles wurde einem bösen Zauber zugeschrieben. Sogar kleinere Mißgeschicke, etwa die übergelaufene Milch oder Angebranntes in der Pfanne, wurden der kleinlichen Bosheit einer Hexe zuge-
dacht. Jahrhundertlang waren Hexe und Hexer einfach die Sündenböcke für alle nur denkbaren Übel.

Böser Hexenzauber war auch schuld bei Schäden an Haus und Besitztum. Hexen verzauberten oder töteten Katzen und andere Tiere. Sie verwüsteten die Saaten, indem sie ein ihrem Hexenkessel entstammendes Giftpulver auf den Feldern ausstreuten. Sie legten Feuer an die Häuser, beschworen Heuschreckenplagen und die Ernten hinraffende Stürme herauf. Sie brachten die Schiffe zum Kentern, entfesselten Sturm und Blitz. (Böser Wetterzauber wurde in so manchem Hexenprozeß — unter der Folter — eingestanden.)

Wo immer schändliche Taten ausgeheckt und in Szene gesetzt wurden, waren die Hexen zumindest beratend am Werk. Eine besondere Hexenspezialität war die Verführung. Liebestränke waren den Prozeßprotokollen zufolge nicht weniger einträglich als Giftmischereien. Auch hier begegnen wir wieder Dingen, die zum



Oben links ein Schweizer Holzchnitt aus dem 16. Jahrhundert. Die Darstellung zeigt einen neugierigen Burschen, der mehrere Hexen im Inneren eines Hauses ausgespäht hat. Während die eine bereits „flugtüchtig“ dem Kamin entsteigt, treffen drei andere die letzten Anstalten, um sich gleichfalls auf den „Hexenritt“ durch die Lüfte zu begeben. Die Fähigkeit zu fliegen wurde einer jeden Hexe zuge-
dacht. Der phantastische Hexenflug wurde bald mit Hilfe eines Stockes oder eines Besens und bald auch auf dem Rücken eines „Hausgeistes“ bewerkstelligt. Fast jedes Tier — wie beispielsweise Hund, Kröte oder Eule (Abbildungen links und rechts) — konnte damals ein Hausgeist gewesen sein. Der Hausgeist war — so glaubte man — ein vom Teufel entsandter Dämon, der die Hexe bei ihren Umtrieben zu unterstützen und zu beraten hatte.



uralten Betätigungsfeld der Zauberer und Schwarzmagier gehörten und die die Hexen im Kampf ihres Meisters gegen Gott und die Menschheit übernommen hatten.

Es besteht übrigens kaum ein Zweifel, daß es tatsächlich einige wenige Hexen oder Zauberer genannte Leute gab, die Krankheiten oder Tod über Mensch und Tier zu bringen oder Liebes- und Giftränke herzustellen verstanden. Derartige Wirkungen konnten ohne weiteres mit natürlichen Mitteln erzielt werden. Denn viele Hexen verfügten, ungeachtet so vieler unbegründeter, ja lächerlicher Auswüchse des Aberglaubens, wirklich über ein gewisses Wissen um Gifte und Heilkräuter. Wir vermögen natürlich nicht zu glauben, daß ein aus „Molchaugen“ gebrautes Gift prophetische Schlüsse zuließ; aber wir sind gerne bereit einzusehen, daß Liebestränke ihre Wirkung nicht verfehlten, wenn denselben u. a. ein starkes Aphrodisiakum wie beispielsweise die spanische Fliege beigemischt war. Und bei den meisten Liebestränken war dies der Fall. Ebenso wird ein von einer Hexe zubereiteter Todestrank sicher nicht wirkungslos geblieben sein, wenn dieser (nach den von französischen Inquisitoren überlieferten Rezepten) Schierling, Tollkirsche und Arsen enthielt. Daran ist nichts Magisches.

Wir werden noch Gelegenheit haben, auf das solcher Hexenkunst zugrunde liegende Wissen zurückzukommen. Zunächst wollen wir uns noch der Untersuchung eines sehr weitverbreiteten Hexenzaubers widmen, der einer Hexe wirklich nur wenig Mühe abforderte: keinerlei Beschwörungen und kein Kesselrühren, vielmehr nur einen starken Blick. Es handelt sich um die Macht des „bösen Blicks“, der die Hexengläubigen seit alters her beunruhigt hat. Der Aberglaube blühte im alten Ägypten und ist noch heute z. B. in dem in Amerika verbreiteten Wudukult lebendig. Hexen mit dem bösen Blick — so glaubte man — vermochten Krankheit oder bösen Zauber buchstäblich mit einem Blick zu verursachen. Der Bannstrahl des Bösen brach durch das Auge der Hexe. Oder es waren die bösen Geister in Person, die dem Hexenaugen entsprangen. In eher seltenen Fällen schrieb man die Eigenschaft des bösen Blicks aber auch Nichthexen zu: unschuldigen Menschen im Sinne etwa unserer heutigen „Unglücksraben“, die, was sie auch taten, unfreiwillig einem jeden Unglück und Pech brachten. Meistens aber sah man darin



Obschon zwar das Hexenwesen als Ketzerei heute überholt ist, gibt es noch immer schwarzmagische Praktiken, derer sich die Hexen im Dienst des Teufels bedienen. Als solche wurden die mit Ruß eingezeichneten Symbole des Kreuzes und des Kreises gewertet, die man nahe der Burg Ridding in Norfolk (England) 1963 entdeckte (Bild links). An der Burgtüre fand man überdies zwei Lehmfiguren sowie ein mit liebeszauberkräftigem Scharlachdorn bestecktes Schäferherz angenagelt (rechts oben). Seit alters her standen Bildnisse zum Zweck bösen Zaubers im Gebrauch. Rechts sind Puppen zu sehen, die noch im England unserer Tage diesem Zweck gewidmet sind: die erste Puppe ist mit Haarteilen, die zweite mit Kleidungsstücken des „todverdienenenden“ Feindes ausgestattet; die Kleider der zwei Puppen (ganz rechts) sollen, Masche um Masche, unter bösen Zaubersprüchen gestrickt worden sein.





eine vom Satan überantwortete Zauber Macht. Erkrankten einer Mutter sämtliche Kinder oder ging einem Bauern das Vieh ein, so erinnerte man sich nur allzu oft jener „alten Frau“, die Kind oder Kuh seltsam „angestarrt“ hatte. Dies gab dann den Auftakt zur Hexenjagd.

Als typische Hexenkünste (und seltener im Repertoire eines bloßen Zauberers) betrachtete man den Verwandlungszauber und den Hexenflug. Die bekanntesten Formen der Verwandlung — eines Menschen in einen Wolf oder Werwolf — und die dieser Vorstellung zugrunde liegenden Phänomene werden wir in Kapitel 8 besprechen. Obwohl bei der Werwolflegende Zusammenhänge mit dem Hexenwesen unverkennbar sind, ergeben sich deutliche Unterschiede, wie wir noch sehen werden. Nur selten nämlich nahm eine Hexe Wolfsgestalt an; bevorzugt waren vielmehr gewöhnlichere Tiere wie Hund, Katze, Hase, Kröte oder Vogel. Der Zweck der Verwandlung lief ja auf die Tarnung der Hexe und ihrer Umtriebe hinaus. In verwandelter Gestalt gelangte sie bequem — sagen wir als Katze oder als Insekt — in jedes Haus, und die abergläubischen Bewohner unterlagen ihrem bösen Zauber.

Der Verwandlung fähig hielt man im allgemeinen nur jene Hexen, die über ihre Hexenpflichten hinaus besondere, dem Teufel gefällige Dienste erbracht



Moderne Pferdegeschirre, deren Messingteile in Form und Zeichnung altes Brauchtum — dem Teufel zu wehren und die Behexung durch den bösen Blick zu vermeiden — widerspiegeln. Links ein Glockenspiel an einem Pferdegeschirr. Dem Glockengeläute war zugeordnet worden, es vermöge den Teufel in die Flucht zu „läuten“. Oben und rechts drei Zierstücke eines Pferdegeschirrs. Sie stellen die Sonne dar, immer schon ein Symbol machtvoller Schutzkraft. Solche Messingstücke wurden besonders gut poliert. Dem lag oft weniger Schmuckabsicht als vielmehr die Hoffnung zugrunde, daß dadurch der böse Blick einer Hexe vom Tier weg auf die funkelnden Gegenstände abgelenkt werden könne.



hatten. Dagegen gehörte der Hexenflug zum Repertoire einer jeden Hexe. In Fachkreisen war man sich lediglich darüber uneinig, wie das Phänomen bewerkstelligt wurde. Dabei heben sich drei verschiedene Vorstellunggruppen ab. Einmal, die Hexe könne ohne jegliche Hilfe fliegen. Zum zweiten, sie flöge mit Hilfe eines magischen Instruments, mit Stock oder Besenstiel, Heugabel oder Schaufel. Und drittens stellte man sich vor, ein Teufel oder der Satan persönlich geselle sich in dämonischer oder tierischer Gestalt der Hexe bei und trage sie durch die Lüfte.

Der Hexenflug war eine Sache der Nacht. Manchmal auch flog eine Hexe in irgendeiner unheilvollen Sondermission aus. Im allgemeinen aber verband man mit dem Hexenflug die Vorstellung, daß sich die Hexe auf diese Art zum Sabbat begeben. Den Hexensabbat dachte man sich an unzugänglichen Orten, hauptsächlich im Gebirge. Bekannt sind z. B. die traditionellen Hexenversammlungen am Vorabend des 1. Mai — in der Walpurgisnacht — auf den deutschen Blocksbergen (wovon es mehrere gibt), insbesondere auf dem Gipfel des Brocken im Harzgebirge.

Ob nun der Hexenflug mit oder ohne Besenstiel oder sonstige Hilfsmittel beschrieben wurde, die Hexe bedurfte jedenfalls — darin sind sich die alten Quellen einig — einer „flugzauberkräftigen“ Salbe, mit der sie sich vorher entweder am

ganzen Körper (die Hexen fanden sich ja zum Sabbat immer nackt ein) oder zumindest an bestimmten markanten Stellen, etwa an den Brüsten und Armen, einrieb. Die Hexenjäger und andere Sachkenner schienen sich über die Beschaffenheit der Salbe nie ganz im klaren gewesen zu sein. Sie blieben bei Andeutungen, denen zufolge die Salbe sich aus verschiedenen schädlichen Substanzen zusammensetzte und entweder schwarz oder von einem abstoßenden Grün gewesen sein soll. Die grimmigsten Ankläger meinten, getragen von der Überzeugung, daß die Hexen Kinder umbrachten und aßen, das Blut von Kindern als Hauptbestandteil ansehen zu müssen. Mit einer ähnlichen Salbe soll auch der Verwandlungszauber bewirkt worden sein. So verwandelten sich Hexen beispielsweise in Vögel, um zu den nächtlichen Sabbatfesten zu fliegen.

Aus den im ganzen recht vage bleibenden Quellen leuchten gewisse Tatsachen hervor. Diese legen nahe, daß weder der Verwandlungszauber noch der Hexenflug als rein erfundene oder bloß unter der Folter abgenötigte Märchen abgetan werden können. Obwohl selbstverständlich die Hexen bzw. Frauen, die sich selber im Ernst für Hexen hielten, solche Zauberkräfte nicht besessen haben können, fällt andererseits auf, daß manche von ihnen völlig überzeugt waren, im Besitz solchen Zaubers gewesen zu sein – nicht zuletzt dank der Wirkungen, die die verwendeten Salben tatsächlich zeitigten. Die auf das Hexenthema spezialisierte Völkerkundlerin Dr. Margaret Murray beschreibt in ihrem Buch *Witch Cult in Western Europe* verschiedene Rezepte der Flugzauber-Salbe und verweist mit besonderem Nachdruck auf Mixturen, die Ingredienzien wie Aconitin und Belladonna enthielten (die der Eisenhutwurzel und der Tollkirsche abgewonnen wurden), somit Präparate, denen narkotische und halluzinatorische Wirkungen zugeschrieben werden. (Im Schrifttum einiger weniger, scharfsinniger mittelalterlicher Autoren wurde bereits der Verdacht geäußert, die Hexen hätten sich nur eingebildet oder hätten bloß geträumt, daß sie geflogen und auf einem Sabbat gewesen seien. Sogar unter den Hexenverfolgern fanden sich Männer, die später dieser Ansicht beipflichteten – so Sir George Mackenzie, im 17. Jahrhundert Kronanwalt des Königs von Schottland. Da sie aber glaubten, solche Phantasien seien vom Satan inspiriert, wurde der Traum als ebenso schlimm gewertet wie die Tat und infolgedessen die Träumende nicht weniger hart bestraft.)

Selbst eine geringe Dosis Aconitin hat enorm erregende Wirkungen, etwa 5 Milligramm sind tödlich. Die Tollkirsche verursacht Delirien usw. Das Einreiben solcher Substanzen in die Haut wirkt, den Versicherungen von Fachleuten zufolge, kaum geringer als deren Einnahme. So streunten Hexen nächtlicherweile als schwarze Katzen umher oder flogen nackt durch die Lüfte – in ihren von rauschgiftartigen Tollkräutern erzeugten Träumen, die zweifellos aufgrund des allgemeinen Massenwahns und eigener Suggestion angeregt und nachträglich noch stark ausgeschmückt worden sind.

Natürlich würden die eingeschworenen Hexenfeinde von damals eine solche Erklärung kaum akzeptiert oder zumindest eingewendet haben, es handle sich jedenfalls um Machenschaften des Teufels. Und es gab natürlich auch andere Theorien über das Phänomen des Hexenfluges. Manche spielten dabei besonders die Rolle von Dämonen hoch. Danach hätte ein Dämon, und zwar mit Vorliebe der jeweilige persönliche Hausgeist der Hexe, als eine Art Tragtier fungiert und ihr zum Fliegen verholfen. Den Hausgeist sah man überhaupt als Helfershelfer und persönlichen Die-

ner der Hexe. Obwohl auch er selber bösen Zaubers kundig war (zwar nur niederen Ranges, war er doch auch ein Dämon), schien seine Rolle vorzüglich darin bestanden zu haben, die Hexe in ihrer Zaubermacht zu bestärken.

Die meisten Hexen hatten nur einen Hausgeist. Sie hatten einen Hund, eine Katze, einen Hasen oder sogar ein Insekt oder so wenig sympathische Tiere wie Kröten. Über mehrere solcher dämonischer Hausgeister scheinen nur jene angeklagten Hexen geboten zu haben, die nicht ganz arm waren, sich also auch mehrere Haustiere leisten konnten. Geschichten über derartige Hausgeister machten besonders in England Schule, das ja seit jeher als Land der Tierliebhaber und Haustierbesitzer galt. Daß damals die abscheulichsten Kreaturen als Haustiere gehegt wurden, mutet heute vielleicht weniger typisch an. Aber wie auch hätten die von Armut geschlagenen Frauen im England des 15. Jahrhunderts Spinnen, Käfer und selbst Kröten von ihren elenden Behausungen fernhalten können? Den Legenden zufolge wurde der Hausgeist für seine Arbeit belohnt: mit gewöhnlichem Futter oder besonderen Leckerbissen, deren Inbegriff Blut vom Blut der Hexe war. Durfte der Hausgeist Hexenblut saugen, so hinterließ dies an der Saugstelle ein Mal, das (mit dem Teufelsmal nicht zu verwechselnde) „Hexenmal“. Der Zusammenfall von Teufels- und Hexenmal, zusammen mit dem Vorhandensein eines Tieres, wurde als unwiderlegbarer Beweis zur Überführung einer Hexe angesehen.

Als im 15. Jahrhundert Massenwahn und Aberglaube in blutige Hexenverfolgungen einmündeten, gab es ein jedermann gebotenes Mittel, sich vor möglicherweise gefährlichen Hexen zu schützen: Verdächtige wurden der hierfür zuständigen Instanz, der Inquisition, angezeigt. Denunziationen waren an der Tagesordnung. Aber lange bevor es überhaupt eine Inquisition gegeben hatte und auch noch nach ihrem Abtreten vom Schauplatz der Geschichte, waren dem Volke Geheimmittel und Mittel der Privatjustiz geläufig, um den Sendboten des Satans zu begegnen. Volksmund und Überlieferung hatten ihre Gegenzauber bereit – Sprüche, Zaubermittel, Amulette. Man konnte die Hexen mit Peitschen oder Ruten des Holunders oder der Eberesche vertreiben. War solches nicht bei der Hand, so kam man mit Knoblauch, Lorbeer oder Haselnuß genauso ans Ziel. Am besten war Weihwasser. In England wurden als Gegenzauber durchlöchernte Steinamulette getragen; an Türen angebracht, verwehrten sie den Hexen den Zutritt ins Haus. Als Gegenzauber dienten auch „Hexenkugeln“ (aus grünem Glas), die in den Fenstern aufgehängt wurden; ferner unter der Türschwelle vergrabene Messer (da Hexen nicht über kaltes Eisen gehen), Pferdegeschirre und Hufeisen.

Alles mögliche gab es auch, um sich persönlich davor zu schützen, daß man nicht verhext wurde oder dem bösen Blick verfiel. Man machte bei ausgestrecktem Daumen (oder Zeigefinger) und kleinem Finger eine Faust, oder man schob bei geschlossener Faust den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger durch. Der Gegenzauber ging von solchen Gesten bis zum Tragen einer Weste, die in der Christnacht von einer Jungfrau in Satans Namen gewoben worden war. Manche Leute trugen das auf einem Zettel niedergeschriebene Vaterunser im Schuh; andere schworen auf ein Kruzifix, Heiligenbildchen oder Medaillon und trugen diese auf sich; wieder andere machten, wenn sie einer Hexe ansichtig wurden, nur einfach das Kreuzzeichen.

So schützte man sich vor den Hexen. Dabei verschmolzen altüberliefertes heidnisches Brauchtum und christliches Glaubensgut. Da stahl einer einen Dachziegel



Abbildungen einer Anzahl typischer Gesten, von denen man sich einstmals Schutzkraft gegenüber Hexen und Bösewichten versprach. Die Geste ganz oben links symbolisiert das Abschneiden einer Lästerzunge. Oben rechts das Zeichen des Kreuzes. Die Geste in der Mitte links versinnbildlicht die Kastrierung eines Feindes. In der Mitte rechts die „Teufelshörner“; ein in der Symbolsprache des Altertums beliebtes und häufig bei Schutzamuletten verwendetes Zeichen. Links ein Zeichen, mit dem der Priester den göttlichen Segen erlebte und dem auch, wie allen christlichen Symbolen, große Macht im Kampf gegen die Hexerei und Zauberei zugeschrieben wurde.

vom Haus der Hexe, besprengte diesen mit Urin und Salz (Salz spielt in der weißen Magie eine wichtige Rolle) und erhitzte denselben, um einen Zauber aufzuheben. Ein anderer schützte sich, indem er die Dreifaltigkeit Gottes anrief. Und zweifellos wurde – nur um sicherzugehen – oft auch bei christlichen *und* heidnischen Schutzmaßnahmen Zuflucht genommen. Hexenzauber mit Gegenzauber zu lösen, war fast überall verboten, wurde jedoch nur selten streng bestraft. Außerdem wurde, wer einer Hexe mit gleichen Mitteln heimzahlte, kaum je angezeigt.

Des Gegenzaubers Unkundige oder Zweifler freilich fanden bald heraus, daß man die Aufhebung solchen Hexenzaubers am leichtesten im Wege der Einschüchterung erreichte, indem das Leben der Hexe bedroht und ihr zugleich noch etwa – oder auch ausschließlich – eine Tracht Prügel verabreicht wurde. In England mußte eine Hexe „nur“ zu Boden geworfen werden, bis ihr das Blut aus den Augen quoll, und jeder von ihr verhängte Zauber war gebrochen. Desgleichen, sobald ihr Haus in Asche gelegt war. Den besten Schutz vor Hexen verbürgte jedoch trotz allem die christliche Lösung – nicht jener Abart, die sich der erwähnten Amulette, Devotionalien oder Gebetszettel im Schuh befließigte, sondern die sich in einem untadeligen Lebenswandel der Rechtschaffenheit und Wohltätigkeit bewies. Gemäßigte Kreise innerhalb und außerhalb der Kirchen stellten die Nächstenliebe über alle anderen Tugenden. Daher könne keine Hexe einem gütig-barmherzigen Menschen Leid zufügen, wie immer sündhaft er auch sonst sein möge. (Leider gehört es zu den Tatsachen der Geschichte, daß solche gemäßigte Stimmen zu jener Zeit im Lärm der bluttriefenden Inquisition und ihrer an Foltergeständnissen erhärteten Überzeugung, Vorbeugen sei besser als Heilen, untergingen.)

Informationsquellen der Vergangenheit wie auch der Gegenwart stellen die Zauberkünste der einzelnen Hexe und ihres Hausgeistes meistens im Schlagschatten der den Hexen zugeschriebenen Kollektivumtriebe dar. Mit anderen Worten: Der Begriff der Hexe als Zauberin wich (entsprechend der von der Ketzerverfolgung zum Hexenprozeß verlaufenden Geschichte) der Idee der Hexe als Teufelsverehrerin. Und ihrem Satanskult huldigten die Hexen gemeinsam auf dem *Sabbat*.

Dem Wort „Sabbat“ haften viele seltsame Wortableitungen an. Montague Summers führte das Wort auf Sabazios zurück, den alten thrakischen Gott, dessen Kult

In sehr vielen Gemeinschaften der Vergangenheit und der Gegenwart dachte man dem Abdruck einer Hand (wie dies im nebenstehenden Bild rechts veranschaulicht ist) die Kraft zu, wie immer geartete böse Einflüsse fernzuhalten. Die Araber beispielsweise bringen einen Handeindruck an der Mauer eines neugebauten Hauses an und verbinden damit die Vorstellung, das Zeichen werde die Bewohner des Hauses vor bösem Zauber schützen und ihnen Glück bringen.



durch wilde Ausschweifungen gekennzeichnet war. Unter den vielen umstrittenen Theorien, die von Dr. Margaret Murray in ihrem in England vieldiskutierten Buch *The God of the Witches* dargeboten werden, findet sich die Ableitung des Wortes Sabbat vom altfranzösischen *s'esbette*, d. h. Possen treiben. Andere Fachleute, darunter der englische Enzyklopädist Rossell Hope Robbins, halten sich an das Nächstliegende. Der Sabbat – in der Bedeutung des hebräischen Wortes *Schabbath*, das ist der siebente Tag, der Feiertag – sei im Hinblick auf die alte Gegnerschaft zwischen Christen und Juden aufgrund „animoser Assoziationen“ den Hexen zugewiesen worden. Tatsächlich fand sich früher neben Sabbat auch die Bezeichnung „Synagoge des Satans“ oder einfach die „Synagoge“. Von maßgebender Seite (z. B. auch seitens des *Oxford English Dictionary*) wird das Wort Hexensabbat als Ableitung vom jüdischen Sabbat und als Ausfluß des mittelalterlichen Antisemitismus erklärt.

Seltsamerweise scheint jedoch den Hexenversammlungen kein bestimmter Wochentag (der jüdische Sabbat wird am Samstag gefeiert) vorbehalten gewesen zu sein. Vielleicht am häufigsten werden in den Quellen Donnerstag und Freitag genannt. Die Hexen fanden sich aber zu ihren nächtlichen Treffen ebenso bereitwillig an einem Sonntag ein oder wann immer es beliebte. An bestimmten Tagen im Jahr fanden mehr oder weniger regelmäßig besonders großangelegte Versammlungen



Holzschnitte aus dem *Compendium Maleficarum* (1625) des italienischen Dämonologen Guazzo: sie stellen vier Akte des durch das Einweihungsritual auf dem Hexensabbat begründeten Teufelsbundes und der Lossagung von Gott dar. Der Teufel brandmarkt den Initianden mit dem „Teufelsmal“, das er hier mit der Klaue unter dem Lid des Auges anbringt (links). Dem Teufel wird, zum Austausch gegen das Schwarze Buch, die Bibel dargeboten (unten links). Die wegen ihrer Verblendung als Blinde dargestellten Initianden zertreten das Kreuz (unten). Den Abschluß des Zeremoniells stellte man sich in dem als *Osculum infame* bekannten „Schandkuß“ auf des Teufels Hintern vor (Bild rechts).



statt. Während sich die Hexen der Nachbarschaft in kleineren Gruppen vielleicht allwöchentlich zu einem Sabbat trafen, kamen sie durch Hexenritt oder -flug zum Großen Sabbat in Massen. Sabbatfeste dieser Art malte man sich an den Vorabenden bestimmter Hauptfeste im Jahr aus: am 2. Februar (Winterfest, Lichtmeß), am 23. Juni (Frühlingsfest, Vigil des Festes des hl. Johannes des Täufers), am 1. August (Sommerfest, Erntefest) und am 21. Dezember (Herbstfest, hl. Thomas). Natürlich wies der lokale Hexenkult neben inhaltlichen Sonderfärbungen auch zeitliche Abweichungen auf. Im Schottland des 17. Jahrhunderts wurden z. B. der Frühjahrs- und Herbstsabbat abweichend am 3. Mai (Kreuz Christi) und am 1. November (Allerheiligen) zelebriert.

Der Hexenkalender verzeichnet zwei weitere berühmt-berüchtigte Nächte: den 30. April als Vorabend des 1. Mai (des Druidenfestes) und den 31. Oktober, Vorabend von Allerheiligen (der als Kinderfest unter Hexen und Dämonen darbietendem Mummenschanz in Schottland heute noch gefeiert wird). Am Vorabend des 1. Mai fand der *Große Sabbat* schlechthin statt. Er ist als die Walpurgisnacht in den Volksglauben und die Literatur eingegangen – so genannt nach dem Fest der hl. Walburga.

Die Betrachtung früheren heidnischen Brauchtums erhellt die Entwicklung der ganzen Sabbatvorstellung. Nach Ansicht vieler Fachleute vollzog sich die Ausgestal-





Oben eine Aufnahme aus dem Hexenmuseum in Bourton-on-the-Water in Gloucestershire (England). Im Mittelpunkt thront, entsprechend landläufiger Vorstellung, der Teufel in Gestalt eines schwarzen Ziegenbocks, wie er auch angeblich auf dem Hexensabbat zu erscheinen beliebte. Der Versuch, den Teufel aufzurufen, gehörte lange zum Hauptanliegen eines jeden Schwarzkünstlers. Im Bild links Rollo Ahmed, ein Magier, der am Vorabend von Allerheiligen 1954 irgendwo an der englischen Südküste ein Geheimtreffen veranstaltete, um, wie er erklärte, den Teufel zu beschwören. Rechts sieht man den mit einem Überwurf und einer Kapuze verummten Magier innerhalb des magischen Kreises am Werk: er beschwört den Teufel, indem er sich einer Rose, mehrerer Kerzen und einer blonden Frau bedient.

tung dieser Idee ausschließlich in den Köpfen der Hexenverfolger und der dämonologischen Theoretiker des 15. und 16. Jahrhunderts. Tatsächlich war der Sabbat als solcher zunächst unbekannt gewesen. Erst als Zauberwesen und Ketzertum miteinander verquickt wurden und die Hexerei den Charakter der Satansverehrung annahm, erhielt der Sabbat die heute bekannte Ausprägung. Der Sabbat taucht (in den Geständnissen angeklagter Hexen und im Schrifttum) zum ersten Mal und nur vereinzelt im frühen 14. Jahrhundert auf. In der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jahrhundert fehlt es in keinem Hexenprozeß an wollüstigen Schilderungen des orgiastischen Sabbatrituals. Dies war kein Zufall. Denn wollte man das Zauber- und Hexenwesen als Ketzerei bekämpfen, so mußten diese die Form eines organisierten Teufelskultes annehmen. Das Beispiel der Albigenser und Waldenser ist hierfür kennzeichnend.

Da Zauberei und Hexerei dem Wesen nach mit dem Christentum unvereinbar waren, assoziierten die Theologen das Hexenwesen mit einer Vielzahl anderer ketzerischer Ideen und Praktiken. Sie sahen darin Umkehrungen oder Parodierungen christlicher Rituale (wodurch ungewollt die Idee der Schwarzen Messe gefördert wurde). Sie entdeckten darin Elemente anderer Irrlehren und Ketzerkulte, z. B. der Waldenser, denen – wie den Hexen – kultische Orgien angelastet wurden. Und sie sahen schließlich darin die Erneuerung alter heidnischer Kulte – nächtlicher Orgien und Tanzfeste, wie diese den Dionysos und Priapus geweihten Mysterien und Kultspielen der griechisch-römischen Antike eigentümlich waren. Aus Quellen dieser Art erfuhr der Hexensabbat seine Ausgestaltung und erhielt allmählich jenes stark ausgeschmückte Gepräge, das den Erwartungen der Hexenjäger, der Richter und der Masse entsprach. Somit gehen wir jetzt auf das Sabbatritual näher ein, das zu Ende des 15. Jahrhunderts (ungeachtet einzelner durch das Zeugnis gefolterter Häftlinge und überhitzter Ankläger überlieferter Abweichungen) nach einem ziemlich festgelegten Schema ablief.

Zunächst wurden die Hexen und Hexer für eine bestimmte Nacht einberufen. Verheiratete bewirkten durch Zauber, daß ihre Abwesenheit unbemerkt blieb. Sodann trafen sie sich am vereinbarten, immer weitab gelegenen Ort, meistens auf Bergeshöhen, manchmal auch in einer Waldlichtung oder auf freiem Feld. Der



Große Sabbat lockte die Hexen regelmäßig weithin: für Deutschland war es der Brocken, für Frankreich gleichfalls ein Berg, der Puy-de-Dôme in der Auvergne, oder für Schweden die „Blocula“ genannte Festwiese. Dem Sabbat sollten gleichviel männliche wie weibliche Hexen beiwohnen. Überwog ein Geschlecht, so mußten Dämonen einspringen. Selten und zumeist nur bei lokalen Festen im kleineren Zirkel wurden auch uneingeweihte Interessierte zugelassen – zum Ausgleich der Geschlechter oder nur wegen des buchstäblich „höllischen Vergnügens“...

Eine bestimmte Anzahl von Hexen war nicht erforderlich. Manchmal, etwa in einem Dorf, nahmen angeblich keine zehn Hexen teil. Demgegenüber wurde oft von enormen, sicher stark übertriebenen Teilnehmerzahlen berichtet. Dem Geständnis einer Hexe zufolge versammelten sich auf einem Sabbat Mitte des 16. Jahrhunderts in der Nähe von Ferrara 6000 Hexen. Schon im 15. Jahrhundert hatte eine Geständige die Teilnehmer am Sabbat in Valpute (Frankreich) auf 10 000 geschätzt. Und der französische Dämonologe und grimmige Vertreter der weltlichen Gerichtsbarkeit Pierre de Lancre sprach von Sabbatfesten „mit ungefähr 100 000 Satansanbetern“.

Solche Zahlenbeispiele bringen uns einer anderen Frage näher, die von manchen Fachleuten, u. a. auch Margaret Murray, untersucht wurde. Sie vertritt die Ansicht, die Hexen hätten sich in kleineren Gruppen organisiert. Jeder Gruppe hätte – unter der Führung eines Teufels bzw. eines als Teufel Maskierten – zwölf Hexen angehört (eine offenkundige Anspielung auf die zwölf Apostel). Dr. Murray erklärte förmlich, daß in diesen organisierten Hexenbünden „die Anzahl niemals variierte, sondern sich immer auf 13 belief, d. h. zwölf Mitglieder und die Gottheit selbst“.

Seither haben manche andere Autoren diese Ansicht übernommen und als festen Teil der Hexenlegende in Umlauf gebracht. Dies wiederum farbte auf die Sabbatlegende ab. Traf sich eine lokale Gruppe, so war dies bereits ein Sabbat; während sich beim Großen Sabbat mehrere Bünde zusammenschlossen. Daneben sollen diese Hexenbünde auch als organisierte Zentren für den Kampf gegen Gott und die Menschen fungiert haben. Sie spielten – um es anders zu formulieren – eine den im Westen insgeheim agierenden kommunistischen Zellen vergleichbare Rolle. In diesen Zirkeln trafen sich angeblich die Hexen, tauschten gegenseitig ihre Erfahrungen aus, bewirkten gemeinsam machtvollen Zauber und empfangen die Aufträge ihres Meisters. Daneben dienten sie zusätzlich noch dem Kult, der wesentlich die Teufelsverehrung und Orgien einbegriff.

Es steht außer Frage, daß es heute solche Hexenzirkel oder diesen vergleichbare Geheimbünde tatsächlich gibt. Damit meinen wir Leute, die sich selbst Hexen nennen, sich in Gruppen zu 13 zusammenschließen und nackt einen magischen Kreis umtanzen. Und dergleichen mehr. Und gefällt es nun diesen Leuten, ihre Gruppe Orden, Bund oder Zirkel zu nennen, so existieren sie als solche. Was in diesem Sinn für heute zutrifft, ist jedoch für die Zeit des Mittelalters und der Renaissance sehr zu bezweifeln. Dr. Murray selbst räumt ein, es gebe zwar „nur einen einzigen Prozeß, bei dem ausdrücklich von der Zahl 13 die Rede war“ (aus 1662), doch brauche man, meint sie, bei anderen Prozessen nur die Angeklagten zu zählen, um jeweils auf die Zahl 13 zu kommen. Es sind aber nur insgesamt 18 Prozesse bekannt, die 13 Angeklagte aufwiesen. Demgegenüber schätzt Robbins die Zahl der zur Zeit der Hexenverfolgung hingerichteten Opfer auf mehr als 200 000. Dies ergäbe nach Dr.

Murray mehr als 15 000 Bünde – wovon insgesamt nur 18 entdeckt worden wären? Statistisch gesehen, nicht sehr überzeugend, sagt dazu Robbins.

Auch der englische Autor Alex Keiller führte erhebliche Einwände gegen die Art der Verwertung des Quellenmaterials durch Dr. Murray ins Treffen, und andere pflichteten ihm bei. Der englische Historiker G. L. Kittredge stellte rundweg fest: „Es besteht nicht der geringste Beweis dafür, daß sie (die Hexen) überhaupt je organisiert waren, geschweige denn in Gruppen zu 13.“ Dr. Murrays Diskussionsgegner weisen auch auf die Gefahr hin, als Tatsachen wörtlich zu nehmen, was den Häftlingen unter der Folter als Geständnisse abgerungen wurde, in Wirklichkeit aber als vorgefaßte Meinungen der Inquisitoren beurteilt werden müsse. Wer das vorhandene Quellenmaterial selbständig und unvoreingenommen untersucht, wird Dr. Murrays Thesen kaum beipflichten können und auch kaum in Abrede stellen, daß offensichtlich spekulative Tendenzen einzelner Ankläger und Dämonologen zum Ausdruck kamen, wenn man den ketzerischen Hexen auch noch das Sakrileg der blasphemischen Nachahmung Christi und seiner zwölf Jünger unterstellte.

An dieser Stelle möchten wir zur Klarstellung und zur Vermeidung von Fehlschlüssen darauf hinweisen, daß viele der in diesem Kapitel gesammelten Zeugnisse über das Hexenwesen den überlieferten Prozeßprotokollen und dem unter der Folter abgenötigten Beweismaterial entnommen sind. Selbstverständlich akzeptieren die Autoren dieses Material nicht als die „Wahrheit über das Hexenwesen“. Sie akzeptieren es und geben es als Wahrheit dessen weiter, was das Hexenwesen *dem Glauben jener Zeit nach* war. Inquisitoren und Hexenjäger – von scheinheiligen Sadisten, deren es auch genug gab, abgesehen – waren fest überzeugt, daß gewisse Schauerlichkeiten und Blasphemien zum festen Bestandteil der Hexenumtriebe gehörten. In ihren Augen verschwieg daher jede angeklagte Hexe, die nicht reumütig gestand, die Wahrheit und wurde deshalb gefoltert, bis sie das erwünschte Geständnis ablegte. Daß die Angeklagte unschuldig sein könnte, fiel ihnen kaum ein; noch weniger natürlich, daß ihre eigenen Voraussetzungen falsch sein könnten.

So sehr es nun an Beweisen mangelt, daß man damals an die Existenz solcher organisierter Hexenzentren geglaubt hätte, so zahlreich sind die Beweise für den weitverbreiteten Glauben an den eigentlichen Sabbat, dessen Schilderung wir nun fortsetzen können. Wir haben bereits gesehen, wie sich die Hexen versammelten. Im Schein einer Feuerlohe bewegten sich ihre infolge der Flugsalbe fettglänzenden nackten Körper. Oder sie hielten in den Händen schwarze Kerzen, denen man bei der Teufelshuldigung eine besondere rituelle Bedeutung zuschrieb.

Den Satan stellte man sich als persönlich anwesend vor, insbesondere beim Großen Sabbat. Sonst mochte er vielleicht durch einen seiner geringeren Dämonen oder sogar durch einen als Teufel maskierten, bewährten Hexer vertreten gewesen sein, der dann als sein Abgesandter den Vorsitz führte. Der Teufel selbst erschien vorzugsweise in der Gestalt eines schwarzen Ziegenbocks. Manchmal zeigte er sich auch als Dämon: mit den sprichwörtlichen Teufelshörnern, lederartigen Fledermausflügeln und dem Pferdefuß; manchmal trat er auch in menschlicher Gestalt auf, meistens aber pechschwarz, mit furchterregender, gehörnter Maske. Er thronte auf einem schwarzen Sessel oder stand auf einem Altar, umgeben von den Hexen.

Der Teufel eröffnete den Ritus mit der Namensverlesung (aus einem roten Buch, behaupteten Hexen aus Bamberg). Jetzt berichteten (manchen Dämonologen zufolge in einer Art pervertierter Beichte) die Hexen von ihren Umtrieben und Groß-



taten. Waren Hexennovizen zugegen, wurden sie nun eingeweiht und aufgenommen. Dann stellte sich das Hexenvolk in einer Reihe auf, um dem Teufel zu huldigen und ihm Gaben wie z. B. schwarze Kerzen darzubringen, aber vor allem um ihm zum Zeichen letzter Demütigung den Hintern zu küssen. Der von den Theoretikern *Osculum infame* genannte „Schandkuß“ wird praktisch in jedem Sabbatbericht hervorgehoben. Das Kußritual war möglicherweise aus dem Anklagematerial, das gegen die Waldenser und gegen die Ritter des 1312 aufgehobenen Templerordens gesammelt worden war, auf den Sabbat übertragen worden. Vereinzelt überspitzt-verfeinerte Quellen wissen zu berichten, daß der Teufel, dem Janus ähnlich, „unterhalb des Gürtels“ eine zweite Maske trug – vielleicht als Sinnbild einer dualistischen, das Prinzip von Gut und Böse ausdrückenden Doppelnatur (wie sie bestimmten heidnischen Göttern zugeschrieben worden war). Dies alles führt aber schließlich nur zu überflüssigen Komplikationen. Beim Schandkuß war der Symbolgehalt sicher weniger ausschlaggebend als vielmehr die sexuelle Seite, die in diesem obszönen Ritual zum Ausdruck kommt.

Im übrigen schloß die Huldigung auch geläufigere Formen der Unterwerfung wie etwa Verneigung, Verbeugung und Fußfall ein, manchmal auch Tieropfer. Nach dem Huldigungsritual pflegten die Hexen zum Festmahl überzugehen. Manche Dämonologen stellten sich diese orgiastischen Gelage sehr lebhaft vor und schrieben von schwelgerisch-üppigen, mit einem Aphrodisiakum versetzten Weinen und anderen sinnbenebelnden Getränken, von Fleischbergen (deren Herkunft in den Quellen oft auf getötete Kinder zurückgeführt wurde) und ganzen Mengen seltener Delikatessen. Andere Autoren hingegen zeigten sich ängstlich bestrebt, der Zugkraft solcher Ergötzungen entgegenzuwirken, und versicherten, die Hexennahrung sei immer schlecht, stinkend und ekelregend gewesen und habe, wieviel auch gegessen worden sei, nie den Hunger zu stillen vermocht. In einem Punkt stimmen jedoch die meisten Quellen überein: die Hexen aßen einfach hemmungslos und benützten dazu nur selten ein Besteck, nie jedenfalls ein eisernes (denn Eisen mochten die Hexen nicht); auch fehlte regelmäßig Salz, sei es wegen seiner häufigen Verwendung in der weißen Magie, die hier außer Spiel bleiben sollte, sei es um die Schmachhaftigkeit herabzusetzen.



Die oben links neben einer Altarkerze erkennbaren Tiere – Widder und Junghahn – entsprachen den Tieren, die üblicherweise bei Schwarzen Messen wie auch bei Sabbatfesten rituell geopfert wurden. Wie alles, was Gegenstand eines dem Teufel dargebrachten Opfers war, mußten es schwarze Tiere sein. Die Karikatur links stellt Mitglieder des in Großbritannien berühmt-berüchtigten „Hellfire Clubs“ dar – sie waren auch als die „Mönche von Medenham“ bekannt – und zeigt diese bei ihren um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einer Klostersruine abgehaltenen obszönen Meßparodien. Das rechts abgebildete Gemälde von Hogarth stellt Sir Francis Dashwood, den Gründer des Klubs, in Verehrung einer Venus dar. Es veranschaulicht auch eine Anzahl der bei solchen Sakrilegien mit Vorliebe verwendeten Requisiten: den Rosenkranz, ein Meßbuch und einen gestürzten, des Inhaltes entleerten Kelch.



Dem Festmahl folgte der Tanz, ein im Brennpunkt eines jeden Sabbats stehendes Geschehen. Einige Berichtersteller setzten den Tanz dem Mahl voran – vielleicht im Hinblick darauf, daß selbst Hexen mit vollen Bäuchen nicht am besten tanzen. Andererseits nahm man auch an, daß die Reihenfolge von einem Sabbat zum anderen wechselte. Auf jeden Fall war der Tanz von größter Bedeutung. Gelegentlich hieß es, die Hexen hätten sich in den ortsüblichen volkstümlichen Tänzen ergangen. Oft aber war von verschiedenen Reigentänzen die Rede. Dabei sollen die Hexen eine zentrale Figur, den Teufel selbst, ein Phallosymbol oder einen Maibaum, umtanzt haben. Bei einem dieser Tanzreigen tanzten sie Rücken an Rücken, was als besonders unanständig galt. Oder sie tanzten eine Art Kolonnentanz, der an die kubanische *Conga* erinnert. Doch was immer sie tanzten, sie tanzten hemmungslos, völlig zügellos, und steigerten sich dabei – so nehmen die Sachkenner heute an – in einen Zustand höchster Erregung und Hysterie hinein. Die Tänze wurden, gleichfalls von Hexen, mit aufwühlender Musik vorangepeitscht; und da die Mehrzahl aller Berichte die Tanzenden nackt schildert, wäre es nicht erstaunlich, wenn sich solche Sabbatteilnehmer schließlich in einem tranceartigen Erregungszustand befunden hätten, wie dies bei den Naturvölkern zu beobachten ist.

Die Mehrzahl der Fachleute hat im Zusammenhang mit dem Sabbattanz auf die rituellen Kulttänze der Primitiven, aber auch auf die nächtlichen Tanzorgien und Rasereien alter heidnischer Kulte wie etwa die *Saturnalien* hingewiesen. Penne-thorne Hughes, ein moderner englischer Autor, kennzeichnet den Tanz im allgemeinen als „Ursprung allen religiösen, dramatischen, poetischen und mimischen Ausdrucks sowie als ursprüngliches Mittel zur Beschwörung übermenschlicher Hilfe durch die Pantomime“ und weist darauf hin, daß bis zum 17. Jahrhundert auch kirchliche Zeremonien üblich waren, die als Tanzrituale aufzufassen seien. So hätte denn auch der Tanz der Hexen verschiedenen Zwecken gedient. Es fand darin die Verehrung des Teufels Ausdruck. Zugleich stellte er ein Mittel zur Blasphemierung des christlich-kirchlichen Brauchtums und der glaubensstrengen Christen (später der Puritaner) dar. Und schließlich enthemmte der Tanz die Hexen für den nun folgenden Höhepunkt des Sabbats.

An diesem Punkt mündet der Sabbat in eine allgemeine sexuelle Orgie. Bei manchen Sabbatfesten leitete diesen Teil der Veranstaltung der Teufel selbst ein, indem er sich planmäßig mit jeder anwesenden Frau vereinigte. Die meisten Frauen gaben ihren Geständnissen zufolge an, daß der Verkehr mit dem Teufel äußerst schmerzhaft und sein Geschlechtsorgan eiskalt gewesen sei. Sie hätten sich ihm nur in Erfüllung ihrer Hexenpflicht hingegeben. (Auch hier wieder blickt seitens gewisser Dämonologen die Absicht durch, derart nämlich, daß ja niemand den Eindruck gewinne, ein Sabbat sei eine vergnügliche Sache.) Nach solcher Tributleistung gegenüber dem Teufel paarten sie sich untereinander, Hexen und Hexer einschließlich der etwa anwesenden Dämonen, und ergaben sich den zügellosesten geschlechtlichen Ausschweifungen. Dabei lassen es die tendenziösen Schilderungen, wie sie uns aus den Prozeßprotokollen und dämonologischen Traktaten bekannt sind, wahrlich an keiner denkbaren Perversion ermangeln; Inzucht, Sodomie und Bestialität sind an der Tagesordnung eines jeden Berichtes.

Gegen das Morgenrauen krächte dann gewiß irgendwo ein Hahn – das übliche Zeichen für das Ende des Sabbats – und die erschöpften Hexen begaben sich, bis zum nächsten Mal, nach Hause. Der hier geschilderte Sabbatablauf wiederholt sich in den

Prozeßprotokollen und -berichten mit einer schematisch anmutenden, fast stereotypen Regelmäßigkeit. Die Vorgänge variieren kaum; Unterschiede ergeben sich nur im Grad der bei der Beschreibung der Obszönitäten vorwaltenden enormen Übertreibungen. Erst bei den späteren Hexenprozessen begannen sich bestimmte Variationsformen immer regelmäßiger abzuzeichnen. Diese betonten das andeutungsweise schon immer vorhanden gewesene Element bewußter Nachahmung christlicher Rituale. Es gab da ins Böse verkehrte Imitationen kirchlicher Zeremonien wie das Rückwärtsbeten des Vaterunsers; oder der Teufel hielt eine Spottpredigt oder sang Litaneien des Bösen. Und vor allem gab es, laut späteren Dämonologen, eine gottlose Travestie der heiligen Messe. Aus diesen Variationsformen prägte sich allmählich das Konzept eines Schreckensrituals aus – die Schwarze Messe.

R. H. Robbins, der „sprengtuchtige“ Entlarver populärer Formen des Aberglaubens, hat behauptet, die Schwarze Messe, als angeblich historische Realität ausgegeben, sei „eine der größten, intellektuellen Betrügereien, die je der breiten Öffentlichkeit aufgetischt wurden“. Seiner Ansicht nach wurde von späteren Autoren auf die Messe oder Teile derselben parodierende Vorfälle aus der Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert – die jedoch isoliert dastehende Fakten darstellen – zurückgegriffen und mit der den Hexen des öfteren vorgeworfenen Anschuldigung ketzerischer Entweihungen der Hostie in Beziehung gebracht. Dies habe das Material für die spätere Ausgestaltung der legendären Satansmessen abgegeben. Die Schwarze Messe sei tatsächlich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts in einigen überfeinerten Zirkeln in Übung gekommen und erst im 19. Jahrhundert, also lange nach dem Ausklingen des Hexenwahns, recht eigentlich Mode geworden. Die Ausformung in der Praxis habe sich aber weniger aufgrund einer fortlaufend gewachsenen Tradition, sondern vielmehr auf der Grundlage des vorliegenden Quellenmaterials herausgebildet. „Somit war“, erklärt Robbins, „die Satansmesse im Grunde genommen eine Schöpfung der Literatur.“ Und daher erwuchs sie offensichtlich nicht unmittelbar dem Hexenwesen. Dessen ungeachtet galten die Hexen genauso als Satanisten wie die Zelebranten Schwarzer Messen – eine Parallele, die nicht abgewiesen werden kann.

Andererseits werden in Presseveröffentlichungen und daher vermutlich auch seitens der meisten Leser immer wieder das Hexenwesen, die Schwarze Messe und schwarze Magie verwechselt und vermischt. Es scheint daher, um den Preis der wünschenswerten Klarheit, die Mühe einer knappen Wiederholung wert. Schwarze Magie ist okkulte Macht, deren sich der Magier in böser Absicht zu eigensüchtigen Zwecken seiner Selbsterhöhung bedient. Die Schwarze Messe ist eine Parodierung und Pervertierung der Messe und bezweckt die Verhöhnung Gottes und die Verehrung des Satans. Dagegen gehörten zum Hexenwesen, in der Form der Ketzereien des 16. und 17. Jahrhunderts, manche Elemente der schwarzen Magie (nur immer mit anderen Motiven) sowie der Teufelsanbetung, kaum aber die Merkmale einer Schwarzen Messe.

So viel zur genaueren Unterscheidung. Die Schwarzen Messen selbst variieren gewaltig. Bald liegt der Nachdruck der Beschreibungen auf der Seite des Sakrilegs, bald auf jener der Obszönitäten. Schon hieraus ergeben sich starke Abweichungen. (Manche Schilderungen der Populärliteratur tragen noch zur weiteren Verwirrung bei.) Wie weit die Abweichungen gingen, ist z. B. an den Praktiken des Hostienmißbrauchs zu ersehen. Zum Spott verwendete man eine schwarz gefärbte Rübenscheibe oder, anderswo, im Namen des Satans „geweihtes“ gewöhnliches Brot; vereinzelt



Rituale der Schwarzen Messen zeigen die Radierung (links) von Martin van Maele (1911) und der Stich (rechts) von Henry de Walvost (1903). In beiden Darstellungen tötet der als „Priester“ auftretende Satanist ein Kind, dessen Blut den sakramentalen Meßwein ersetzen muß. Das Blut wird in einen auf dem Körper einer Jungfrau plazierten Kelch gefüllt und „konsekriert“. Auf der Fotografie unten sieht man den Altar des Tenat-Tempels aus dem Hexenmuseum in Bourton-on-the-Water mit der darauf liegenden Jungfrau, die offenbar bei der Schwarzen Messe unentbehrlich war.



ging man sogar so weit, Pseudohostien, auf denen der Name des Satans eingepreßt war, herzustellen. Die Entwicklung dieser Praktiken verlief von der Parodie zur Schändung. Es gab Satanisten, die zu einer wirklichen Kommunion gingen und die geweihte Hostie (oft mittels die Speichelabsonderung hindernden Alauns) im Mund behielten, um sie dann in einer Schwarzen Messe zu profanieren. Schon im 15. Jahrhundert soll der Hostiendiebstahl häufig vorgekommen sein, jedoch hauptsächlich für Zwecke der schwarzen Magie, nicht so sehr des Satanskultes.

Der Satanismus und die Schwarzen Messen standen, wie schon erwähnt, als losgelöste Praktiken vom 17. bis zum 19. Jahrhundert in Übung. Die Rituale wurden hauptsächlich in Kreisen veranstaltet, die nach neuen Nervenkitzeln verlangten. Dies traf zumindest bei den Mitgliedern des berühmten „Hellfire Club“ (des Höllenfeuer-Klubs) zu. Tatsächlich gab es verschiedene solcher Klubs in ganz England, Schottland und Irland. Nirgends aber war der Betrieb so rege wie, um die 1720iger Jahre, in vornehmen Häusern Londons. Montague Summers ergeht sich in dunklen Andeutungen über Schwarze Messen, die um 1730 herum in einem Dubliner Hellfire-Klub veranstaltet wurden. Im 19. Jahrhundert haben Oxfordster Studenten die Idee aufgegriffen und neu belebt. Summers berichtet jedenfalls von einer Schauergeschichte, die er für wahr zu halten scheint. Danach soll ein Student und Teufelsanbeter von der Hand eines offenbar zeremoniell beschworenen Dämons getötet worden sein. Ein satanistischer Klub soll auch – wieder laut Summers – 1912 in Oxford zusammengetreten, ein anderer 1934 in London gegründet worden sein.

W. B. Seabrook, ein amerikanischer Gegenwartsautor, behauptet, Schwarze Messen in New York, Paris, Lyon und London erlebt zu haben. (Wie Summers verquickt er jedoch Zauberei und Hexenwesen mit der Schwarzen Messe.) Klar tritt in seinem Bericht das Grundkonzept zutage. Die Schwarze Messe erfordert neben einer geweihten Hostie die Beteiligung eines abtrünnigen Priesters, einer Prostituierten und einer Jungfrau. Nackt liegt die Jungfrau auf dem Altar ausgestreckt, über ihr ein nach unten gerichtetes Kreuzifix. Es wird – auf Teile beschränkt und von hinten nach vorne – die Messe gelesen. Dabei wird „gut“ durch „böse“ ersetzt, und der Satan steht für Gott. Die Prostituierte dient als Altardienerin und assistiert dem Priester. Ein Weinbecher – der Kelch – wird in Brustmitte der Jungfrau aufgestellt



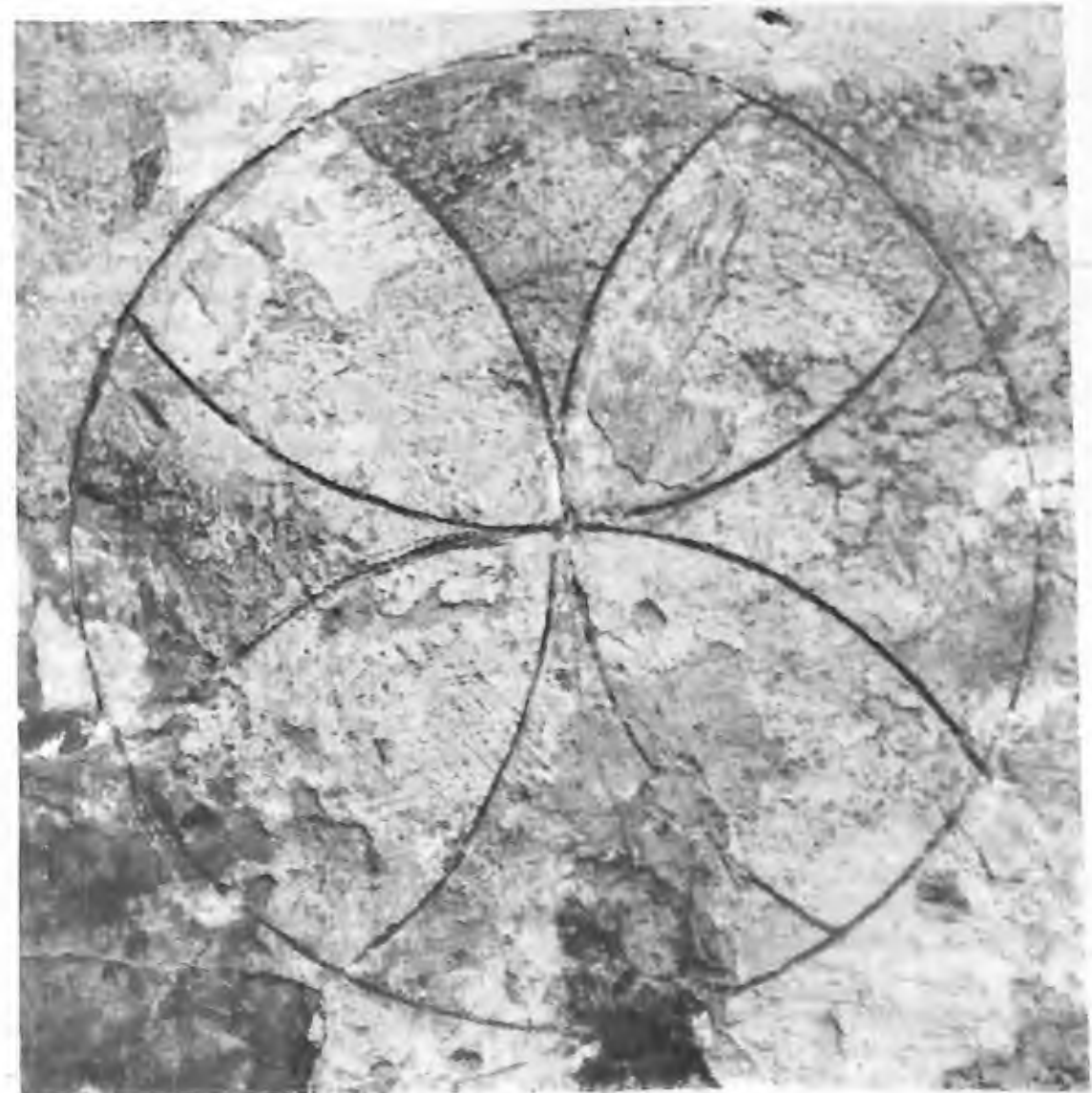
und ihr Leib mit Wein besprengt. Die Hostie wird nicht wie beim Meßopfer emporgehoben, sondern nach unten versetzt und in einer (von Seabrook näher nicht erklärten) Art und Weise entweiht und geschändet.

Andere Quellen bezeugen abweichende Versionen. Manchmal wird die Schwarze Messe in verfallenen Kirchen veranstaltet, manchmal auch in Kellern oder gewöhnlichen Zimmern. Eine Jungfrau gehört zum Ritual, doch bleibt diese, wie Marquis de Sade in seiner in *Justine* dargestellten Schwarzen Messe es beschrieb, selten unberührt. Die verschiedensten Surrogate ersetzen das Weihwasser und, laut Seabrooks Bericht, mancherlei ekelhafte Mixturen den Wein. Ein grausiges Zeremoniell wird von Julian Franklyn, einem modernen englischen Autor, beschrieben:

„Die Schwarze Messe wird um Mitternacht in den Ruinen einer verfallenen Kirche von einem abtrünnigen Priester unter der Assistenz öffentlicher Prostituerter abgehalten. Der Priester trägt einen schwarzen Chorrock und brennt schwarze Kerzen nieder. Das geweihte Brot wird mit menschlichen Exkrementen besudelt. In dem Weihwasser muß zuvor ein neugeborener, ungetaufter Bastard ertränkt worden sein. Der Altar ist mit Eulen, Fledermäusen, Kröten und anderen Unglück verheißenden Kreaturen dekoriert. Mit vorgeschobenem linkem Fuß zelebriert der Priester die römisch-katholische Messe, indem er diese von hinten nach vorne liest. Danach stürzen sich die Teilnehmer in Orgien und Exzesse jeder Art. Meistens wird ein Kruzifix zertrampelt und angespitten. Vor dem Altar kommt es zu sexuellen Perversionen.“

Zu diesem Bericht darf nicht unerwähnt bleiben, daß J. Franklin nicht behauptet, eine solche Zeremonie je gesehen zu haben. Er selbst bezweifelt, ob sich Sakrilegien dieser Art je abgespielt haben, und meint, die Zugkraft von derlei Dingen liege hauptsächlich in den dem Zeremoniell folgenden Orgien. „Auch würde sich“, so fügt er hinzu, „keine auch nur einigermaßen gesunde Person mit einem solchen Kult anfreunden können.“ Daß aber auch heute noch Schwarze Messen der einen oder anderen Art abgehalten werden, steht für ihn und viele andere Sachkundige fest. Tatsächlich gibt es manches, was für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht. Beispielsweise entdeckte im Jahre 1964 ein presbyterianischer Geistlicher in Ayrshire (Schottland), daß in einer seit dem 17. Jahrhundert verfallenen Kirche Schwarze Messen

Eine Schwarze Messe war im März 1963 in einer Kirche in Bedfordshire (England) abgehalten worden. Zur Vorbereitung derselben hatte man die Gebeine einer Frau auf dem Boden des Kircheninneren ausgelegt (Bild links) und zu diesem Zweck deren Grab geschändet (rechts). Ein keltisches Kreuz prangte in Rot auf einer der Kirchenwände (unten). Wie später ruchbar wurde, hatten 13 Personen der Messe beigewohnt und das liturgische Zeremoniell durch das Rückwärtsbeten des Vaterunsers und die Einnahme gestohlener Hostien und gleichfalls gestohlenen Meßweins parodiert. Auch hier hatte die Opferung eines Hahnes auf dem Altar die gotteslästerliche Zeremonie beendet.



abgehalten wurden. Als Beweisindizien fanden sich neben einer arg zugerichteten Bibel ein zerbrochener Meßkelch und ein abwärts weisendes Kreuz, das an der Altarwand mit Kreide eingezeichnet war. Im Jahre 1963 schrieb Prinzessin Irene von Griechenland (Gemahlin des Prinzen Peter, der Anthropologe ist) für eine englische Zeitung eine sensationelle Geschichte über eine Schwarze Messe, die sie persönlich in einem Pariser Keller mitangesehen hatte. Dabei war ein schwarzer Jungfrau rituell geopfert worden.

Die Schwarze Messe soll in Südengland besonders im Schwange sein. Solche Praktiken lieferten im Jahre 1963 Schlagzeilen anlässlich einer Friedhofsschändung in Bedfordshire. Den Pressemeldungen zufolge waren mehrere Gräber, die sich auf dem Kirchhof einer aus dem 10. Jahrhundert stammenden, verfallenen Kirche befanden, geöffnet und die Überreste einer ausgegrabenen weiblichen Leiche auf dem Altar der Kirche gefunden worden. Überdies entdeckte man an die Mauer gemalte Kreuze und die Überreste eines offenbar geopfert Hahnes. Eine Friedhofsschändung ähnlicher Art ereignete sich 1964 in Sussex (England). In diesem Fall antwortete der Geistliche der Pfarrgemeinde mit einem machtvollen Bannfluch gegen die Grabschänder. In der folgenden Nacht wurde, wie in der Presse verlautete, der Schaden zum Großteil wieder gutgemacht. Die Grabsteine standen wieder aufrecht da, der Schutt war weggeräumt, die Zeichen der Schwarzen Messe waren ausgelöscht. Ob nun aber der Vorfall tatsächlich auf Zerstörungswut – wie die Mehrheit annahm – oder auf satanistische Umtriebe zurückzuführen ist, läßt sich schwer feststellen. Jedenfalls stellte sich später heraus, daß die Polizei die Ordnung wieder hergestellt, freilich auch der Pfarrherr seinen Bannfluch wieder gelöst hatte.

Wohl möglich, daß Schwarze Messen, Hexentreffen und Hexentanz im Zauber einer Feuerlohe in unserer Zeit vorkommen. Jedenfalls scheint davon niemand im Ernst betroffen zu sein. Die Behörden greifen gegen Hexen nur im Fall von Gesetzesbrüchen ein, z. B. bei Verletzung der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit. Selten werden Hexen zur Rechenschaft gezogen, nur weil sie Hexen sind oder sich so nennen. England schaffte im Jahre 1951 die bestehenden Gesetze über das Hexenwesen ab. In Westdeutschland kennt das Gesetz keine Hexen; dagegen wurde in den 1950iger Jahren ein regelrechter Feldzug zur Aufklärung gegen den Hexenaberglauben durchgeführt. Die Zahl der hauptsächlich in ländlichen Gegenden lebenden „Hexen“ wurde auf 60 000 geschätzt. Die meisten Staaten der USA haben ihre alten Hexengesetze aufgehoben und nur noch Gesetze gegen betrügerische Medien und Wahrsager zum Schutze der Gutgläubigen beibehalten. Ebenso Frankreich. Kurzum, dem alttestamentarischen Gebot: „Sie (Zauberer, Wahrsager und Totenbeschwörer) sollen getötet werden“ (3 Mos. 19, 26 und 20, 27), schenkt kaum mehr jemand Beachtung. Wenige Jahrhunderte zuvor waren unter diesem Motto in Europa und Amerika Hunderttausende von Menschen zu Tode geführt worden. Bevor wir aber auf die unselige Zeit der Hexenverfolgung eingehen, müssen wir uns fragen: Wie konnte es überhaupt zu diesem Massenwahn kommen?

Frühe Gesetze gegen das Hexenwesen waren, wie gesagt, tatsächlich Gesetze gegen die Zauberei. Sie waren weder besonders streng, noch wurden sie streng gehandhabt. Schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts waren Wahrsagung, Beschwörung und dergleichen durch Konzilsbeschluß verboten worden, doch erst seit dem 15. Jahrhundert zog Zauberei die Exkommunikation nach sich. Rigoroser ging man erst vor, als man das Zauber- und Hexenwesen in untrennbarer Einheit mit dem Satanskult

und der Leugnung Gottes und der christlichen Glaubenslehren verquickt zu sehen begann. Dieser Vermischungsprozeß wurde nach heute vorherrschender Meinung von den Inquisitoren selbst ausgelöst. R. H. Robbins sagt: „Hätte es die Inquisition und ihre der Aufspürung und Bestrafung religiöser Irrgläubigkeit dienenden Tribunale nicht gegeben, so hätte kein Mensch wegen Hexerei sterben müssen.“

Dies mag zu extrem formuliert sein; schließlich kannte und benutzte ja – wie wir gesehen haben – auch das Volk Mittel und Wege, das Gesetz in Gang zu bringen, wenn sich wer immer von einem Sendboten des Teufels verhext fühlte. Dies ändert jedoch nichts am Grundsätzlichen. Die zur Verfolgung der Feinde der Kirche gegründete Inquisition erschuf sich weitgehend die Gegner, die sie verfolgte (obgleich natürlich nicht alle).

Ungefähr um 1200 herum wurden, damals noch vom Vatikan selbst, die ersten Inquisitionstribunale eingesetzt. Damals war die Kirche, so könnte man sagen, von Ketzern umgeben und durchsetzt. Ihre Stellung war unsicher. Antiklerikale Strömungen regten sich überall, zum Teil infolge der zerrütteten Moral in den Reihen des Klerus, zum anderen Teil wegen dessen autoritären Methoden. (Klagen gegen den zuchtlosen Klerus finden wir im Schrifttum vieler profilierten Zeitgenossen und glaubensstrenger Christen, z. B. seitens des hl. Bernhard, des hl. Bonaventura und der hl. Katharina von Siena.) Dazu kamen die heidnischen Glaubensreste aus der Römerzeit sowie der wachsende Einfluß des heidnischen Ostens und der arabischen Welt. Die doktrinäre Vormachtstellung der Kirche geriet ins Wanken. Die Menschen begannen, Fragen zu stellen. Und die selbstgegebenen Antworten waren ketzerisch.

Ketzerische Sekten wurden gegründet und zunächst von den lokalen Kirchenbehörden verfolgt. Dann schuf eine Reihe päpstlicher Bullen zur Untersuchung und Überprüfung häretischer Umtriebe und Lehren die Inquisition. Nach ihrer ersten Bewährungsprobe in kleineren Aktionen sagte die Inquisition zu Anfang des 13. Jahrhunderts den insbesondere in Südfrankreich verbreiteten Albigensern den Kampf an. Diese Manichäersekten, die an einen dualistischen, Gut und Böse verkörpernden Gott glaubte, wurde in einem wahren Kreuzzug praktisch ausgerottet. Gleichzeitig ging es gegen die ursprünglich gleichfalls in Südfrankreich heimischen Waldenser, einen Zweig der Katharer, die u. a. als letzte Glaubensinstanz nicht den Papst, sondern nur die Bibel anerkannten. Flüchtlinge gründeten Waldensergemeinden in Piemont und verbreiteten sich in Italien und auch Deutschland. Zu Ende des 15. Jahrhunderts gedachte die Inquisition nochmals, sich ihrer zu entledigen – nicht nur als Ketzer, sondern jetzt auch als Hexer. Vereinzelt auftretende Hexenverfolgungen durch die Inquisition können bis 1245 zurückverfolgt werden. Vielleicht die erste Hexenhinrichtung spielte sich 1275 in Toulouse ab. Die des Umgangs mit dem Teufel bezichtigte Frau wurde von der Inquisition zum Feuertod verurteilt. Im 14. Jahrhundert verfiel (angeblich aus politischen Hintergründen) der reiche Templerorden der französischen Inquisition. Die Templer wurden – wie später die Hexen – des Teufelskultes (einschließlich des „Schandkusses“), der Profanierung heiliger Gegenstände und dergleichen mehr überführt. Die Inquisition hatte im 14. Jahrhundert die ketzerischen Hauptströmungen niedergedrückt. Ihre Feinde waren vernichtet oder in Auflösung begriffen. Aber man fand nicht mehr zu der einstigen toleranteren Haltung zurück. Man sah nun eine Fortsetzung und den Inbegriff des Heidentums und – schlimmer noch – eine ständige Bedrohung für die Kirche im



Zauberwesen. Die Theologen sahen in der Magie den Teufel am Werk, verfaßten eine Unmenge dämonologischer Werke und schufen damit eine neue Form der Ketzerei. Die Inquisition hatte ein reiches Betätigungsfeld vor sich und trat in volle Aktion.

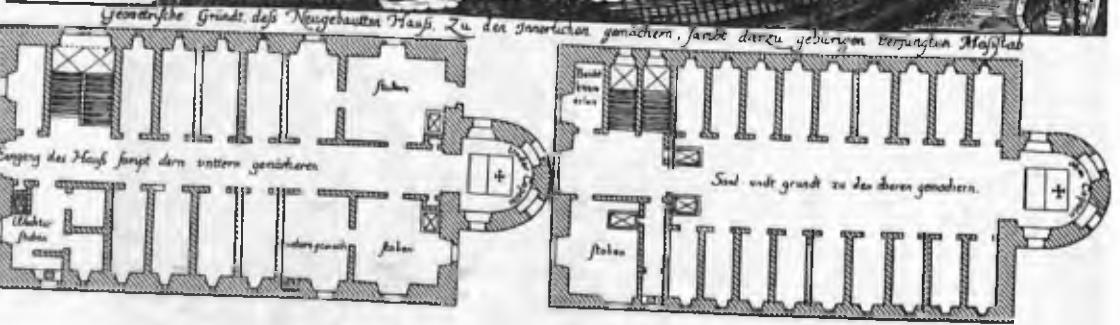
Das dämonologische Schrifttum schuf die Vorlage dessen, was die Inquisitoren zu hören wünschten. Das Hauptwerk und ein vom Haß gegen die Frau geprägtes Buch des Schreckens war der *Malleus Maleficarum*, der „Hexenhammer“, der erstmals 1486 als ein „Handbuch für Hexenverfolger“ erschienen war, und wie Robbins es formulierte, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts unter Katholiken und Protestanten „in nahezu gesetzgleicher Geltung“ stand. Im Hexenhammer und in ähnlichen Werken waren alle möglichen magischen und satanistischen Hexenpraktiken (wie wir diese zum Teil geschildert haben) zusammengefaßt und als Tatsachen beschrieben, unter Einschuß der zur Überführung der Hexen geeigneten Foltermaßnahmen. Die Inquisitionsgerichte sind vielleicht ursprünglich als Untersuchungskommissionen gedacht und eingesetzt worden. Allein ihre Untersuchungsverfahren wurden völlig einseitig geführt. Es war ein gausames Spiel gegen die Angeklagten mit falschen Würfeln. Die Richter setzten ohne Unterschied die Schuld einer angeklagten Hexe voraus. Zu beweisen war – anstatt der Schuld – die Unschuld, wofür es fast keine Chance gab. Ankläger und Richter gehörten der Inquisition an. Eine Verteidigung war ausgeschlossen; denn wer Ketzerei verteidigte, machte sich mitschuldig. Da die Folter als Zwangsmittel der Inquisition im Jahre 1257 durch Innozenz IV. sanktioniert und seitens späterer Päpste bestätigt und noch verschärft wurde (und bis 1816 nicht aufgehoben wurde), bediente man sich regelmäßig der Tortur.

Unter der Folter wurden Geständnisse abgepreßt, obwohl dies eigentlich unnötig war. Das sogenannte Beweismaterial, mit dem den Hexen der Prozeß gemacht wurde, genügte in der Regel für den Schuldspruch. Die Denunziation erfuhr einen Auftrieb sondergleichen, oft genügten auch schon vage Verdächtigungen und übles Gerede. Jedes seltsame oder unerklärliche Gebaren war für die Behörden ebenso wie für die hexengläubige Öffentlichkeit bereits ein Indiz für Hexerei. Verspritzte eine Frau Wasser in der Luft, so war sie schon eine Hexe, die durch Wetterzauber einen

Der deutsche Holzchnitt aus dem 16. Jahrhundert ganz links gibt einen Begriff von den in peinlichen Sachen des Bamberger Halsgerichtes gebräuchlichen Folterwerkzeugen und -methoden. Ein weites Betätigungsfeld ergab sich gegenüber den Hexen. Der holländische Holzchnitt (1554) links zeigt eine torturgerechte Streckung, wobei ein Gerichtsschreiber mit der Protokollierung des abgepreßten Geständnisses befaßt ist. Rechts sieht man, auf einem dem 17. Jahrhundert entstammenden deutschen Kupferstich, die spanische Inquisition bei der Tortur: der Gefangene wird, auf das Rad gespannt, über einem Feuer langsam gedreht. Der unten abgebildete französische Holzchnitt aus dem 16. Jahrhundert zeigt eine „Wasserprobe“. In einen Sack eingnäht wird die angeklagte Hexe ins Wasser geworfen. Die Probe war zweischneidig: wer schwamm, galt als der Schuld überführt; Unschuldige dagegen versanken.



Wahrheit und Eigentliche Contrafactur des Newgebaulichen Bambergischen Malefiz Hauß, Welches zur Abstraffung und Befehlung derer von Gott endwichenen und verläugneten bößhaftigen Menschen der verdampften Räuberg und übelthättern in diesem Hauß fündten 1627 Jahr in Monat März angefangen und nachfolgenden Augustus ist außgebaut worden.



Handwritten text in French, likely a transcription of a document related to witch trials or a confession. The text is written in a cursive hand and includes names and dates.

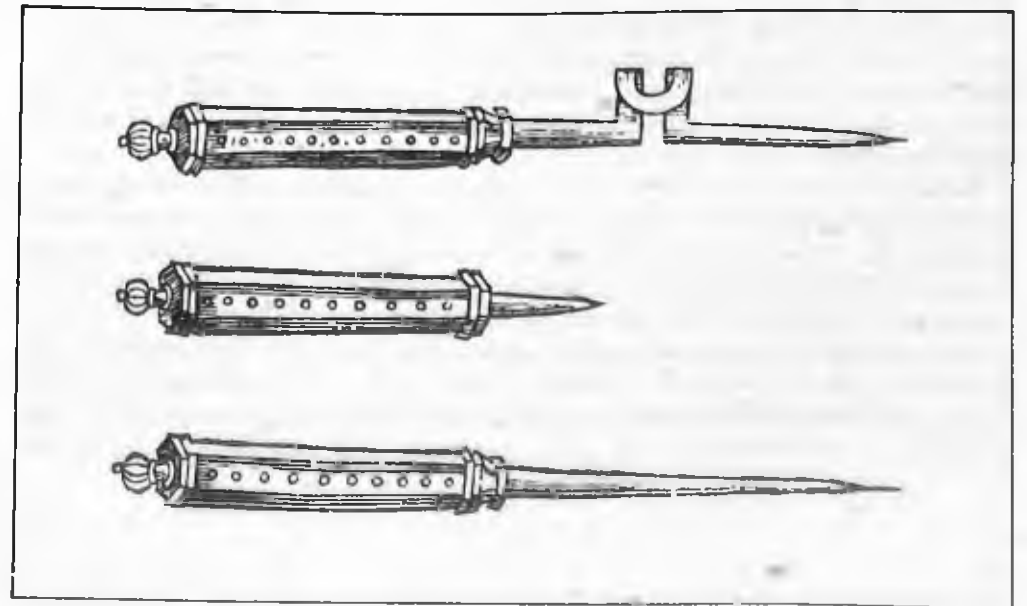
Zeugnisse des Hexenwahns aus dem 17. Jahrhundert. Der mit 1627 datierte Druck (oben) gibt Ansicht und Grundrisse des „Malefiz-Haus“ genannten Hexengefängnisses in Bamberg wieder. Es enthielt neben den Gefangenzellen u. a. eine Kapelle, eine Folterkammer und die „Richterstuben“. Links ein Urkundenbeweis eines „Teufelspaktes“, angeblich verfaßt und unterzeichnet von Urbain Grandier, Priester in Loudun (Frankreich), der im Jahre 1634 überführt wurde, einen Konvent verhext zu haben. Rechts Darstellungen dolchartigen Werkzeugs, mit dem man durch die Stichprobe die unsichtbaren, angeblich völlig unempfindlichen Teufelsmale am Körper der Hexen aufzuspüren pflegte. Unten ein raffiniert entwickeltes Instrument, das, mit zurückschnappbarem Stichteil versehen, beim Ansetzen an die Haut zurückschlitt und weder Schmerzen noch Blutungen verursachte, aber das Opfer als Hexe überführte.

Sturm zu beschwören versuchte. Häßliche Greisinnen und mißgestaltete Menschen jeden Alters galten als besonders verdächtig, ebenso aber – da sie zu „behexen“ verstanden – hübsche junge Mädchen.

Hielt die Angeklagte ein Haustier bei sich, so galt dies als unfehlbarer Beweis für ihre Hexenschuld. Die Suche nach dämonischen Hausgeistern trieb makabre Blüten. Oft wurden die Angeklagten, meistens nackt, in einem leeren Raum an einem Stuhl festgebunden und durch ein Guckloch hindurch auf den Besuch eines Dämons hin beobachtet. Spinne, Käfer oder Maus (oder sonst ein Tier, das sich bei der damaligen Ungezieferplage mit größter Wahrscheinlichkeit einfand) wurde als der persönliche Dämon der Hexe betrachtet; insbesondere, wenn das Tier nicht gefangen und getötet werden konnte.

Die Theoretiker entwickelten die verschiedensten beweiskräftigen Proben, die dem Wesen nach Gottesurteile waren. So mußten sich die Angeklagten z. B. der Wasserprobe unterziehen. Die Theorie lief darauf hinaus, daß, wer schwamm, eine Hexe war (weil das Wasser eine Satansdienerin verschmähen würde, wie diese das Taufwasser verschmäht hatte). Daher war unschuldig, wer sank – und damit höchst wahrscheinlich ertrank. Die Angeklagten wurden an einem Seil in die Teiche oder Flüsse geworfen, damit eine Unschuldige allenfalls herausgezogen werden könne. Da aber meist die Schuld vorausgesetzt wurde, traf man selten ernste Rettungsvorkehrungen. Die Angeklagten wurden regelmäßig an Armen und Beinen kreuzweise gefesselt. Daher waren es (außer in der Legende) nur wenige, die schwammen; aber auch nur wenige, die nicht ertranken.

Die Wasserprobe wurde im 17. Jahrhundert offiziell abgeschafft. Dessen ungeachtet stand sie bei der hexengläubigen Menge weiterhin im Gebrauch. Nicht weniger gebräuchlich war die Suche nach Hexen- und Teufelsmalen. Als Hexenmal galt irgendein Auswuchs, eine Warze oder ein warzenähnliches Gebilde, das – so glaubte man – dem Hausgeist zum Saugen diene. Im Unterschied dazu war das Teufelsmal alles mögliche – Muttermal, Narbe, Warze und Verunstaltungen jeder Art – und galt als unauslöschliches Zeichen, mit dem der Teufel die Seinen bei der Initiation brandmarkte. Die Hexenprozesse führten diesbezüglich zu scheußlichen Auswüchsen. Zahllos sind die Geschichten von alten, vorzugsweise aber jungen Frauen, die



in einem überfüllten Gerichtssaal oder auf einem öffentlichen Platz, völlig entblößt, auf die verräterischen Male hin untersucht wurden. Da es kaum einen Menschen ohne irgendeinen körperlichen Makel gibt, kamen die lüsternen Verfolger meistens an ihr Ziel.

Zum Aufspüren eines Teufelsmals wurde, besonders an Muttermalen, Leberflecken und dergleichen, die *Stechprobe* vorgenommen und diese Methode bis zur Raffinesse entwickelt. Ein Teufelsmal galt als schmerzunempfindlich und blutete nicht. War dies der Fall, war die Hexe überführt. Damit aber auch Leute ohne Schönheitsfehler verdächtigt werden konnten, gelangte man zur Ansicht, manche Teufelsmale seien unsichtbar und nur durch die Stechprobe zu entdecken. Heute ist allgemein bekannt, daß manche Hautstellen verhältnismäßig schmerzunempfindlich sind und sich eine gesunde Haut über einer eher kleinen Stichwunde ohne Blutungen schließt; bekannt ist auch, daß Hautmale wie Narben und dergleichen weniger schmerzintensiv sind. So erscheint denn auch verständlich, daß eine von Männerhand öffentlich entblößte und zwecks „besserer“ Suche am Körper rasierte Frau in ihrem Schockzustand – zumal sie vorher noch oft gequält worden war – den schicksalhaften Stich tatsächlich nicht spürte, nicht einmal auf unvernarbter Haut. Der Gipfel des Zynismus wurde aber auf der Höhe des Hexenwahns durch eine Erfindung professioneller Hexenspürer erreicht, die ein Stechinstrument mit einem hohlen Griff entwickelten, so daß der Stechteil am Hautwiderstand zurückschnappte und somit zwar keine Schmerzen verursachte, aber die Hexenschuld erwies.

Vermutlich der abscheulichste aller Hexenjäger war Matthew Hopkins, der seine Tätigkeit im protestantischen England des 17. Jahrhunderts entfaltete. Und wie hätte ein Sadist seines Schlages sein Ziel verfehlen können, nachdem doch schon die Anklage genügte und das fingierte Beweisverfahren, das auf hoffnungslosen Beweisproben und unter der Folter abgepreßten Geständnissen beruhte, den puritanischen Richtern annehmbar erschien. Er begründete seinen traurigen Ruhm, indem er im Prozeß von Chelmsford in Essex 32 Menschen ans Messer lieferte. Danach bereiste er, zusammen mit mehreren Assistenten, das Land (oft über Ansuchen der Lokalbehörden), stets auf der Suche nach Hexen, die er, wohin immer er sich wandte, auch fand. Er bevorzugte die Wasser- und Stechprobe. Überdies verhängte er Hungerkuren, Schlafentzug und andere Quälereien. Er soll in den eineinhalb Jahren seines Wirkens mehr Hexen dem Tod überantwortet haben als alle übrigen Hexenverfolger Englands in den 160 vorangegangenen Jahren. Da er jedoch sein Wüten allzusehr auf die Spitze trieb, begannen die Richter an seiner ehrlichen Gesinnung zu zweifeln und verdächtigten ihn des Sadismus. Vierzehn Monate nach seiner ersten anklägerischen Großtat wurde er gezwungen, sich zurückzuziehen. Er starb ein Jahr später an Tuberkulose.

In England waren niemals förmliche Inquisitionsgerichte eingesetzt worden, und die englische Gerichtsbarkeit hatte der Folter im allgemeinen ablehnend gegenübergestanden. Daher kam es denn auch bei weitem nicht zu soviel Hexenhinrichtungen wie auf dem europäischen Festland. Im übrigen wurden die Hexen in England gehängt, nicht verbrannt. Auch dies war ja schließlich schrecklich genug.

Im folgenden geben wir nun, gestützt auf die verschiedensten Quellen der christlichen Welt des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, einige selbstverständlich unvollständig bleibende Anhaltspunkte, wie sie für einen Hexenprozeß jener Zeit typisch waren.

Zunächst bedurfte es einer verdächtigen Person. Selten wurden mehrere Menschen zusammen angeklagt. Meistens richtete sich die Anklage nur gegen eine Person, die dann unter Druck gesetzt wurde, weitere Verdächtige anzuzeigen. Oft genügte schon das Zeugnis bzw. die Denunziation eines Dritten, daß jemand eingesperrt wurde. (Auf der Höhe des Hexenwahns verdächtigten sich die Hexengläubigen gegenseitig allen Ernstes der Hexerei. Ebensooft aber waren gehässige Nachbarn, bezahlte Denunzianten oder sensationslüsterne Halbirre am Werk. Männer beschuldigten ihre Frauen, Kinder ihre Eltern. Oder Kinder wurden verleitet, sich als verhext zu geben und dementsprechend zu gebärden, damit dann auf Kindermund hin Unschuldige beschuldigt werden konnten, die Kinder verhext zu haben. Eine traurige Berühmtheit hat zu Ende des 17. Jahrhunderts die amerikanische Kleinstadt Salem in Massachusetts erlangt. Dort verursachte eine Gruppe angeblich verhexter Mädchen mit ihren Beschuldigungen den Tod von 22 Menschen, und zwar von wohlhabenden Bürgern und Geistlichen – nur „zum Spaß“, wie später eines der Mädchen eingestand. Natürlich ergab sich hier für Erpresser, Rachedurstige und Geistesgestörte ein geradezu unbegrenztes Betätigungsfeld.)

Waren die Verdächtigten einmal dingfest gemacht, so erwartete sie dann die peinliche Befragung durch das Gericht. Sie wurden über ihre Hausgeister, über ihren Bund mit dem Teufel und über das Treiben auf dem Sabbat ausgefragt. Sie wurden geheißen, sich der Ketzerei schuldig zu bekennen und die Namen ihrer Komplizen anzugeben. Bekannten sie sich der Hexerei nicht schuldig, so wurden sie nackt ausgezogen und auf die belastenden Male hin untersucht. Gestanden sie dann noch immer nicht, griff man zu anderen Mitteln. Soweit diese in Kerkerhaft bei Wasser und Brot, Schlafentzug und dergleichen bestanden, handelte es sich um verhältnismäßig noch harmlosere Roheiten.

Wahre Geschichten des Grauens, die in die Annalen der Hexenverfolgung und -tortur eingegangen sind, spielten sich im 17. Jahrhundert in Bamberg ab. Kam man mit der Peitsche oder aufgenötigter Nahrung (beispielsweise von Heringlake) nicht ans Ziel, so bediente man sich in brutalster Weise der Daumenschrauben, spanischen Stiefel und der berüchtigten mit Eisenhäkchen versehenen Ruten. Mit Schwefel wurden Armhöhlen und Leistengegend des Opfers von Haaren freigebrannt, man tauchte die Hexen in siedendes Kalkwasser und schnitt oder riß ihnen einzelne Glieder oder die Brüste weg. Die Opfer wurden, an den Handgelenken gefesselt, hochgehißt und durch Anhängen von Fußgewichten gestreckt. Man ging ihnen mit Feuer und glühenden Eisen zu Leibe. Solche Tortur galt, wie der französische Kronanwalt Jean Bodin zu Ende des 16. Jahrhunderts schrieb, noch immer als mild – im Vergleich zu den Höllenqualen, die die Hexen im Jenseits erwarteten.

Die Folter sollte die Zunge des Opfers lösen, damit es gestehe und andere anzeige. Das in der Folterkammer abgepreßte Geständnis mußte vor dem Gericht wiederholt werden: so kam das Geständnis „freiwillig“ und aus eigenen Stücken zustande. Wurde es dort etwa zurückgenommen, verfiel das Opfer neuerlich der Folterkammer. Ein erschütterndes Dokument ist der Nachwelt in Form eines Briefes, der 1628 aus dem Bamberger Gefängnis geschmuggelt wurde, erhalten geblieben. Der Verfasser schrieb, des Scheiterhaufens gewärtig, mit zerquetschten Händen und ausgerenkten Gliedern aus tiefster Todesqual und Seelennot an seine Tochter. Er schildert die Folterungen, die er erleiden mußte, und erklärt die ihm unter der Folter abgerungenen Geständnisse als aufgezwungene „Lügen und Erfindungen“. „Gott im

Himmel weiß, daß ich nicht das geringste davon weiß. Ich sterbe unschuldig und als ein Märtyrer.“

So starben Hunderte allein in Bamberg. Die Hinrichtung war der übliche Ausgang eines Hexenprozesses. Die Hexen endeten in ganz Europa auf dem Scheiterhaufen, mit Ausnahme von England, wo sie (zum Unterschied auch von Schottland) gehängt wurden. In Amerika wurde manchmal „nur“ geächtet oder des Landes verwiesen, ebensooft aber gleichfalls gehängt. Die Verbrennungen wurden in der Öffentlichkeit vollstreckt und arteten, insbesondere bei Massenexekutionen, ihrerseits zu ungeheuerlichen Volksschauspielen aus. Die wenigen Hexen, die (zu Beginn oder nach dem Abflauen der Massenpsychose) der Hinrichtung entgingen, mußten strenge Strafen über sich ergehen lassen. Gewöhnlich gehörte dazu die Konfiszierung ihres Besitzes; in manchen Fällen mußten die Schuldigen das „Kreuz der Schande“, ein auf den Kleidern aufgenähtes gelbes Kreuz, tragen.

Der Hexenwahn griff wie eine Seuche um sich. Tausende von Menschen gingen in den Tod; dies steht außer Zweifel. Allerdings fehlt es an präzisen Zahlen. Nach vorsichtigen Schätzungen starben im 17. Jahrhundert 200 000 Menschen gewaltsamen Todes als Hexen. Mindestens 100 000 bestiegen allein in Deutschland den Scheiterhaufen. Frankreich und Schottland liefen einander den Rang ab (ein Forscher schätzte im Jahre 1903 die Hexenverbrennungen in Schottland auf 70 000; doch dürfte die wirkliche Anzahl eher unter 10 000 liegen). In England waren es Schätzungen von maßgeblicher Seite zufolge etwa 1000 Hinrichtungen. Obwohl auch in Amerika (insbesondere in Salem) die Massenpsychose die Menschen ergriff und zu Verfolgungen führte, war die Anzahl der Todesopfer eher noch geringer als in England. Der modernen Welt mögen im Vergleich zu Auschwitz und Belsen 200 000 Tote nicht den gebührenden Eindruck machen. Dennoch war die Schreckensherrschaft jener Zeit furchtbar genug. Die Angst vor Verfolgung beherrschte jedermann. Und jedermann (ganz gleich welcher Rasse) konnte auf den fadenscheinigsten Verdacht hin das Opfer des Massenwahns werden.

Erst im 17. Jahrhundert begann es lichter zu werden. Der Umschwung war nicht zuletzt wirtschaftlichen Überlegungen zu verdanken. Der Terror war, wie man zu erkennen begann, wenig günstig für Handel und Gewerbe. Andererseits hatte es vereinzelt auch immer schon beherzte Männer gegeben, die sich der Lebensgefährlichkeit ihrer Sache zum Trotz mit Wort und Feder gegen die Greuel der Hexenverfolgung wandten. Ihre Stimmen gewannen an Gewicht. Könige, Prälaten und Politiker begannen, ihnen Gehör zu schenken. Die Niederlande, deren wohlhabender Mittelstand vom Gedeihen des Handels abhängig war, erlebten im Jahre 1610 die letzte Hexenhinrichtung und wurden zu einem Refugium für die Flüchtlinge aus ganz Europa. England folgte dem Beispiel, die letzte offizielle Exekution fand im Jahre 1684 statt.

Amerika folgte 1692, Schottland 1727, Frankreich 1745. In Preußen wurden die Hexenprozesse 1714 abgeschafft, die letzte Hexe wurde auf deutschem Boden 1775 enthauptet; in der Schweiz 1782.

Im 18. Jahrhundert befreite sich Europa von dem schrecklichen Massenwahn. In abgeschiedenen Landgegenden schwelte zwar der Aberglaube weiter, und noch immer kam es vor, daß eine fanatische Menge Verdächtige ertränkte, steinigte oder lynchte. Im ganzen aber war der Bann gebrochen. Hexerei ging wieder – wie früher – im Zauberwesen auf und verlor allgemein an Interesse. Im 19. und 20. Jahrhun-

dert wurden, wie bereits erwähnt, durch verschiedene Gesetze oder durch Einschränkung früherer Gesetzesbestimmungen, die Umtriebe betrügerischer Medien und ähnliche Bauernfängereien unter Strafsanktion gestellt. Obwohl der Glaube an die Existenz böser Hexen auch heute noch nicht ausgestorben ist (wie wir zu Eingang dieses Kapitels zu zeigen versucht haben), finden die Behörden kaum noch Anlaß zum Einschreiten. Was die Sicht religiöser Autoritäten anbetrifft, so gibt es heute mancherlei Anzeichen, denen zufolge die Vorstellung des Teufels als einer vermenschlichten Personifizierung des Bösen immer weniger annehmbar erscheint.

Manche Theologen der verschiedensten Glaubensüberzeugungen würden wohl mehr oder weniger dem englischen Schriftsteller-Theologen J. S. Whale beipflichten; seiner Ansicht nach fällt die Idee des Teufels unserer heutigen Denkweise schwer und stellt hauptsächlich ein handlich-bequemes und landläufiges Bild für das Prinzip des Bösen dar.

Indem wir solchermaßen zu unserem Ausgangspunkt – zum Hexenglauben in unserer heutigen Zeit – zurückgekehrt sind, bleibt uns nur noch die merkwürdige, fast regelwidrige Erscheinung des 20. Jahrhunderts, die „weiße Hexe“, zu behandeln. Es gibt eine ganze Anzahl von Berichten über weiße Magie, die der Geschichte der früher erwähnten guten Hexe von Château-Ponsac gleichkommen. Mit dem Hexenwesen, wie wir es beschrieben haben, haben diese Fälle aber nur wenig zu tun. Meistens handelt es sich einfach um Formen modernen Aberglaubens an die Heilkraft von Zaubermitteln und Wundermedizinen. So soll z. B. ein aus Krötenasche, Branntwein und anderen Zutaten gemixtes Elixier der Trunksucht entgegenwirken. Der einer lebenden Maus gezogene Zahn soll einem Kind um den Hals gehängt werden, um ihm das Zahnen zu erleichtern. Es handelt sich also um Zauberaberglauben. Die wahren weißen Hexen befassen sich weniger mit Dingen der Zauberei, sondern legen das Hauptgewicht auf die kultische Verehrung – nun aber nicht böser Mächte, sondern eben anderer Gottheiten.

Die modernen Hexen sind – wie man es den schwarzen Hexen nachsagte – in Bünden oder Zirkeln von je 13 Mitgliedern organisiert. Sie treffen sich zu kultischen Zeremonien. Das Hexenwesen steht besonders in England in Blüte. Die Zahl der dort *Covens* genannten Zirkel weißer Hexen ist infolge ihrer Organisation als Geheimbünde nur schwer zu ermitteln. Schätzungen zufolge bewegt sich die Zahl zwischen 400 und 5000 (letzteres nach Sybil Leek, der bereits erwähnten Hexe, die den herkömmlichen Heimlichkeiten abhold, unlängst von der angeblich geplanten Gründung einer voraussichtlich etwa 5000 Mitglieder erfassenden Hexengesellschaft in London sprach). Auch in Amerika gibt es verschiedene Zirkel und Geheimbünde, insbesondere in den größeren Städten. Ungeachtet der beispielsweise im Jahre 1958 von der Zeitschrift *Look* veröffentlichten Interviews mit mehreren New Yorker Hexen, handelt es sich fast ausschließlich um Geheimgesellschaften. Sie sind daher für Außenstehende nur schwer überschaubar.

Die weißen Hexen und Hexer von heute beanspruchen, die Erben einer ununterbrochenen, auf die Uranfänge der Geschichte zurückreichenden religiösen Tradition zu sein. Im Zentrum steht die Verehrung der Großen Mutter – Erdmutter und Fruchtbarkeitssymbol –, der ältesten und elementarsten aller uralten Gottheiten. Meistens wird die Gottheit dualistisch gesehen und der weiblichen Erdgöttin jene männliche – von Margaret Murray beschriebene – Gottheit beigegeben; der gehörnte Gott, primitives Symbol nicht des Bösen, sondern der Kraft, viel eher als dem Satan



Ein Zirkel weißer Hexen in Hertfordshire (England). Die Aufnahmen wurden im Juni 1964 gemacht. Oben links entzündet die Priesterin Räucherwerk und konsekriert Salz und Wasser. In der Mitte links zeichnet sie den magischen Kreis mit dem Athame genannten Messer nach, das sie sodann durch ein Beräucherungszeremoniell „reinigt“. Unten sieht man Hexen und Hexer mit hohergehobenen Messern bei dem Beschwörungsritual vor dem Betreten des magischen Kreises. Durch Gebet und Gesang wird der Erdmutter-Göttin gehuldigt. Dann wird getanzt (Bild oben). Der Schnappschuß rechts zeigt weiße Hexen bei einer Initiationszeremonie: mit verbundenen Augen empfängt die Novizin ihre Weihe durch die Priesterin, die ihr Schwert auf sie richtet.



dem griechischen Pan verwandt. Die weibliche Gottheit fände ihre klassische Entsprechung etwa in Artemis (Diana) und Aphrodite (Venus), die in Ritualen verehrt wurden, die den Hexenzeremonien ähnlich sind. Nach Gerald B. Gardner, dem bis zu seinem Tod (1964) prominentesten Hexenmeister Großbritanniens, reicht allerdings die Religion der weißen Hexen weit über die klassische Antike hinaus bis zur Steinzeit zurück. Er brachte den Hexenkult in Zusammenhang mit den in den Höhlenmalereien schon aus der Altsteinzeit bezeugten Fruchtbarkeitskulten, insbesondere mit dem Tiergott bzw. dem in Tiermaske dargestellten *Zauberer* von Trois Frères (Ariège). Gardner verweist auch auf Parallelen mit dem uralten Glaubensgut und dem magischen Kultbrauchtum der Druiden. Vielberühmt ist der *Cromlech* von Stonehenge bei Salisbury (England), ein durch konzentrische und hufeisenförmige Steinsetzungen gekennzeichneter Kultplatz, auf dem in grauer Vorzeit die zeremonielle Feier der Jahreszeitmysterien abgehalten worden war. Den weiblichen Zauberinnen, den Druidinnen, hafteten viele Merkmale an, wie sie später den Hexen zugeschrieben wurden.

Die ursprünglich über die ganze Welt verbreitete Urreligion habe sich, sagt Gardner, mit den verschiedensten Religionen vermischt. Die altnordischen Sagas erzählen von auf Stöcken reitenden, verwandlungsfähigen Weibern. Mexikanische Kultfeiern aus der Zeit vor Kolumbus kamen stark auf einen Sabbat hinaus, nur standen sie meistens unter der Leitung einer Priesterin. Züge ägyptischen Zauberzeremoniells und griechischer Fruchtbarkeitskulte (zu Ehren des Dionysos und des Pan) gingen in den Hexenmysterien auf. In den keltischen Ländern treten Beziehungen zwischen Hexenkulten und der „Feenwelt“ zutage (die z. B. eine zauberkundige Priesterin-Königin und die Tanzform des Feenreigens kennt).

So viel über den möglichen geschichtlichen Hintergrund des modernen weißen Hexenwesens. Die besonders in England verbreiteten Anhänger, die nachdrücklich von einer Religion sprechen und das Wort „witchcraft“ (d. h. engl. Hexerei) aus dem angelsächsischen *wiccecraft* (Kunst des Weisen) herleiten, haben ihren Kult gewiß in manchen Einzelheiten variiert. Manche kennen in ihrem Kult im Grunde genommen keinerlei männliche Gottheit und verehren, unter dem einen oder anderen heidnischen Namen, ausschließlich die Große Mutter. Andere wieder verehren unter abstrakteren Formen ein männliches und weibliches Prinzip. Ein Coven mag bald jede Samstagnacht zusammenkommen, bald nur an den Tagen zum Wechsel der Jahreszeiten, der Tagundnachtgleiche also, sowie der Sonnenwende. Obwohl natürlich jedes Hexentreffen seine Sonderfärbungen hat, möchten wir im folgenden die typischen Vorgänge beschreiben.

Der englische Coven zählt regelmäßig 13 Mitglieder, nämlich sechs Paare und ein Oberhaupt. Die Führung hat häufig eine Frau inne, die „Hohepriesterin“. Die Zusammenkünfte finden gewöhnlich unter Dach – in den Wohnräumen von Mitgliedern – statt, seltener, im Sommer, auch im Freien oder in nur diesem Zweck dienenden Räumen. Wie aus Teilnehmerkreisen versichert wird, herrscht immer eine entspannte, fast zwanglose, jedoch würdige Atmosphäre. Am Boden wird, meistens mit Kreide, ein Kreis im Durchmesser von neun Fuß (ca. 2³/₄ Meter) gezeichnet, der dann symbolisch mit dem *Athame* genannten Hexenmesser nachgezogen wird. Dann entledigen sich die Teilnehmer ihrer Kleider. Die Zeremonie beginnt.

Nach Gardner zeichnet der Schwarzmagier den Kreis, um sich vor den bösen Geistern, die er beschwört, zu schützen; dagegen zeichnen die weißen Hexen den Kreis

zur Steigerung ihrer eigenen Konzentration – somit nicht, um Geister außerhalb des Kreises zu halten, sondern um darin ihren Zauber zu bewirken. Sie spüren ihre Macht dem Körper entströmen und empfinden deshalb Kleider als hinderlich. Daher sind sie nackt. Die Macht soll psychischer Natur sein. So sehen es jedenfalls viele Hexen selber. Beispielsweise spricht die Engländerin Doreen Valiente 1964 über ein hellseherisches Erlebnis, das sie während des Ritus hatte. Auch gelegentlich des erwähnten *Look*-Interviews sprachen Hexen von außersinnlichen Kräften. Die Anhänger des Kultes glauben, daß die durch das Ritual erreichbare religiöse Ekstase sie in Verbindung mit einer übernatürlichen Macht oder Kraft bringe, in deren Zusammenwirken sie stark und imstande seien, ihre angestrebten guten Ziele zu erreichen.

Die Rituale selbst werden natürlich geheimgehalten. Einiges ist trotzdem bekannt. Wir wissen, daß Räucherwerk verbrannt wird und Wasser und Salz geweiht werden; daß die Teilnehmer „gereinigt“ sein müssen, bevor sie den Kreis betreten; daß die Priesterin die Göttin und den Gott mit Zaubersprüchen beschwört und die Mitglieder mit hochgehaltenen Messern ihrerseits ebenfalls Beschwörungen sprechen und beten. Bei Treffen im Freien brennt ein Feuer in der Mitte des Kreises. Die Priesterin liest vielleicht aus alten Texten (angeblich aus dem sogenannten *Buch der Schatten*). Meistens bilden die Teilnehmer durch wechselseitiges Händehalten eine Kette und tanzen singend um den Kreis. Ist ein Feuer vorhanden, so springen die Paare händehaltend darüber. Und endlich beschließt ein festliches Mahl, gewöhnlich mit Kuchen und Wein, die Zusammenkunft.

Fairerweise muß gesagt werden, daß die früher in Hexenzirkeln benützten Gegenstände aus dem Inventar der schwarzen Magie wie etwa Totenköpfe, durchbohrte Puppen und dergleichen nicht mehr gebräuchlich sind. Heutzutage sind vermutlich die Hexenmesser die am unheimlichsten wirkenden Requisiten des Hexenzubehörs. Moderne Zirkel benutzen viel eher Kristallkugeln oder magische Spiegel (zum Zweck visionären Hellsehens) als Teufelsmasken, Besenstiele oder Opfertiere. Bei dem das Ritual beschließenden Mahl treten keine Anhaltspunkte in Richtung einer Meßparodie zutage; sofern Kuchen und Wein an christliche Parallelen erinnern würden, so sei – sagt Gardner – in diesem Zusammenhang eher an das frühchristliche Liebesmahl, die *Agape*, zu denken. Mit größerer Berechtigung könne aber das Mahl der weißen Hexen auf ähnliche heidnische Rituale zurückgeführt werden.

Schließlich werden in diesen Kreisen trotz des üblichen Nacktkultes die Sexualorgien der schwarzen Hexen abgelehnt. Man habe lediglich infolge der Verehrung der Natur und der Großen Mutter als Symbol der Fruchtbarkeit eine gegenüber der Mehrzahl der Menschen gesündere Einstellung zum Geschlechtlichen. „Wir glauben“, erklärte eine junge englische Hohepriesterin 1958 Presseleuten gegenüber, „daß das Geschlechtliche nichts Beschämendes an sich hat, noch auch sollte es überbetont werden.“

Die weißen Hexen von heute nehmen daher Vorwürfe, die sie der Teilnahme an sexuellen Orgien bezichtigen, überaus übel; doch nichts verübeln sie so sehr wie den Versuch, sie mit Schwarzkünstlern und Satanisten in einen Topf zu werfen. Ihre Macht, so betonen sie immer wieder, sei darauf ausgerichtet, den Menschen, Gesinnungsgenossen und auch Außenstehenden, zu helfen. Die bereits zitierte Hohepriesterin behauptete nichts weniger, als fähig zu sein, „Kranke heilen, Menschen beeinflussen und bis zu einem gewissen Grad deren Wünsche verwirklichen zu kön-



Viele der heute von den weißen Hexen verwendeten Gegenstände und Symbole sind in der Geschichte der Magie alt überliefert. Die links abgebildete Kupferplatte ist mit alten kabbalistischen Sinnzeichen ziseliert. Rechts das Schwert einer Hohepriesterin. Daneben ganz rechts, die Athame genannten, mit schwarzen Griffen versehenen Messer der Hexen und Hexer. Im Bild unten erkennt man einen Altar mit dem für die üblichen Zeremonien typischen Instrumentarium: Schwert, Zauberstab, farbige Seile, Messer, Kelch, Kerzen, Gefäße zum Besprengen und Räuchergefäß; auf dem Altarschrein die Statuette einer kretischen Fruchtbarkeitsgöttin und schließlich, auf dem Ständer, das *Buch der Schalten*, ein Formelbuch für das Hexenzeremoniell.

nen“. Gäbe es genug weiße Hexen, meinte sie, dann würde der Welt der Friede zuteil. Gardner wußte vom Zauberspruch einer Hexe zu berichten, der dem Zweck gewidmet war, Hitler nach dem Fall Frankreichs von der Invasion Englands abzuhalten. Sie soll ihre Kraft (die Gardner als „eine Art weitreichenden Hypnotismus“ beschrieb) auf Hitlers Geist gerichtet und ihm eingeredet haben, er könne den Kanal nicht überqueren. Nach Gardner hätten englische Hexen in gleicher Weise auf Napoleon eingewirkt. Und Hexen hätten auch seinerzeit versucht, die Spanische Armada aufzuhalten.

Dr. Gardners Berichte finden in Hexenkreisen selbst nur geteilte Zustimmung, und manches wird als geschichtliche Unterstellung abgetan. Modernes Hexentum findet tatsächlich sein Betätigungsfeld nicht so sehr in der Magie als vielmehr in der Ausübung eines religiösen Kultes, der (wie es kürzlich eine englische Hexe formulierte) „die Mitglieder auf einen Weg des Feuers und der Kraft der Erleuchtung sowie der Freiheit führen soll“. In einem im Dezember 1964 in der englischen soziologischen Zeitschrift *New Society* erschienenen Artikel lesen wir wie folgt: „In unserer Zeit moralischer Relativität und wachsender Wertschätzung des ‚Irrationalen‘ als Anstoß und Quelle psychischer Aktivität sollten die Bemühungen der Hexen um ‚Selbsttranszendenz‘ zumindest als Versuche privater Erforschung der gleichen, jenseits des Bekannten liegenden Bereiche angesehen werden, die mitunter die wissenschaftliche Forschung, eine tiefere Innenschau und religiöse Ehrfurcht inspirieren.“

Schon im Mittelalter gab es Theoretiker, die der Idee einer auf das Gute gerichteten Magie wohlwollend gegenüberstanden und denen zufolge die weißen Hexer bei der Heilung von Krankheiten nützliche Dienste eben dort leisten könnten, wo ärztliche Kunst sich als machtlos erwies und daher ein böser Zauber angenommen wurde. Solche Ansichten gehörten jedoch zur Ausnahme von der Regel. Die meisten Theoretiker waren der gleichen Ansicht wie etwa Cotton Mather, der berühmte Hexenjäger von Salem, der als Prediger seiner Gemeinde versichert hatte, unter den Hexen sei „nicht eine einzige, nein, keine einzige, die Gutes tut“. Heute stellt sich die Situation umgekehrt dar. Nunmehr sind unter „Hexen“ im Wortsinn die weißen Hexen zu verstehen, und es scheint dagegen böse Hexen kaum noch zu geben. Das Hexenwesen ist ja nach unserer Definition zum Teil als Zauberei, zum anderen Teil





Drei englische Hexen der Gegenwart. Ganz links eine Aufnahme von Mrs. Pat Crowther, die als Schülerin des vor seinem Tod prominentesten Hexenmeisters von Großbritannien, Dr. Gerald Gardner, und fachschriftstellernde Hexe hervorgetreten ist und behauptet, mit der Obhut über mehrere Hexenzirkel betraut zu sein. Links eine andere Schülerin Gardner's, Mrs. Monique Wilson, die sich im Anschluß an Gardner's Testament als „Hexenkönigin“ betitelt. Im Bild links unten Mrs. Sybil Leek, die Hohepriesterin des Hexenzirkels von New Forest, die, zum Unterschied von der überwiegenden Mehrzahl aller Hexen, Publizität in jeder Form begrüßt. Sie ist im Fernsehen aufgetreten und hat in Amerika zweimal Vortragsreisen durchgeführt. Die rechts abgebildeten Besen sind anlässlich eines im Februar 1964 in London veranstalteten Vortragsabends über das Hexenwesen im Vorraum des Saals gefunden worden.



als religiöser Kult gekennzeichnet worden (als was es auch zur Zeit der Hexenverfolgung galt). Bei modernen Schwarzmagiern fehlt es regelmäßig an einem dieser Kriterien. Von Aleister Crowley kann kaum gesagt werden, er habe die Teufel, die er beschwor, verehrt. Ebenso selten versuchen sich moderne Teufelsanbeter bei ihren Schwarzen Messen in der Magie.

Die Geschichte des Hexenwesens und des Teufelskultes von seinen Uranfängen bis auf unsere Zeit ist lang und kompliziert, zumal sie durch mancherlei Lügen und Mißverständnisse, durch Täuschung und Unwissenheit überschattet erscheint. Wir haben hier versucht, in die allgemeine Verwirrung Ordnung zu bringen, indem wir die Unterschiede zwischen der schwarzen Magie und dem Hexenwesen und zwischen der Schwarzen Messe und der schwarzen Magie herausgearbeitet haben. Die weitverbreitete Konfusion erscheint durchaus nicht unverständlich. Tatsächlich sind ja unsere landläufigen Vorstellungen vom Hexenwesen in einem unglaublich verwickelten und vielschillernden Netz religiös-magischer Fäden verfangen: in uns lebt die Vergangenheit der zeremoniellen Magie alter Religionen, z. B. der Ägypter; in uns wirken die Rituale heidnischer Fruchtbarkeitskulte nach, wie sie von Nordengland bis Südgriechenland verbreitet waren; Personifizierungen des Bösen, wie sie von Dämonologen, von gequälten Eremiten und von durch Halluzinationen heimgesuchten Asketen des Mittelalters beschrieben worden sind; erschreckende, religiös getarnte Zwangsvorstellungen und sexuelle Zwangshandlungen, wonach gleichfalls gepeinigte, ja krankhafte Geister dieses und des vergangenen Jahrhunderts lechzten. Und dies ist selbstverständlich nur ein höchst unvollständiger Abriß aller maßgeblichen Faktoren.

Einfacher lagen die Dinge bei den Primitiven. Dort wußte jedermann, daß es Hexen und Hexer gab, die aus übernatürlichen Quellen bestimmte Kräfte schöpften und deren man sich durch Ebenbürtige, die über die gleichen Kräfte verfügten, erwehren konnte. Und während die verhältnismäßig klar umrissene Vorstellungswelt primitiver Magie und Zauberkraft mittelbar die später entwickelten europäischen Konzeptionen beeinflusste, prägte sich bei den unmittelbaren Erben dieser Naturvölker, hauptsächlich von Afrika über Westindien bis Amerika, ein eigenes System aus, das wir im folgenden Kapitel besprechen werden.

7 Land des Wudu

Die meisten von uns betrachten magische Praktiken und den Glauben an Übernatürliches als Dinge, die der Vergangenheit angehören, oder, bestenfalls, als Randerscheinungen sozusagen im Untergeschoß unserer Gesellschaft, die nur stillschweigend geduldet werden. Hier aber, im Wudu von Haiti, begegnen wir einer überall und in aller Öffentlichkeit geübten Praxis. Die Wuduzauberer sind ebenso zugänglich wie Ärzte, und eine Wuduzeremonie ist ebenso selbstverständlich und eine Angelegenheit des Gemeinwesens wie ein Volkstanz. Kurzum: Wudu ist eine Volksreligion. Der Wudu ist der Mehrheitsglaube der Negerbauern der Westindischen Republik von Haiti, die rund 97 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen.

Die Bezeichnung „Wudu“ (oder „Wodu“) stammt vermutlich von *Vodun*, bzw. *Vaudon*, ihrerseits bereits Entstellungen des Wortes *Vodu*, das im westafrikanischen Dahome und Togo die für Götter und Geister gebräuchliche Bezeichnung ist. Heute versteht man unter dem Wudu allgemein alle auf amerikanischem Boden entstandenen Negroriten afrikanischen Ursprungs. Manche Forscher bevorzugen allerdings die Bezeichnung *Vodoun*, weil sie sich von der populär gewordenen Vorstellung orgiastisch-dunkler Riten der Raserei, die das Wort „Wudu“ heraufzubeschwören scheint, distanziert. Vorstellungen dieser Art entstammen sogenannten Reiseberichten von Leuten, die Haiti besucht und das, was sie gesehen und gehört haben, zusammen mit kolportierten Schauergeschichten mit nach Hause gebracht haben. Einer dieser Geschichtenüberbringer war der Amerikaner W. H. Seabrook, der einen ins einzelne gehenden Bericht über die „schwarze“ Legende des Wudu lieferte, in dem er die Kolonialherren dadurch charakterisierte, daß diese zwar ihre Sklaven wie Tiere halten, sich gleichzeitig aber vor der okkulten Macht ihrer Untertanen fürchten würden. Der französische Völkerkundler Alfred Métraux bemerkte dazu (1959): „Mag sein, daß sich Sklaven vereinzelt an ihren Tyrannen gerächt haben... Aber die Furcht, die in den Plantagen herrschte, hatte ihre Quellen in den Tiefen der Seele: es war der magische Zauber Afrikas und seiner geheimnisvollen Weite, der den Schlaf der Leute im Herrschaftshaus beunruhigte.“

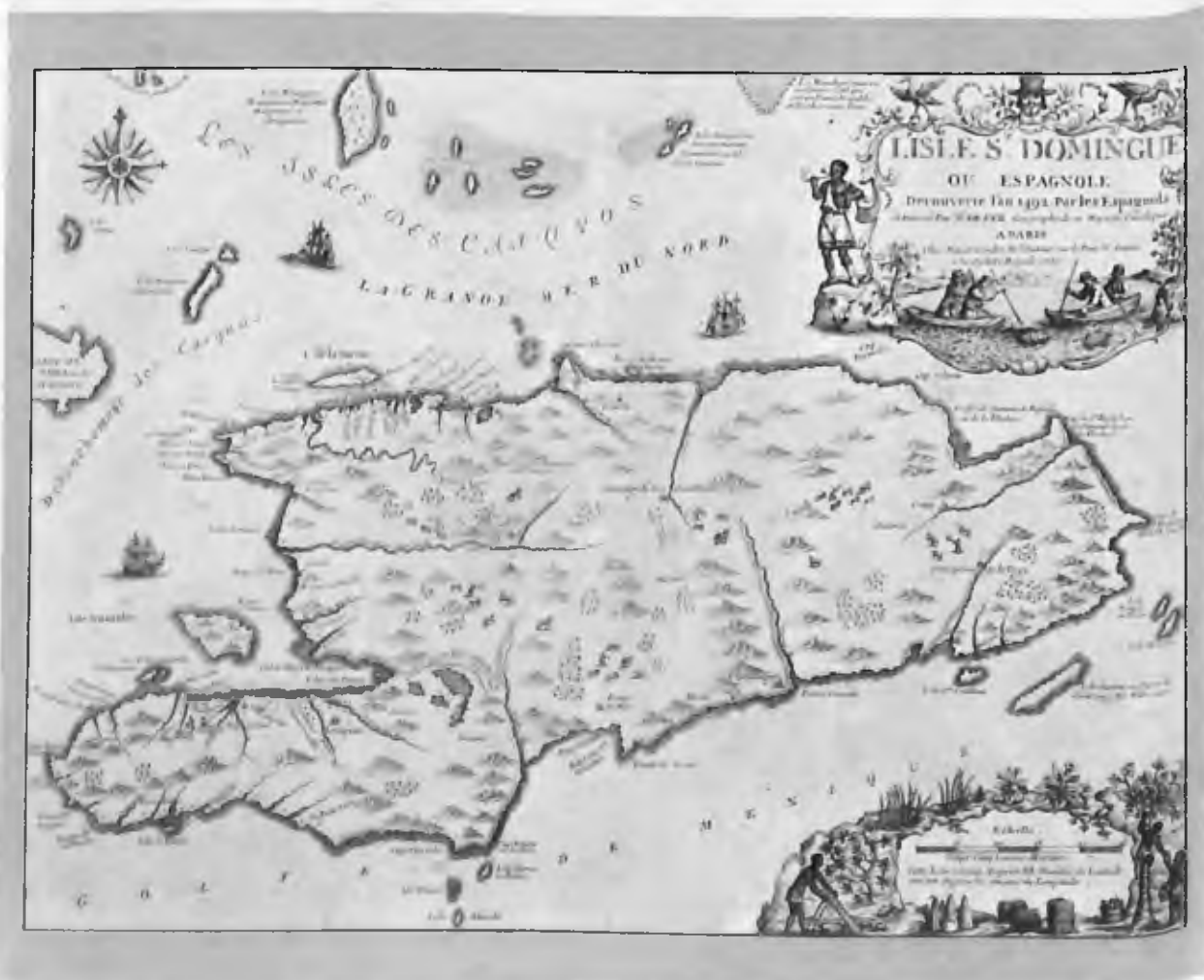
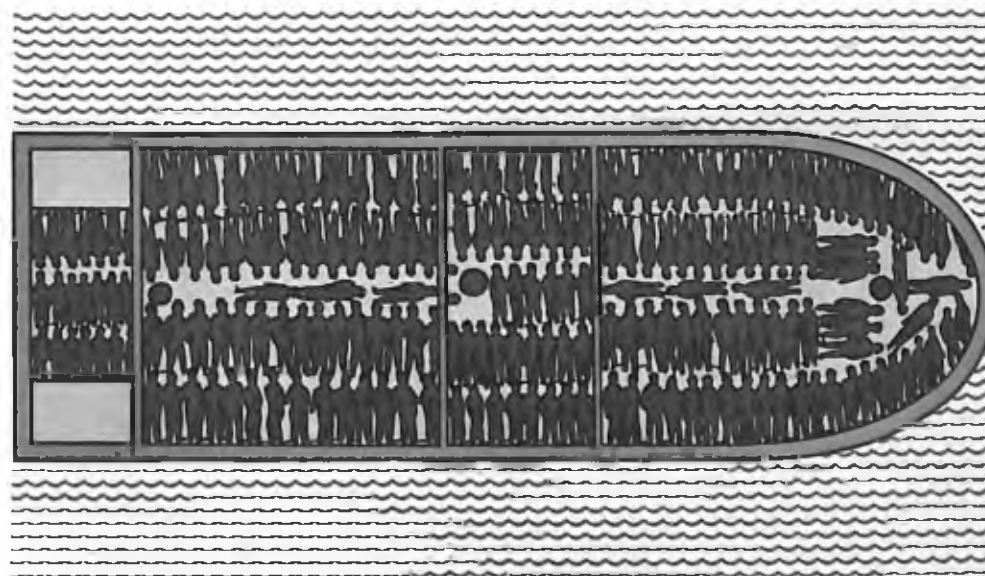
Der ohnehin schon legendäre Schrecken des Wudu wurde durch das vom englischen Konsul von Haiti, Spencer St. John, im Jahre 1884 veröffentlichte Buch

Auf dem Holzkreuz Melone, Frack und Stock – sie zählen zu der dem „Baron Samedi“ zugeschriebenen typischen Ausstattung. Der Baron Samedi entstammt dem Reich der Todesgeister und gehört zu den bestbekanntesten Wudugöttern, die sich nach dem Glauben der Wuduanhänger dadurch manifestieren, daß sie von ihren Anbetern körperlichen Besitz ergreifen.





Die dem 19. Jahrhundert entstammende englische Darstellung links veranschaulicht die Szene der Ergreifung eines afrikanischen Negers, der als Sklave verschifft werden soll, durch skrupellose Händler. Im Laufe besonders des 17. und 18. Jahrhunderts waren Tausende und aber Tausende von Negern durch organisierte Sklaventransporte von Afrika nach Westindien verfrachtet worden, schlimmer noch als Tiere zusammengepfercht – wovon der rechts abgebildete Plan eines Sklavenschiffs eine Vorstellung gibt. Im Bild unten eine alte französische Landkarte aus dem 18. Jahrhundert. Sie zeigt die Insel San Domingo, deren westlichen Teil die Republik Haiti einnimmt. Die große Mehrheit der überwiegend schwarzen Bevölkerung von Haiti lebt auch heute noch wie einst ihre Sklaven-Vorfäter. Unter den schwersten Bedingungen bebauen sie mühselig ihre Felder. Rechts unten Bauern beim Unkrautjäten.





Das links abgebildete Wandgemälde fand sich in einem Touristenhotel auf Haiti. Es spiegelt lebhaft die populären Vorstellungen wider, die man im allgemeinen von einem Wuduzeremoniell hegt: man erwartet das grausam-wilde, orgiastische Ritual eines barbarischen Primitivkultes. Bilder dieser Art werden bis zu einem gewissen Grad dem Fremdenverkehr zuliebe in den Vordergrund gestellt und auf diese Art gewinnbringend verwertet. Auf der Fotografie rechts sind Trommeln zu erkennen, wie sie in ähnlicher Art bei Wuduzeremonien Verwendung finden. Solche Trommeln werden serienmäßig für den Verkauf als „Souvenirs“ hergestellt.



Haiti or the Black Republic geschürt. Seither gilt Haiti als die Schwarze Republik. Er schilderte Greuelthaten und kannibalistische Barbareien, die von Wudusekten verübt worden sein sollen, und weiß von Anhängern des Wudu zu berichten, die in einem einzigen Blut- und Machtrausch lebten. Ein Großteil der über den Wudu auf Haiti berichtenden Schauerliteratur ist von den Beschreibungen St. Johns inspiriert, der das Land als ausgemachte Hölle, wo Kinder geopfert und verzehrt werden, gebrandmarkt hatte. Leider hat auch der heimische Fremdenverkehr zur schwarzen Legende manches beigetragen, um den Touristen zu bieten, was sie erwarten.

Schwarze Vorstellungen sind mehr oder weniger unverändert populär geblieben, zumal sie laufend durch tendenziöse Pressemeldungen genährt werden, die der sensationell aufzäumbaren Seite des Wudus besondere Aufmerksamkeit widmen. Zuverlässiger sind natürlich die Ansichten ernsthafter Forscher. Métraux hat mit *Haiti — La Terre, les Hommes et les Dieux* ein ebenso sachkundiges wie objektives Werk über den Wudu veröffentlicht (1959). Zu den wenigen vorhandenen Werken, die auf diesem Gebiet ernst zu nehmen sind, gehören auch das von Maya Deren geschriebene Filmdrehbuch *The Divine Horsemen* und das von Zora Hurston verfaßte Buch *Voodoo Gods*.

Der Wudu ist ein Phänomen, das selbstverständlich nicht auf Haiti beschränkt ist. Ähnliche Trance und Besessenheit einschließende Praktiken gab es – und gibt es immer noch – überall auf der Welt. In ursprünglichen Formen lebt der Wudukult in seiner afrikanischen Urheimat fort. In Südamerika blüht er in den Kulturen der

Macumba oder des *Candomblé*. So viele höchst eigenartige Geschichten über Wudu-praktiken verlaufen auch aus den USA. Beispielsweise entsagte 1959 Mrs. Francis Webb Smith, Schulleiterin in Wetumka (Alabama), im Anschluß an eine wegen Verbreitung wuduistischer Ideen gegen sie geführte Untersuchung ihrem Posten. In Phoenix (Arizona) erschoss 1962 eine Frau ihren Mann – angeblich „unter dem Zauberbann eines Wududoktors“. Im gleichen Jahr berichtete die Zeitschrift *News-week*: „Zu den Geschäftsschlägern des Tages gehörte der Handel mit Fledermausblut und Friedhoferde, die bösem Zauber entgegenwirken sollten, sowie ‚dem Feind Tod bringende‘ Kerzen. Die Ware wurde aber nicht etwa von einem Umschlagsplatz im afrikanischen Busch verschachert, sondern von einer Marktbude in New York Citys dunstigem Harlem. Alarmiert durch den florierenden Handel mit offen feilgebotenen ‚Do-it-yourself-Wudu-Requisiten‘ – die gewöhnlich zusammen mit Madonnen und religiösen Medaillons losgeschlagen wurden –, verfügte die New Yorker Marktkommission die sofortige Einstellung des Verkaufs.“ Einige Jahre vorher hatte der Öffentliche Gesundheitsdienst von New York die Bevölkerung vor den in Amerika als letzten Schrei verkauften „Wudupuppen“ aus Haiti warnen müssen, weil diese Puppen Ausschläge, wie sie ähnlich durch den Giftsumach (*Rhus toxicodendron*) verursacht werden, hervorgerufen hatten und für Kinder ohne weiteres hätten tödliche Folgen haben können.

Dessen ungeachtet sind Wudu und Haiti ein Begriff. Auf dem Boden Haitis hat der Wudukult die Form eines religiösen Systems angenommen, das von Glaubensanschauungen und -gebräuchen afrikanischen Ursprungs und deren Anpassung an die Lebensbedürfnisse auf Haiti geprägt erscheint. Hauptmerkmal dieser Religion ist die Verehrung der Ahnen und einer ganzen Hierarchie von Göttern, die sich durch „Besitzergreifung“ ihrer Anbeter manifestieren. Warum sich nun ein solches System im 20. Jahrhundert noch beständig zu erweisen vermag und von den in den Nachbarländern vorherrschenden Ideen weitgehend unberührt blieb, wird zumindest teilweise aus der Geschichte Haitis verständlich.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts begann – auf dem Weg von Afrika nach Haiti – der Sklavenhandel. Die Insel San Domingo, deren westliche Hälfte Haiti einnimmt, war damals spanischer Besitz. Im Jahre 1677 trat Spanien Haiti an Frankreich ab



Oben Arbeitskleidung und Ausrüstung eines Landarbeiters. Sie werden nicht nur bei der Arbeit, sondern auch beim Zeremonien-dienst von Kultanhängern getragen, die von Zaka, dem Ackerbau- und Erntegott, besessen sind. Eine andere, sich häufig kundgebende Gottheit ist Agwé, der Meer-gott. Bei den rechts abgebildeten Geträn-ken und Speisen handelt es sich um Opfer-gaben, die in feierlichem Zeremoniell zu Ehren dieses Gottes dargebracht wurden. Die zwei Aufnahmen links veranschaulichen eine dem Totendienst gewidmete Wudu-zeremonie, die „Heimholung der Seelen vom Grunde des Wassers“, wo diese nach dem Tode eine Art Interimsdasein fristen. Den Todesgeistern wird ein Bock zugeführt (Bild ganz links) und geopfert. In feierlicher Prozession werden, geschmückt mit Palmwedeln, die Govi genannten Tonkrüge hinausgetragen (links), die den heimgeholt-ten Seelengeistern als Wohnstatt dienen.



(wogegen der östliche Teil der Insel, die heutige Dominikanische Republik, spanisch blieb). Das Land gedieh. Es wurde Frankreichs reichste Kolonie. Plantagen schossen aus dem Boden. Die Arbeitskräfte wurden knapp. Der steigenden Nachfrage begegnete man, indem Negerklaven aus Westafrika importiert wurden. Aber die Sklavenschiffe brachten mit ihrer Ladung verzweifelter und entwurzelter Menschen auch die Götter und das Brauchtum dieser traurigen Fracht über das Meer. „Die Sklaven brachten“ – um es mit den Worten Maya Derens auszudrücken – „ihr eigenes Brauchtum, ihre Sprache, ihre Götter, Rituale und Tänze, ihren Trommelschlag, die Erinnerung an die Heimat und die Namen ihrer Siedlungen und Flüsse mit. In Afrika herangewachsene Bokono (Zauberer) und Vodü-no (Priester) lehrten den folgenden, bereits in der Sklaverei geborenen Generationen die Namen und Wesenszüge der Götter sowie die Art der diesen gebührenden Opfer.“

Die Sklaven müssen einen unvorstellbaren Schock erlitten haben. Schonungslos aus ihrer vertrauten Umgebung gerissen, wurden sie dem unsagbaren Elend eines Sklaventransportes über den Ozean ausgesetzt, um schließlich, soweit sie überlebten, bei der Ankunft aus dem Familienzusammenhalt gerissen und über die ganze Insel zerstreut zu werden. (Die Zersplitterung der Familien seitens der die Minderheit stellenden Kolonialherren war vermutlich bewusste Methode; sie hofften dadurch die Macht ihrer Sklaven zu schwächen.) Aber allen Schrecken der Zwangsdeporta-



Eine in Nordamerika verbreitete Sekte, die starke Anklänge an den Wudukult von Haiti und, wie der dem Negerstamm der Yoruba entlehene Name sagt, gleichfalls auf afrikanische Wurzeln zurückgeht, ist das „Königreich Yoruba“. Rechts ein Yoruba-Priester. Im Bild unten sieht man ihn bei der Behandlung einer Frau, die von einem Gott besessen war. Die Aufnahme ganz links zeigt einen Altar, der sich in einem Yoruba-Tempel in New York befindet. Der Altar ist geschmückt mit von der Negerkunst inspirierten Götterstatuen, Schnitzereien und Gebrauchsgegenständen. Um den Göttern zu huldigen, läßt sich der Priester nieder und liegt ausgestreckt vor dem Altar (Bild links).





Die vier Fotos wurden im Verlauf einer auf Haiti abgehaltenen Wuduzeremonie zu Ehren des Quell- und Flußgottes Simbi aufgenommen. Oben ein La-place – so heißt der Zeremonienmeister eines Wudutempels – im Zustand der Besessenheit durch einen Gott. Der links abgebildete Stier, der mit dem zeremoniellen Bahrtuch bedeckt ist, ist zur Opferung zu Ehren des Gottes auszersehen. Der tote Bulle wird gehäutet und in Stücke zerlegt, die dann als Opfergaben dem Gott Simbi dargebracht werden.



tion und der Familienzerschlagung zum Trotz vermochten diese Sklaven zu verhindern, daß sich die Religion ihrer Heimat in zusammenhangslosem Aberglauben verlor. Métraux sieht den Grund für diesen erstaunlichen Umstand darin, daß mit den ersten Sklavenschiffen und ihrer menschlichen Fracht jedesmal auch eine Anzahl heimischer Priester mitkam, die im Exil die Religion des gemeinsamen Geburtslandes pflegten und den Kult neu belebten. Andernfalls wäre (nach Métraux) „das Vorhandensein von Tempeln, einer organisierten Priesterschaft, eines recht komplizierten Rituals sowie differenziertester rhythmischer Tanzformen kaum erklärbar.“

Der Fortbestand der Sklavenreligion wurde ferner vom sozialen und wirtschaftlichen Hintergrund des Lebens auf Haiti begünstigt. Jahrhundertlang fristeten die Sklaven Haitis, Generation um Generation, das gleiche harte und entbehrungsreiche Leben wie ihre Vorväter. Das Land gehört heute zu den am dichtesten besiedelten Gebieten der Welt. Und der Kleinbauer auf Haiti ist zu lebenslänglicher Schwerarbeit verurteilt, um einem kargen, eher unfruchtbaren Flecken Land seinen ärmlichen Lebensunterhalt abzurufen.

Dazu kommt die ständige Angst vor Krankheiten (Malaria und Tuberkulose, aber auch die Hakenwurmkrankheit sind dort noch immer stark verbreitet), so daß schließlich die gewaltige Anziehungskraft, die der Wudukult auf die Negerbevölkerung ausübt, leicht zu verstehen ist. Denn der Wudu befriedigt mit seinen bunten Zeremonien nicht nur das gefühlsmäßige Bedürfnis nach geselligem Kontakt und das sakrale Gemeinschaftsleben, sondern er bietet auch handfeste Methoden zur Linderung körperlicher Unbilden. Der Kultanhänger erlebt von seinen Göttern ebensowohl die Beendigung seiner Armut und Verzweiflung, wie er auch (notgedrungenmaßen in einem Land, wo es noch kaum einen medizinischen Gesundheitsdienst gibt) im Krankheitsfall oder bei anderen Härten seinen Wudupriester um Zauberheilmittel bittet.

Die Religion dient ihm jedoch nicht nur zur Linderung allen Übels und zur Tröstung. Der Wudu ist eine Glaubensüberzeugung und -ordnung, die sich in allen Gedanken und jeder Handlung des Alltagslebens widerspiegelt. Alles, was geschieht, hat eine doppelte Bedeutung – die des wirklichen Geschehens und jene der dahinterliegenden Symbolik. So ist eine Straßenkreuzung niemals bloß der sichtbare Schnitt-



punkt zweier Verkehrswege, sondern immer auch sinnbildlicher Treffpunkt der Götter und der Menschen. Eine Krankheit kommt nicht von ungefähr; sie ist ein Akt göttlicher Vergeltung für gedachtes oder begangenes Unrecht (oder freilich, nicht seltener, das Ergebnis eines feindlichen Zaubers). Wo man schwimmt oder fischt, dort ist auch – im Ozean – der Sitz der Meergötter. Besonders verehrt werden Zwillingenkinder, da man in ihnen nicht nur gleichzeitig geborene Kinder, sondern auch die Ausdruck gewordene menschliche Doppelnatur sieht: halb menschlicher, halb göttlicher Art. (Sie werden in der Tat als nur einer einzigen, unzertrennlichen Seele teilhaftig gedacht, so daß alles unternommen wird, um ihr Leben einheitlich zu gestalten, etwa durch gleichzeitige Heirat u. a. m.)

Die Bewußtheit der Doppelseinigkeit aller Dinge – einer sichtbaren und einer unsichtbaren Welt – tritt in der Wudukonzeption der „Seele“, die jeder Mensch in sich trägt, deutlich zutage. Die Seele wird in Gestalt zweier Geister vorgestellt. Der erste heißt *Gros-bon-ange* (der „große gute Engel“), der zweite *Ti-bon-ange* (der „kleine gute Engel“). Der große gute Engel, ein Art Schutzengel, verkörpert sozusagen das Gewissen des Menschen. Er ist der Geist, der z. B. vor dem Lügen bewahrt. Dagegen ist der kleine gute Engel die Summe der von den individuellen Wesensmerkmalen, der vom Intellekt und der Erfahrung geprägten Persönlichkeit. Stirbt jemand, so stattet die Familie des Verstorbenen diese nun leibfreie Geistseele anstelle des hingeshiedenen Körpers buchstäblich mit einer anderen physischen Gestalt aus. Dem Glauben nach weilen die beiden Seelen des Verstorbenen mindestens ein Jahr lang „am Grunde eines fließenden Wassers“. Nach Ablauf einiger Zeit aber werden die Seelen unruhig und beginnen, den Freunden und der Familie Zeichen zu geben, daß sie sie nun bald verlassen wollen. Métraux erzählt die Geschichte einer Wudupriesterin, die derartige Botschaften ihrer toten Verwandten wiederholt mißachtet hatte. Eines Tages erkrankte sie. Auf einmal kam ihr zum Bewußtsein, daß ihre Krankheit als Strafe für ihre Pflichtvergessenheit von den ungeduldigen Verstorbenen verhängt sein mußte und sie die Erfüllung ihrer Pflichten nicht länger aufschieben durfte. Sie traf daher augenblicklich ihre Vorbereitungen für die notwendige Zeremonie. Dieses Beschwörungsritual nennen die Gläubigen „das Herausholen vom Grunde des Wassers“ – gemeint sind die dort weilenden Seelen der To-

Der Zustand der Besessenheit, unter der die Fleischwerdung der Götter in den entrückten Kultanhängern vorgestellt wird, spielt in allen Wuduriten eine grundlegende, ja sogar bestimmende Rolle. Die Aufnahme ganz links zeigt Frauen, die sich, besessen von „Baron Samedi“, an heiligem Ort in ekstatischer Entzückung am Boden winden. Im Zuge des Zeremoniells besprengen Männer die besessenen Frauen mit Rum (Bild links), worauf diese in wilde rhythmische Tänze verfallen (Abbildung rechts).





In feierlicher Zusammenkunft trifft eine Wudupriesterin, die Mambo, ihre eingeweihten Hunsis. Im Bild links die Begrüßung der Priesterin durch den rituellen Wirbeltanz einer ihrer Hunsis. Rechts sieht man ein anderes Mitglied der Kultgemeinschaft in Trance bzw. im Zustand der Besessenheit; ergriffen von dem Gott, bewegt sich die Frau auf einem Stuhl, als reite sie ein Pferd (ganz rechts). Viele Anhänger des Wudukultes unterziehen sich den Initiationszeremonien, um als Hunsis den besonderen Schutz der Götter vor Unheil und Krankheit zu genießen. Da die Mambo auch Kranke behandelt, werden ihr oft (wie das Bild unten rechts zeigt) zur Heilbehandlung kranke Kinder zugeführt, die dann später der Priesterin als Hunsis dienen werden.



ten. Die heraufbeschworenen Seelen werden sodann in *Govi* genannten Tongefäßen untergebracht, die im wörtlichen Sinn das „Gefäß“ des Fleisches ersetzen sollen. Diese Seelurnen werden in hohen Ehren gehalten; ihnen wohnen nun Schutzgeister inne, die als Gegenleistung für die ihnen dargebrachten Opfer der Familie des Verstorbenen schützend und beratend beistehen.

Dieses Ritual ist keineswegs nur eine sinnleere Formalität, wie es anderswo übliche Todestage oder Gedenkfeierlichkeiten oft sind. Die Gläubigen messen ihm wirkliche Bedeutung bei. Dies erhellt schon aus der Tatsache, daß die Sache bei weniger geschätzten oder minder vornehmen Verwandten auch weniger eilt und wiederholt aufgeschoben werden kann, während höchstgeschätzte Familienmitglieder so rasch wie möglich von der feuchten Schlummerstatt zurückgeholt werden. Unter ärmeren Leuten (denn die Zeremonie ist kostspielig) oder für Seelen, die sich keiner besonderen Wertschätzung erfreuen, wird die Zeremonie unter Mitwirkung eines *Hungan*, d. h. eines Wudupriesters, gruppenweise veranstaltet und die Beschwörung mehrerer Seelen gemeinsam vollzogen.

Im Anschluß an dieses Ritual erlangt der im *Govi* gegenwärtige Geist nach und nach göttliche Qualität. Lebensgefährten oder Altersgenossen des Toten scheidet ihrerseits ab, und unter den Lebenden verblaßt immer mehr die Erinnerung an den Toten; alles, was von ihm bleibt, ist die im *Govi* bewahrte „Essenz“ seiner besonderen Wesenheit. „So wird im Laufe der Zeit“, sagt Maya Deren, „der Vorfahr zum Archetyp. Wo da früher eine leibhafte Person war, ist nunmehr eine überpersönliche Wesenheit. Der Ahne wird umgestaltet zu einem Gott.“

Die Ahnengeister bevölkern die Götterwelt des Wudu. Aber sie stellen nur einen Teil des an Göttern und Geistern unabsehbaren, in seiner Gesamtheit *Loa* genannten Pantheons dar. Innerhalb desselben zeichnen sich zwei Gruppen ab. Einerseits gibt es die auf nationaler Grundlage verehrten „großen“ Götter, die „großen *Loa*“, meist afrikanischen Ursprungs und sich mehr oder weniger mit den *Rada*-Göttern deckend (das Wort „*Rada*“ ist wahrscheinlich von der alten Hauptstadt des afrikanischen Negerstaates Dahomey, Allada oder Arada, abgeleitet). Die *Rada*-Götter stellen daher die althergebrachte Götter- und Geisterwelt von Dahomey dar, allerdings in der Sonderfärbung der erst in der Neuen Welt angenommenen



Wesenszüge und Attribute. Daneben gibt es, an Zahl nicht geringer, die unter dem Namen *Petro*-Götter bekannten Gottheiten (die Bezeichnung dürfte von Don Pedro, einem mächtigen Wudupriester, der zu Beginn der Kolonialzeit lebte, herkommen). Sie schließen mancherlei Afrikanisches ein, sind aber zum Großteil jüngerer oder überhaupt karibischen Ursprungs. Die Mehrzahl dieser Götter sind göttlich gewordene Geister Vorverstorbenen, insbesondere ehemaliger Priester und Priesterinnen.

Es ist schlechthin unmöglich, eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung dieser vielgestaltigen Götterwelt zu geben. Noch dazu unterliegt sie ständigem Wandel: neue Götter werden eingeführt und alte vergessen, und alle werden sie laufend abgewandelt und ändern ihre Züge. Daher werden wir hier nur trachten, ein paar der bekanntesten und profiliertesten Götter herauszugreifen.

Den wichtigsten Platz nimmt zweifellos Legba ein, jenes Mittlerwesen, ohne das es eine Verbindung zwischen Menschen und Göttern nicht gibt. In fast allen Wuduheiligtümern hängt sein Symbol, eine Krücke. Er ist auch der Wächter an Tür und Zaun, Beschützer des Hauses und der Gott aller Orte der Zusammenkunft und des Abschieds. Unter dem aus dem Sinngehalt der Wegkreuzung und des Treffpunkts entstandenen Namen „Maître Carrefour“ ist er auch der Patron der Zauberer.

Eine bestimmende Rolle spielt auch der Gott Agwé. Er herrscht über das Meer und alles Leben im Meer, daher auch über die Schiffe, die es befahren. Zu ihm beten die Seeleute um Schutz vor Sturm und Schiffbruch. Ihm wird in feierlichen Zeremonien gehuldigt. Und manchmal wird ein mit Opfergaben beladenes Boot ausgesetzt: wird es vom Meer zurück an die Küste gespült, so bedeutet dies, daß Agwé das Opfer verschmäht und auf andere Weise geneigt gemacht werden muß.

Häufig begegnet man Zaka, dem Erntegott und Patron der Landwirtschaft. Wer je von Zaka ergriffen war, trägt das zerlumpfte blaue Hemd, die blaue Hose, den schäbigen Strohhut, die geflochtene Tasche – wie dies alles für den Landarbeiter auf Haiti typisch ist. Spricht der Gott zu den Gläubigen, so bedient er sich der herben Sprache eines Bauern.

Ein anderer bekannter Gott ist Damballah-wèdo, der als große Schnecke dargestellt wird und als der Patron des Himmelswassers und der von diesem gespeisten Quellen und Flüsse gilt. An wasserreichen Orten hausen die Naturgötter der Simbi-Familie. Geht ein Kind an einer Quelle Wasser holen, so läuft es Gefahr, von einem Simbigott entführt und versklavt zu werden. Andere Naturgötter sind Badé, der Wind; Sogbo, der Blitz; und Agau, ein Sturmgeist.

Was die *Loa*-Göttinnen anbelangt, so ist die berühmteste die ebenso wunderschöne wie gefallsüchtige Ezili. In jedem Wudutempel befindet sich ein ihr geweihter Raum oder zumindest eine Nische, wo (nach Métraux) „ihre roten und blauen Kleider samt ihren Juwelen aufbewahrt werden . . . und auf einem Tisch liegen, jederzeit griffbereit, Schale und Tuch, Seife und Zahnbürste, Kamm, Lippenstift und das Orangenholzstäbchen zum Nagelreinigen“. Der Venusgestalt der Ezili gegenüber spielt die Rolle des Mars Ogu, der Krieger, ein Gott des Feuers, der Kraft und Weisheit. Um unsere Skizze zu vervollständigen, nennen wir noch die unheilvollen Guédé-Geister – Todesgeister, die den Gläubigen mit ihrem obszön-makaberen Humor wahre Schrecken einjagen. Zu ihnen gehört der berüchtigte „Baron Samedi“, Friedhofsaufseher und kein Geringerer als zugleich Freiherr aller Erotik und Grabgott. Seine Persönlichkeitswahrzeichen sind Totengräberschaufel, Hacke und Haue.

Die Mehrheit der bestbekanntesten Götter offenbart sich sowohl als *Rada*- als auch als *Petro*-Götter, wobei die Sonderrolle jeweils durch Anhängung eines beziehungs-vollen Beinamens an die Götternamen gekennzeichnet wird; so gibt es z. B. die Ezili-coeur noir (Schwarzherz) oder Guédé-l'orage (der Sturm). Mehr oder weniger verkörpern die *Rada*-Götter die wandelbare, beschützend-huldvolle Lichtseite; wogegen die *Petro*-Götter eher die zu Düsterteit und erbarmungsloser Aggressivität neigenden Mächte darstellen. Ezili beispielsweise erscheint in einem *Rada*-Ritus (unter diesem Aspekt haben wir sie geschildert) als der Inbegriff sinnlich-lockender Weiblichkeit und spricht – durch den Mund der von ihr ergriffenen Frauen – in süß singenden, betörenden Tönen. Von ihrer *Petro*-Seite zeigt sie sich dagegen kurz-angebunden und ist geradezu tierischer Laute fähig.

Aber die sich grundsätzlich unter dem unterschiedlichen *Rada*- oder *Petro*-Aspekt manifestierenden Götter offenbaren sich im übrigen in höchst verschiedener Art und Weise. Unter den *Rada*-Göttern, um nur ein Beispiel zu nennen, tritt Ogu-balindjo bald als Meergott, bald als Heiler auf; Ogu-badagri verkörpert die Fruchtbarkeit, Weisheit, Weissagung u. a. m. Als *Petro*-Persönlichkeit erscheint er dagegen z. B. als Ogu-jé-rouge (jeder „*je-rouge*“ – d. h. rotäugig – genannte Geist hat einen gewalt-tätigen und grausamen Charakter). In dieser Hinsicht spielt jedoch Ogu eine wichtige Rolle; denn es gibt zahllose andere *Petro*-Götter mit ähnlich unangenehmen Eigenschaften und Funktionen.

Mehr noch als anderswo spiegelt das Pantheon der *Loa* die Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten ihrer göttergläubigen Anhänger wider. Die Götter essen, trinken, streiten und lieben, genau wie es dem bäuerlichen Leben der Menschen entspricht. Oft geben sie sich empfindlich und kleinlich. Wenn sie beispielsweise nicht hinreichend gewürdigt werden, rächen sie sich sehr wahrscheinlich. Die Strafe kann sehr verschieden ausfallen, und auch die Bereitschaft zur Nachsicht ist bei den Göttern unterschiedlich ausgeprägt. Im ganzen sind die *Rada*-Götter weit weniger willkürlich und boshaft im Umgang mit den Menschen als die eifersüchtigen und launen-haften *Petro*-Götter.

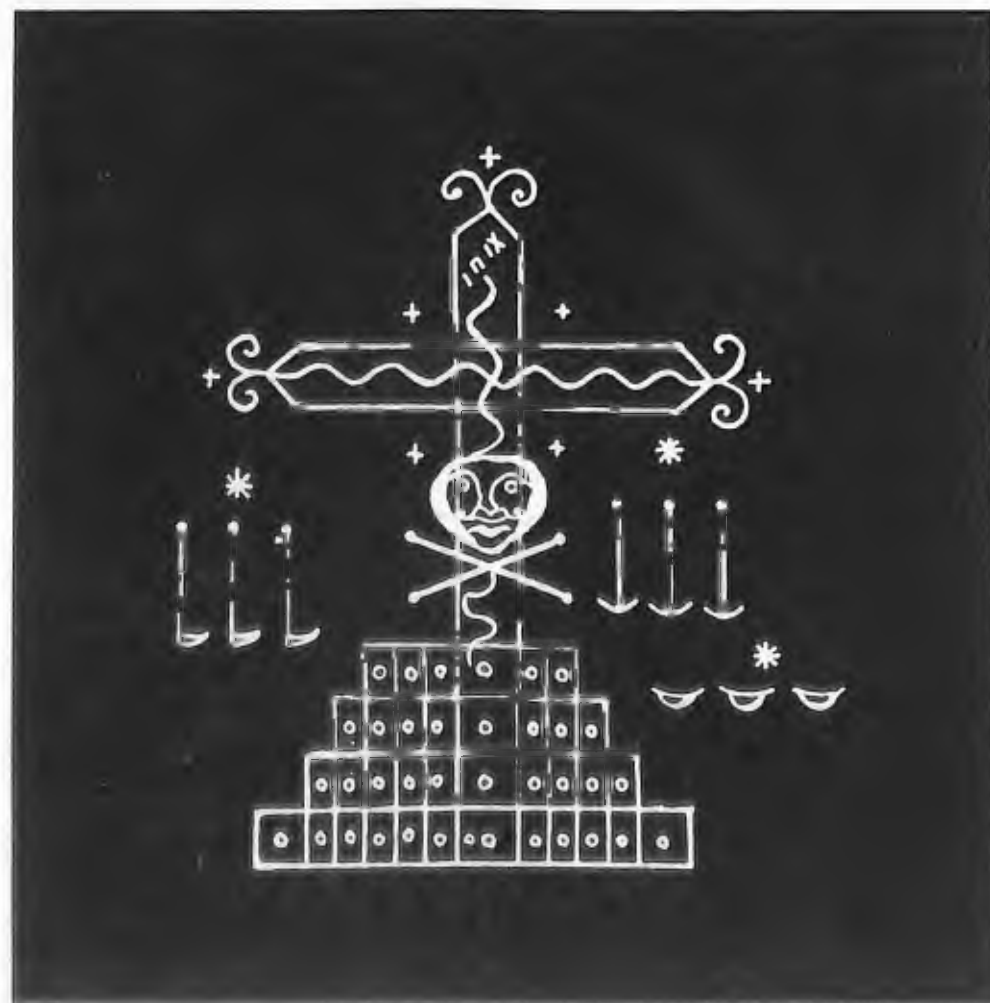
Der Wudukult besteht in zwei verschiedenen Betätigungsformen. Es gibt den häuslichen und öffentlichen Kult. Er stand im häuslichen Rahmen früher stärker in Übung, da nämlich noch der Großteil der Bevölkerung in kleinen bäuerlichen Gemeinschaften lebte. Jeder Clan hatte seine den Göttern geweihte Stätte. Dort wal-tete das Sippenoberhaupt seines Amtes bei allen Zeremonien zu Ehren seiner „*Loa racine*“ (der über seiner Familie schutzwaltend vorgestellten Götter und Geister).

Heute allerdings sind die einst engverflochtenen Familienverbände aus wirtschaftlichen Gründen in Auflösung begriffen. Auch auf Haiti hat auf der Suche nach günstigeren Lebensbedingungen die Landflucht und ein zunehmender Zustrom in die Stadt eingesetzt. Dort trachten die ausgebildeten Wudupriester, die den *Humfos* genannten Wudutempeln vorstehen, zwangsläufig eher die zufällig in demselben Wohnbezirk lebenden Anhänger als – wie früher – die durch Blutsbande miteinander verbundenen Gläubigen zu erfassen. (Als „*Humfo*“ wird übrigens mehr oder weniger alles, was mit religiöser Betätigung zusammenhängt, bezeichnet: die Tempel, Naturheiligtümer wie Bäume, Altarräume oder -nischen und alle Ritualrequisiten und Gegenstände, die bei den Zeremonien Verwendung finden. Wir jedoch werden hier, dem Beispiel Maya Derens folgend, als *Humfo* nur den eingefriedeten Wudutempel bezeichnen.)

Die Wudutempel weichen in Größe und Bauart von Bezirk zu Bezirk sehr stark voneinander ab. Manchmal sind es nur kleine, ein oder mehrere Altarräume aufweisende Bauten mit einem angrenzenden überdachten Areal, das wegen seiner Anlage als säulenumstandener Innenhof Peristyl genannt wird und als Kult- und Tanzplatz dient. In Landgegenden begegnet man oft sorgfältiger ausgeführten Bauten, manchmal mit mehreren Peristylien. Oder der Tempel ist im Gegenteil wieder sehr klein und schlicht angelegt, mit unbemalten Wänden und bloß einem rohen Zementblock als Altar. Maya Deren legt nahe, daß dieser auffallende Mangel an Einheitlichkeit weniger auf unterschiedliche Vermögensverhältnisse, Geschmacksunterschiede oder Abweichungen von der Tradition zurückzuführen sei, als vielmehr die örtlich sehr unterschiedliche Rangstufe der Religion widerspiegeln.

Jedem Humfo steht ein Priester oder eine Priesterin vor, der *Hungan* oder die *Mambo*. Und trotz einer anerkannten Rangfolge in der priesterlichen Hierarchie ist keiner dieser Priester irgendeinem anderen gegenüber verantwortlich. Jeder wirkt unabhängig als das Oberhaupt seiner eigenen Kultgemeinde und hat Autorität nur über jene Anhänger, die freiwillig an dem von ihm geleiteten Tempeldienst teilnehmen.

Métraux kennzeichnet einen guten Hungan als „Priester und zugleich als Heiler, Wahrsager und Exorzisten, als Organisator öffentlicher Festveranstaltungen und



Chorleiter“. Er ist eine für das Gemeinschaftsleben wichtige Figur und spielt seine einflußreiche Rolle sowohl im religiösen als auch im weltlichen Bereich. Infolge des durch geistiges Training und die Initiation angeeigneten Wissens verfügt er oft über ein nicht zu übersehendes Maß an psychologischen Kenntnissen und geistigem Einfühlungsvermögen. Dazu kommt noch, daß er regelmäßig der wohlhabendste Mann seiner Gemeinde ist oder wird. Denn der Hungan löst nicht nur aus den Gebühren für die Veranstaltung von Zeremonien ein gutes Honorar, sondern wird auch für die Behandlung von Kranken, für seinen Wahrsagerdienst und seine Heilmittel gegen bösen Zauber und den bösen Blick sehr gut bezahlt.

Der englische Anthropologe Francis Huxley kam aufgrund seiner mit vielen Wudupriestern geführten Gespräche zum Schluß, daß die Hirnwendung zum Priestertum durch das uns bereits vertraute Kennzeichen einer traumatischen Erschütterung, meistens durch Unfall oder Krankheit, ausgelöst wird, somit durch ein seelisches Erlebnis, das diese Menschen zwang, tiefer in sich zu gehen, und das ihr Leben umgestaltete. Die Einweihung in den Wudu erfordert viel Zeit – Zeit, die der Meditation in völliger Einsamkeit zu widmen ist. Im übrigen wird das Priestertum häufig auch vom Vater auf den ältesten Sohn „vererbt“. Gleichwohl bedarf es dann noch eines Zeichens der Berufung durch die Loa, wodurch die Geister, denen die Ausgewählten dienen sollen, ihre Billigung kundgeben: sei es durch Äußerungen des von

Die drei Abbildungen zeigen Darstellungen der Guédé-Geister des Todes. Links ein Vèvè (ein dem Wuduzeremonieell dienendes Emblem) des Baron Samedi, das dessen Wahrzeichen, das Kreuz und den Totenkopf, aufweist. Im Bild unten ist der Baron als Unternehmer in schwarzem Frack und mit Melone dargestellt. Rechts eine Zeichnung eines Todesgeistes, die an der Türe eines den Guédé-Geistern geweihten Tempels angebracht ist.



ihrem Geist Ergriffenen, sei es durch einen symbolischen Traum. Métraux erwähnt den Fall eines Mannes namens Tullius, der, bevor er Hungan wurde, „in seinen Träumen immer wieder einen Kürbis sah, der unter Perlen und Schlangenknochen die heilige Rassel, das *Asson* genannte Symbol des Priesterstandes, enthielt“. Die Schilderung veranschaulicht auch die ernstesten Gefahren, denen sich all jene aussetzen, die die Berufung der Loa mißachten: „Einige Zeit nach dem erwähnten Traum wurde Tullius gefährlich krank. Er glaubte, von den geheimnisvollen Mächten (der Loa), die seiner Unentschlossenheit müde waren, geschlagen worden zu sein.“

Die Ausbildung zum Beruf des Priesters oder der Priesterin erfordert die vielleicht Monate, oft sogar Jahre dauernde Einführung durch einen Hungan oder eine Mambo. Die Kandidaten lernen die besonderen Berufstechniken, indem sie assistierend der Ausübung der priesterlichen Pflichten beiwohnen und aktiv an den üblichen Zeremonien teilnehmen. Zusammen mit den regelmäßig am Kultleben beteiligten Gläubigen, den *Pti-cay-yo* genannten „Kindern des Hauses“, bilden diese Novizen eine Gemeinschaft rund um den Hungan, die als Humfo-Gesellschaft bekannt ist. Als Mitglieder dieser Gesellschaft dienen sie der Reihe nach als *Hunsi* („Bräutigam“ bzw. „Braut“ des Gottes), als *Hungenikon* (Chorleiter), *La-place* (Zeremonienmeister) und *Confiance* (eine Art administrativen Chefassistenten des Hungans). Diesen Dienstleistungen gegenüber wird der Hungan oder die Mambo als „Vater“ oder „Mutter“ der Hunsis betrachtet; sie sind für ihr moralisches und materielles Wohl verantwortlich.

Bei den Zeremonien fungieren die Hunsis als Chor und stellen die Haupttänzer. Der Hungenikon dagegen leitet den Chor und ist vor allem für die richtige Eröffnung und Beendigung des jedem erscheinenden Gott zugeordneten Begrüßungsgesanges verantwortlich. Was *La-place*, den Zeremonienmeister, anbelangt, so hat dieser, während der Hungan vorbetet, das Opfertier vorzubereiten und für die Bereitstellung der Opfergaben und dergleichen zu sorgen.

Der Hunsi erlebt seine Initiation – und wird dadurch ein *Kanzo* – als inneres Erlebnis, das sich in ganz ähnlichen äußeren Formen abspielt, wie wir dies bereits in Kapitel 5 beschrieben haben. Der Kandidat zieht sich von der Welt zurück und erlebt symbolisch zuerst seinen Tod und dann die Auferstehung. Eingeleitet werden die Einweihungszeremonien durch rituelle Reinigung des Kandidaten. Sodann wird er in ein an ein Leinentuch erinnerndes weißes Leintuch gehüllt. Nun zieht er sich, zusammen mit anderen Novizen, zurück und lebt für eine Woche abgeschieden in einem versperrten Raum. Während dieser Zeit soll die persönliche Vergangenheit abblättern, ja sterben, und ein neues Selbst kommt allmählich zur Geltung. Wir lassen hier nochmals Maya Deren zu Wort kommen: „Vier Tage lang wird der Körper am Mittag, wenn die Sonne im Zenit steht, mit Öl eingesalbt. In diesem naszierenden Zustand bekommt der geistige Embryo ausschließlich flüssige Nahrung . . . Sollten mehrere Novizen den Raum teilen, so sprechen sie nicht miteinander, jedoch beten sie zusammen; auch haben sie eine Glocke, um im Bedarfsfall den Assistenten des Hungan rufen zu können. Täglich stellen sich – vor der Türe – die anderen Hunsis ein und singen und beschwören die Loa um Segnung der im Raum eingeschlossenen Novizen.“

Zum Ritual der Einkehrtage gehört es auch, daß Locken vom Haar des Novizen und von seiner linken Hand sowie vom linken Fuß abgeschnittene Nägel in ein Gefäß gegeben werden, das dann später dem Altar des Humfo einverleibt wird. Es

verkörpert den Gros-bon-ange des Eingeweihten, der nunmehr unter der Obhut des Hungan steht. Ein anderer Einweihungsritus, der zu dieser Zeit vollzogen wird, ist das *Laver-tête*. Der Kopf des Initianden wird gewaschen und mit einer aus Kräutern, Reis, Brot, Sirup und Blut gewonnenen Paste eingesalbt. Dadurch soll der Novize dem Schutz eines bestimmten Gottes (*Loa-mait'-tête*) unterstellt werden, der nun als sein persönlicher Beschützer gilt.

Am Ende der Einkehrtage wird die neue „Seele“ herausgeführt. Sie nimmt an der *Bulé-zin* genannten Zeremonie der brennenden Töpfe teil. Dabei werden den verschiedensten Göttern (einschließlich dem *Mait'-tête* des Novizen) geweihte Töpfe über kleine Feuer, die im Peristyl angezündet werden, gesetzt. Jedes dieser Gefäße enthält einen mit Zutaten versetzten Mehlbrei, der in siedendem Öl abgekocht wird. Der Novize wird durch den Hungan veranlaßt, knieend einem jeden Gefäß eine Handvoll der brennend-heißen Masse zu entnehmen. Dann führt er seine linke Hand und den linken Fuß durch die Flamme. Am nächsten Tag wird der Novize in einer allgemeinen Hochstimmung des Triumphs und der Freude der Welt wiedergegeben.

Wir haben hier in gedrängter Form die Hauptaspekte des Wuduglaubens zusammengefaßt. Wir wenden uns nunmehr der Betrachtung einer typischen Wuduzeremonie zu. Natürlich gibt es nicht nur an sich schon eine Vielzahl verschiedener Rituale – wie z. B. die bereits bekannten Toten- und Einweihungszeremonien –, sondern auch enorme Abweichungen in der Art, wie diese Rituale, von Humfo zu Humfo unterschiedlich, zelebriert werden. Daher kann selbstverständlich das Folgende nur eine Skizzierung der den meisten Wudukulten eigentümlichen Grundzüge darstellen.

Die Kultzeremonien werden meistens in der Nacht von einem Samstag auf den Sonntag abgehalten; sie dauern lange und sind anstrengend, am Sonntag können dann die Bauern ausschlafen und sich von den Strapazen erholen. Die Zelebranten versammeln sich am frühen Abend im Peristyl des Humfo in einer eher zwanglosen als feierlich-ernsten Stimmung. Der Altar im Tempelinneren ist mit Opfergaben – Früchten, Rumflaschen und kalten Getränken – überladen; da sind außerdem all die Tongefäße, die entweder die Ahnengeister oder die Gros-bon-anges lebender Gläubiger enthalten, die diese, wie die Hunsis bei der Initiationszeremonie, für immer der Obhut des Hungan übergeben haben.

Sobald sich die Versammlung vollzählig im Peristyl eingefunden hat, nimmt der Hungan einen Krug Wasser und erhebt denselben, den Göttern zum Gruß, der Reihe nach in den vier Himmelsrichtungen. (Er grüßt auch – aus später noch ersichtlich werdenden Gründen – Gott Vater, den Sohn und den Heiligen Geist der christlichen Dreifaltigkeit.) Als nächstes stellt er am Eingang zum Peristyl drei Trankopfer auf den Boden. Dann zeichnet er am Boden mit Sand oder Mehl das *Vèvè* genannte Wahrzeichen mit den Emblemen der Götter, die sich bei der Zeremonie offenbaren sollen. Die Wahrzeichen empfangen ihre Weihe, indem man sie mit kleinen Häufchen von geröstetem Mais und anderen Nahrungsmitteln sowie beliebigen Getränken (es kann sogar Coca-Cola sein) belegt. Diese sinnbildlichen Zeichnungen dienen einem magischen Zweck: die Götter aufzurufen, sie zu ehren und mit Speise und Trank milde zu stimmen.

Jetzt treten die von den Zeremonienmeistern angeführten Hunsis auf den Plan. Sie kommen aus dem Altarraum des Humfo heraus und gelangen, rückwärts



schreitend, in die Mitte des Peristyls. Die eigentlichen Zeremonien beginnen. So verschieden diese auch sein mögen, immer haben die Rituale doch eines gemeinsam: es wird gesungen, getanzt und getrommelt, um dadurch jene Hochstimmung zu erzeugen, in der die Götter und ihre Verehrer einander begegnen.

Die erste Annäherung an die Götter erfolgt häufig durch die zeremonielle „Speisung der Loa“. Zu solchen rituellen Speiseopfern dienen bald die ersten Früchte des Jahres, bald Unmengen geschlachteter Vögel, aber auch Hühner, Ziegen, Stiere und Schweine. Nach diesem zeremoniellen „Mahl“ sind die einleitenden Höflichkeitsbezeugungen gebührend geleistet und erschöpft. Jetzt ergreifen die Götter von ihren Anbetern Besitz. Bei diesem Vorgang treten die klassischen Symptome der Besessenheit zutage: Zittern am ganzen Körper, Verzerrungen und konvulsive Zuckungen, Anzeichen der Angst und des Schmerzes. Sie werden von den Gläubigen als Kennzeichen dafür aufgefaßt, daß nun der Gros-bon-ange weiche. Der Schutzengel weicht dem Gott. Der Gott übernimmt den Körper der von ihm besessenen Person und bedient sich desselben als seines Instrumentes. In den Worten und Gebärden des Besessenen drückt sich jetzt nicht mehr er selber, sondern die Persönlichkeit des Gottes aus. Die Stimme des Besessenen, seine Gesichtszüge, seine Gesten, seine Worte – dies alles charakterisiert und spiegelt das Wesen des Gottes wider, der den Besessenen – wie man dort sagt – „reitet“. Damit wird nun auch das auf Haiti gebräuchliche Sprichwort verständlich und sinnvoll: „Der Charakter des Gottes ist der Charakter seines Pferdes.“

Die Besessenen rasen und toben, oft schlagen sie wie wild um sich. Nimmt ihre Tobsucht gefährliche Formen an, gebietet man ihnen gewaltsam Einhalt und bewahrt sie vor heftigen Stürzen. Die Besessenheit hält manchmal nur ein paar Sekunden, manchmal während der ganzen Zeremonie an. Das Ende ergibt sich meistens spontan von selbst. Mitunter muß sich der Hungan einschalten, um den Besessenen zu beruhigen: er gibt ihm seinen Schutzengel zurück. Das Erlebnis hinterläßt keinerlei Erinnerungen; der Betroffene erinnert sich nachher nicht, was er gesprochen oder getan hat.

Sobald sich im Zuge dieses Zeremoniells die krisisartigen Anfangerscheinungen gelegt haben und sich die Persönlichkeit des Gottes zu offenbaren beginnt, werden

Der Wudu hat auch seine schwarze Seite. So gibt es besondere Methoden der Tötung durch schwarze Magie. Beispielsweise beschwört der Zauberer das Bildnis des ausersehenen Opfers in einem mit Wasser gefüllten Eimer (Bild links). Sodann erdolcht der Schwarzkünstler das Spiegelbild des Feindes (rechts), wobei sich, sofern der Zauber wirkt, das Wasser – sozusagen als sichtbares Zeichen dafür, daß das Opfer stirbt – blutrot verfärbt (unten).



dem Besessenen die traditionellen Wahrzeichen des Gottes (wie beispielsweise das Schwert des Ogu) gereicht. Die besessene Person *ist* nun Gott – sie ist körperlicher Ausdruck einer unsichtbaren Realität. Die Manifestation eines unter den Loa hervorragenden großen Gottes wird mit besonders ekstatischen Rhythmen jubelnd begrüßt: Trommeln und Sänger brechen mit leidenschaftlich gesteigerter Inbrunst hervor.

Wie aus dieser Beschreibung hervorgeht, enthält der Wudukult manches, was zum klassischen Repertoire religiösen Zeremoniells gehört. Wir begegnen den Elementen des Tanzes, der Musik und des dramatischen Schauspiels. Der Besessene wird aufgezäumt wie der Gott, von dem er „geritten“ wird; es herrschen Aufregung und Fröhlichkeit, angeschürt und in Gang gehalten von den Rhythmen der Trommeln. (Die Trommler spielen bei der Wuduzeremonie eine wichtige Rolle. Ihre Rhythmik stimuliert die Leidenschaft, die Konzentration und Inbrunst der Tänzer. Ein guter Trommler vermag durch Intensivierung, Retardierung oder durch den plötzlichen Abbruch der Rhythmen die Besessenheit auszulösen, zum Abklingen oder zum Erliegen zu bringen. Die Trommel selbst, die auf traditionelle Art aus einem bestimmten Holz hergestellt sein muß, wird als heilig verehrt.)

Manche Manifestationen erreichen eine unerhörte Dramatik. Und nicht selten werden solche Schauspiele mit bewundernden Worten – wie man von Theateraufführungen spricht – als „besonders gute Vorstellung“ gerühmt. Dessen ungeachtet manifestieren sich für die Menschen von Haiti bei solchen Demonstrationen die Götter. Und dies ungeachtet der Tatsache, daß gebildete Anhänger bei der Schilderung derselben unter Anwendung der üblichen psychologisch-medizinischen Terminologie von „Bewußtseinspaltung“ oder „Hysterie“ sprechen werden.

Wir haben bereits betont, daß der Wudu auf Haiti im Licht einer echten Religion gesehen wird; die Anhänger stellen jedoch ihren Kult niemals außerhalb ihres Alltagsdaseins, wie dies nach strenggläubiger Auffassung bei den meisten weniger ekstatischen Religionen zutrifft. Nachdem aber die Religion am Alltagsleben der Menschen so wesentlich teilhat, ergibt sich fast von selbst, daß man sich gegenüber den Göttern nicht immer nur hochfeierlich verhält. So waltet denn auch eine fast lockere Atmosphäre über den Wuduzeremonien – wie immer Ehrfurcht einflößend und zugleich obszön, schreckenerregend und prosaisch diese auch sein mögen. Und die Götter sind für ihre Anbeter nicht nur Ratgeber und Mentoren, sondern auch Gefährten, selbst für eine Plauderei zugänglich. Kurzum: der Wudianhänger setzt seine religiöse Ergebenheit nicht mit Frömmigkeit oder Reinheit gleich. Seinen Instinkten und Gefühlen ist, ohne daß darin im geringsten eine Unziemlichkeit erblickt würde, sogar während des heiligsten Zeremoniells keinerlei Zwang auferlegt. Oder wenn z. B. bei einer Zeremonie die Guédé – die Todesgeister und Repräsentanten der Unterwelt – sich manifestieren, so begegnen sie nicht unbedingt (wie man annehmen möchte) einer Stimmung verzweifelt-dumpfer Schwermut. Ihr Auftritt im Peristyl des Humfo mag ohne weiteres mit ein paar derben Späßen begrüßt werden. Oder wie Métraux es sagt: „Sie (die Guédé) bringen zuverlässig einen Zug ausgesprochener Fröhlichkeit und Ausgelassenheit in die ernstesten Zeremonien. Ihre Gewohnheit, durch die Nase zu sprechen, ist allein schon komisch genug – obgleich sich darin die Stimme des Todes kundgeben soll . . . Sie haben ein stattliches Repertoire unzünftiger Lieder auf Lager . . . und in manchem Humfo wird auf dem Altar ein riesiger Phallos aus Holz bereitgehalten – für den Fall, daß der Gott plötzlich danach

verlangen sollte. Mit ihm treibt dann der Besessene sein Maskenspiel und ergeht sich in obszönen Tänzen . . .“

Der Tod hat mitunter seine groteske Seite, worum die Pflanzer von Haiti wissen; wie sie auch seine eher herkömmliche Seite, die in den grausig-makaberen Manifestationen der Guédé-Geister zum Ausdruck kommt, anerkennen. Die Wandelbarkeit geht sehr weit. Ein Gott kann sich beispielsweise über Jenseitiges verbreiten und im nächsten Augenblick jemanden schelten, weil dieser ein Huhn gestohlen hat. Oder wenn die Seelen der Toten im Zuge des bereits geschilderten Zeremoniells aus der Tiefe des Wassers heimgeholt werden, so sprechen sie gerade so wie einst zu Lebzeiten. Es kommt dann vor, daß der Hungan einem Vorfahren, der sich weigert, in den Govi einzugehen, gut zureden muß – während der Ahne zum Spaß der Zuschauer all die eigensinnigen und egoistischen Eigenschaften an den Tag legt, für die er zu Lebzeiten bekannt war.

Infolge der solchermaßen ungehemmten Einstellung zur Religion und allem Religiösen erscheint es kaum erstaunlich, daß der Wudu auch seine unerfreuliche, nämlich eine schwarze Seite hat. Dies ist der „schwarze“ Wudu, eine Welt der Zauberei und der schwarzen Magie, der Zombis und Werwölfe, einer von Mord und Schatzgier geprägten, verzerrten Welt. Auch hier sind die Götter am Werk, gilt doch als der Großmeister aller Zauberei und Hexerei Legba-petro, der unter dem Namen „Maître Carrefour“ – vorzugsweise, wie sein Name sagt, an Wegkreuzungen – beschworen wird. Im übrigen hält man jeglichen Ritus der sympathischen Magie für wirkungslos, solange nicht das Einvernehmen mit dem uns schon bekannten Baron Samedi hergestellt ist. Es herrscht nämlich der Glaube, daß selbst der mächtigste Zauberer einen Menschen nicht zu töten vermöge, bevor nicht der Baron das Grab des Opfers „bestimmt“ habe.

Auch hier begegnen wir wiederum (wie in Kapitel 5) Vorstellungen, die zwischen Religion und Magie überhaupt nicht unterscheiden. Im Wudu ist die Rolle des Priesters von jener des Magiers und Zaubers nur schwer zu trennen. „Der *Boko* oder Zauberer“, sagt Métraux, „ist lediglich ein Hungan, der ‚mit beiden Händen dient‘.“ Und er fügt hinzu: „Ein seines Namens würdiger Hungan kennt alle Techniken der Zauberei, weil er ja dauernd ersucht wird, denselben entgegenzuwirken.“

Daß in einer in mancher Hinsicht noch primitiven Gemeinschaft viele Menschen in der Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Träume und Pläne bei der Magie Zuflucht nehmen, kann niemanden wundern. In einer Gemeinschaft härtesten Lebenskampfes lebt sich überdies in derartigen Ambitionen naturgemäß auch Egoistisches, ja Niederträchtiges aus. Tatsächlich gibt es neben der Fröhlichkeit und Liebenswürdigkeit dieser Menschen auch eine geheimnisvolle, beunruhigende Welt feindseliger und haßverzerrter Begierden. Die Sphäre des Dunklen und Bösen ist keineswegs ausschließlich afrikanischen Ursprungs. Manche der auf Haiti gebräuchlichen magischen Praktiken gehen auf magisch-okkulte Ideen zurück, die im 18. und 19. Jahrhundert in Frankreich von sich reden machten.

In Haiti ist die Ausübung der Magie verboten. Schon aus diesem Grunde sind so manche der umlaufenden Geschichten, die von Zauberei, Mord und Gift überquelen, rein erfunden – oder es handelt sich um auch anderswo vorkommende zufällige Koinzidenzen. Beispielsweise hat der französische Schriftsteller C. H. Dewisme in seinem 1957 erschienenen Buch *Les Zombis* einen Fall eines sogenannten Mordes durch Magie beschrieben, der sich während der amerikanischen Besatzungszeit im



Anschluß an den Ersten Weltkrieg in Port-au-Prince zugetragen hat. Demnach verhängte ein Hungan einen Todeszauber über einen amerikanischen Leutnant, der die amerikanische Ortspolizei befehligte. Die Wirksamkeit des Zaubers war zum Ablauf einer Woche angekündigt und vom ausersehenen Opfer mit Hohn quittiert worden. Am Ende des siebten Tages jedoch kehrte einer der Gendarmen betrunken auf den Posten zurück und erschoss, weil ihm der Leutnant wegen seines Verhaltens Vorwürfe machte, kurzerhand seinen vorgesetzten Offizier.

Auch in Haiti ist die bekannteste Form schwarzer Magie – der Tötungszauber anhand von Puppen oder Bildnissen – vorherrschend; es gibt jedoch mancherlei Variationsformen. So beschwört z. B. der Zauberer zunächst in einem Kübel Wasser das Bildnis seines Opfers und „erdolcht“ dann das Spiegelbild. „Wirkt“ der Zauber, so rötet sich, als flösse Blut ein, augenblicklich das Wasser. Weniger umständlich ist dagegen der „Todeszauber“ durch Gifte, die langdauernde, schleichende und schließlich tödlich endende Krankheiten verursachen.

Als ein schrecklicher Zauber gilt ein Ritual, das man das „Schicken des Todes“ nennt. Dabei gebietet der von Baron Samedi besessene Schwarzkünstler, der *Boko*, seinem Klienten, um Mitternacht mit besonderen Speiseopfern einen Friedhof aufzusuchen, dort für jede Person, die sterben soll, eine Handvoll Erde zu nehmen und diese alsdann dem Opfer auf den Weg zu streuen. Oder der Todsinnende entnimmt



Vier Aufnahmen, die anlässlich einer Hochzeitszeremonie gemacht wurden – der Hochzeit zwischen der etwa der Venus vergleichbaren Göttin Ezili und einem ihrer Anbeter. Links die vom Wudupriester angeführte Spitze des Hochzeitszuges. Das Bild oben zeigt Opfergaben, die dem – oft als Göttergemahl der Ezili betrachteten – Gott Ogu dargebracht werden. An der Wand aufgemalt ist das Vèvè des Gottes. Oben rechts Hunsis, die eingeweihten Gläubigen der engeren Kultgemeinde, die einen Quellbrunnen umstehen, von dem sie glauben, daß darin die Göttin lebe. Die Fotografie rechts gibt ein Bild sowohl von den Opfergaben als auch von dem im Hintergrund ersichtlichen Altarschrein der Ezili.



dem Friedhof einen Stein, der sich in ein den bösen Todeszauber vollstreckendes Wesen verwandelt, sobald der Stein gegen die Haustüre des Opfers geworfen wird. Métraux verleiht dem Zauberglauben wie folgt Ausdruck: „Wer immer die Beute eines oder mehrerer solcher ihm ‚geschickter‘ Tode wird, beginnt abzumagern, spuckt Blut und ist in kurzer Zeit tot. Die Verhängung dieses Zaubers ist immer von tödlichem Ausgang; außer er wird rechtzeitig ‚diagnostiziert‘ und der Tod von einem fähigen Hungan abgedrängt.“

Es gibt Rituale für bösen oder zumindest selbstsüchtigen Zauber jeder Art. Durch Zauber bringt man seinen Feinden Pech, Schaden oder Tod; durch Zauber kann man es zu Glück und Reichtum bringen. Das scheußlichste und ein weithin berüchtigtes Phänomen, das angeblich vermöge schwarzer Magie bewirkt werden will, ist die Kreation des *Zombi*. Darunter wird ein Leichnam verstanden, der wiedererweckt wird, um künftig – seiner Seele beraubt und bar jedes Geistes – als willenloser Sklave leben zu müssen. Um ein solches Los zu vermeiden, trifft man entsprechende Vorkehrungen. Entweder wird der Tote ein zweites Mal „getötet“, und zwar durch Gift oder Erwürgen. Oder der Leichnam wird mit einem Dolch begraben, der den Toten beschützen soll, und überdies sein Mund zugenäht, damit er nicht antwortet, wenn ein Zauberer seinen Namen beschwört. Zwar werden diese Bräuche von den Aufgeklärteren als Formen puren Aberglaubens erkannt und abgetan. Allem An-

schein nach aber sind es im ganzen nur wenige, die nicht zumindest einen Funken Wahrheit in den Zombilegenden finden. Berühmt ist der Fall eines jungen Mädchens aus Port-au-Prince geworden, das einige Jahre nach seinem Tod von ehemaligen Mitschülern am Fenster eines Hauses gesehen wurde. Im Nu verbreitete sich die Kunde in der ganzen Stadt. Eine Hausdurchsuchung wurde angeordnet, zeitigte aber von dem Mädchen nicht die geringste Spur. Schließlich wurde das Grab des Mädchens geöffnet und untersucht. Dabei entdeckte man ein übergroßes, unbekleidetes Skelett; die Kleider aber fand man, ordentlich gefaltet, neben dem Skelett. Später hieß es, das Mädchen sei von seiner Familie von Haiti weggeschafft und in ein Kloster nach Frankreich gebracht worden, wo sie ihr Bruder angeblich wiederholt besucht habe.

Wer sich die Verhältnisse vergegenwärtigt, den wird kaum noch wundern, daß in einer derart von krassen Auswüchsen des Aberglaubens vergifteten Atmosphäre die Pflanzler von Haiti kaum wagen, nachts allein auszugehen. Sie fürchten nicht nur Gespenster oder böse Geister. Sie fürchten auch – vielleicht noch mehr – Begegnungen mit Mitgliedern von Geheimbünden, die, bandenartig organisiert, die Magie in einem regelrechten Banditenunwesen entfalten. Jede Gegend hat für diese Banden ihre eigenen Namen; man kennt sie etwa als die „Zobop“, oder „Galipotes“, als „haarlose“ oder „graue Schweine“ und als „Vlanbindingues“. Den „roten Sekten“ (wie sie gemeinhin heißen) wird praktisch jedes denkbare Verbrechen zugetraut. Ihnen werden alle vorkommenden Gewaltverbrechen und besonders auch sadistische Schreckensakte zugeschrieben. Allerdings fällt es schwer zu entscheiden, was an ihren berüchtigten und von der Presse noch reichlich ausgeschlachteten Umtrieben Tatsache ist oder als überhitzte Phantasie gewertet werden muß. Die Mitglieder solcher Geheimbünde sind schwer zu entlarven; oft genug leben sie unter der Tarnung des friedlichen, gesetzestreuen Bürgers. Manches ist auch nur reines Gerücht. Beispielsweise beschuldigen die Bauern die Zobop, ihre Opfer in Schlachttiere zu verwandeln; und hartnäckig hält sich auf der Insel die dem Aberglauben erfließende Überzeugung, es seien unter den ins Schlachthaus eingelieferten Tieren regelmäßig auch menschliche Wesen. Angeblich sind von einem Schlachthaus in Port-au-Prince tatsächlich einmal Maßnahmen ergriffen worden, um „magisch bewirkte Morde“ dieser Art abzustellen: man gab den Tieren Injektionen. Wobei ein solches Tier – ein unglückliches, verhextes – aufgeschrien haben soll: „Nun, da ich hier bin, gedenke ich meiner Kinder!“

Zu den nach der Volksmeinung erwiesenen Merkwürdigkeiten der Zobop gehört auch ihre Vorliebe für nächtliche Überfälle per Auto. Dazu schreibt Métraux: „Vor einigen Jahren ging in Port-au-Prince die Rede über ein ‚Tigerauto‘, das zur Nachtzeit Menschen zu kannibalistischen Zwecken entführte. Dies war keineswegs etwa nur eine unschuldige Volkssage, wie ein Freund von mir bezeugen kann. Er – Herr M. B. – war nämlich verdächtigt worden, der Fahrer dieses Phantomautos zu sein und wäre von einer rasenden Menge, die ihn einer Kindsentführung bezichtigte, beinahe gelyncht worden.“

Vielleicht ist an den Geschichten dieser Art – vom Bandenunwesen, von nächtlichen Überfällen und Gewaltakten – mehr Wahres, als man gerne wahrhaben möchte. Ohne Zweifel erschließen Furcht und Aberglauben auf Haiti allen möglichen kriminellen Elementen ein reiches Betätigungsfeld und können sogar auch zu politischen Zwecken ausgenutzt werden. Wie verlautet, soll Dr. Duvalier, der Prä-

sident und Diktator der Insel, mit mächtigen Geistern im Bunde stehen: seine persönliche Leibwache – *Tontons macoute* – wird auf der Insel ungefähr auf dieselbe Weise zitiert, wie man etwa Kindern des Westens mit dem Schwarzen Mann oder mit dem Butzemann droht.

Die Magie ist, wie gesagt, nicht ausschließlich schwarz. Angesichts der auf der Insel vorherrschenden Kargheit und eines völlig unzulänglichen Gesundheitsdienstes muß es ja beinahe – zur Linderung von Not und Leid – eine weiße Magie geben. Der Hungan kennt heilkräftige Kräuter. Er verfügt auch über gewisse psychologische Kenntnisse. Wenn sich die Bauern sogar in dringenden Krankenfällen ordentlicher Spitalspflege verweigern, so kommt dies nicht ganz von ungefähr. Maya Deren führt in diesem Zusammenhang das Beispiel ihrer eigenen Dienerin an, die, ärztlichem Befund zufolge an einer akuten Blinddarmentzündung leidend, um keinen Preis in das Krankenhaus gebracht werden wollte und statt dessen ihren Hungan konsultierte, der sie erstaunlicherweise vermöge eines der Kranken zugemuteten anstrengenden Rituals vollständig kurierte.

Im ganzen ist der Wudukult komplizierter und vielschichtiger, als die auf schwarze Magie und orgiastische Riten beschränkte volkstümliche Vorstellung vermuten läßt. Es handelt sich um einen Kult, der einer ganzen Gemeinschaft Techniken zugänglich macht, die anderswo der Kontaktnahme mit dem Übernatürlichen dienen. Diese Techniken führen zu in Trance bewirkten mediumistischen Leistungen (in diesem entrückten Zustand pflegt der Hungan wahrzusagen), zu Phänomenen der sympathetischen Magie und Kundgebungen unerklärlicher Sprachbegabung, die sich im Sprechen unbekannter, fremder Sprachen ausdrückt (eine bei Wuduzeremonien häufig vorkommende Erscheinung).

Und was noch merkwürdiger als so manche spiritistische Anklänge erscheinen mag: der Wudukult enthält viele christliche Glaubenselemente. Tatsächlich sind manche Wudianhänger zugleich praktizierende Christen, was allerdings – begreiflicherweise – seitens der Kirchen nicht gebilligt wird. Andererseits vermag dies nichts an der Tatsache zu ändern, daß – wie Maya Deren es schildert – aktive Wudianhänger „aufrichtig an die Dreifaltigkeit glauben, ihre Kinder und freilich auch die Trommeln taufen lassen, ihre Hausaltäre mit Heiligenbildern schmücken und sich bei jeder Gelegenheit des Kreuzzeichens bedienen; das Christentum müßte hier Leute bekehren, die schon bekehrt sind.“

Vieles ist den Wudugöttern mit den katholischen Heiligen gemeinsam. Wie die Loa waren ja auch die Heiligen einmal Menschen – Menschen, die dann besondere Qualitäten erlangt haben. So sieht man denn auch auf Haiti auf Schritt und Tritt Wudualtäre, die mit Heiligenbildern und biblischen Figuren geschmückt sind. St. Patrick, der oft mit Schlangen zu seinen Füßen dargestellte irische Nationalheilige, findet in dem Schlangengott Damballah-wèdo eine recht genaue Entsprechung. Lazarus, im Bild des alten Mannes mit den um ihn herumstreunenden Hunden, in Legba, dem die Hunde geweiht sind. Und Agwé, der Gott des Meeres, erinnert an Bildvorstellungen, die wir gewöhnlich mit dem hl. Ulrich verbinden.

Somit erscheint christliches Brauchtum mit dem Mythos des Wudu sozusagen verschwistert. Umgekehrt fallen die Anleihen, die der Wudu in seinem Ritus bei der katholischen Liturgie nahm, geradezu ins Auge. Der Kultdienst wird regelmäßig, vor einem mit Kerzen und Heiligenbildern geschmückten Altar, von einem Priester oder einer Priesterin zelebriert. Das Vaterunser, das Confiteor und das Ave-Maria wer-



Links ein mit Heiligenbildern geschmückter katholischer Hausaltar. Rechts eine Altarnische im Haus eines Wuduisten; sie ist belegt von Tassen und Schalen, die für Opfergaben zu Ehren der Götter bereitstehen, sowie den für den Wudukult typischen Tongefäßen, den sogenannten Govi, in die – so glaubt man – die Seelen toter Ahnen heimgeholt werden, um dort bewahrt zu werden. Auf Haiti gehen christliches Brauchtum und Wudupraktiken häufig Hand in Hand. Das Angebot der Devotionalienhändler begreift, wie wir auf dem Bild oben sehen, religiöse Gegenstände aller Art ein und reicht von katholischen Heiligenbildern bis zu den Wahrzeichen des Barons Samedi, den in der Bildecke links unten erkennbaren Eisenkreuzen.



den zusammen mit den Hymnen zu Ehren der Jungfrau Maria und der Heiligen gebetet. Das Wuduzeremoniell kennt sogar den Gebrauch des Weihwassers, mit dem, mittels eines Laubzweiges, die Gläubigen besprengt werden. Métraux kommentiert: „Indem die Wuduisten ihren Zeremonien, die nicht katholisch sind, eine katholische Prägung geben, liegt kein Versuch der Täuschung oder Tarnung; dies geschieht vielmehr aus der echten Überzeugung von der Wirksamkeit der katholischen Liturgie und damit in der Absicht, die Vorteile derselben der eigenen Religion zugute zu halten. Gesang, Gebet und Kniebeuge als Bestandteil ihres Kultes sollen, sagen sie, ‚die Loa bewegen‘.“

Die Vermischung christlicher und heidnischer Elemente erhöht noch die Undurchsichtigkeit und die mannigfachen Widersprüchlichkeiten innerhalb des Wudukultes, die wir hier kaum auch nur haben andeuten können. In der Tat ist es bis jetzt noch niemandem gelungen, Glauben und Kult des Wudu völlig verständlich zu machen. Jede Einzelheit führt auf endlos scheinende Umwege, jede Betrachtung droht sich in Ausschweifungen zu verlieren. Was fangen wir beispielsweise mit den als günstig geltenden „weiblichen“ Wochentagen Montag, Dienstag und Donnerstag an? Was bedeuten uns Mittwoch, Freitag und Samstag als sogenannte ungünstige „männliche“ Tage? Was für Gründe und Vorstellungen führten zu solchen Unterschei-



Wie der Wudu geht auch der in Brasilien verbreitete Macumbakult, eine Religion, die ursprünglich von den Negerklaven eingeführt wurde, auf afrikanische Elemente zurück. Die Rituale der Macumba bestehen hauptsächlich aus Gesang und Tanz und haben ihren Höhepunkt in der Besessenheit der rauschhaft verzückten Kultanhänger durch die Götter. Links sind zwei besessene Frauen zu sehen. Die Fotografien wurden während einer Macumbazeremonie aufgenommen.

Rechts eine Tonfigur von Ezú, dem bösen Geist der Macumba-Götterwelt, und ganz rechts eine Eisenplastik seines weiblichen Gegenstücks.



dungen? Und was ist der Hintergrund jener heiligen Zahlen und Farben, denen wir überall im Wuduglauben begegnen? Wie lassen sich alle diese scheinbar zusammenhanglosen Einzelheiten in ein Ganzes einfügen?

Und dennoch handelt es sich bei solchen Fragen um Rätsel schließlich nur zweiten Ranges. Sie sollten nicht von dem einfachen Kern des Wuduglaubens und -kultes ablenken: der Wudu hat sein Zentrum in der bedingungslos hingenommenen Überzeugung, daß es im gewöhnlichen Alltagsleben eine Art zweigleisigen Verkehrs zwischen dem Natürlichen und dem Übernatürlichen gibt. Für den Wuduanhänger hat jedes menschliche Gefühl ein dementsprechendes Gefühlsäquivalent in der Welt der Götter, das sich im entrückten Zustand der Besessenheit offenbart. Er ist auch überzeugt, daß wesentlich von der Art bzw. der Intensität des Gefühllebens – also vom emotionellen Potential, das der Gläubige bei der Zeremonie aufbringt – abhängt, inwieweit sich ihm die Götter günstig erweisen. Heutzutage begegnet man auf Haiti mitunter dem Geständnis, daß sich die „großen“ Götter nur selten manifestieren. Und ein auf der Insel geläufiges Sprichwort zeigt, daß man im wichtigsten Punkt nicht bereit ist, sich auch nur im geringsten unzutreffenden Illusionen hinzugeben: „Große Götter“, sagt man auf Haiti, „können nicht kleine Pferde reiten.“



8 Die Monsterlegende

Unter *Lykanthropie* versteht man die Wahnvorstellung eines Menschen, in einen Wolf verwandelt zu sein. Ein Mensch der einer derartigen Metamorphose fähig ist, wird Werwolf genannt (aus dem Althochdeutschen wie auch dem gleichlautenden Altenglischen *wer*, d. h. Mensch). Unter allen mit übernatürlichen Zügen ausgestatteten Ungeheuern, die unsere Literatur, das Sagengut und die Träume der Menschen bevölkern, dominiert der Werwolf.

Werwolfgeschichten finden sich in der Folklore praktisch aller Völker. Deutschland hat seinen Werwolf genau wie England den *wereewolf*; Spanien hat den *lob ombre*, Portugal den *lob omem*; Italien kennt den *lupo manaro*, Frankreich und die französisch sprechenden Nationen haben den *loup-garou*. Der Werwolf hat sogar seine Vettern in Ländern, in denen es nie Wölfe gab: Indien hat Geschichten von Wertigern geliefert; in Afrika gibt es Werleoparden, Werschakale und Werhyänen. Umgekehrt geht in Ländern, in denen es genug Wölfe gibt oder früher einmal gab, wie z. B. in Rußland oder Frankreich, die Sage auch über Werhunde, -bären, -katzen, -füchse, ja sogar Werkröten.

Warum die Idee des Werwolfs soviel Schrecken einzuflößen vermag und die Phantasie der Menschen derart in Bann hält, wird im Laufe dieser Untersuchung verständlich werden. Zwei Faktoren möchten wir vorweg herausstellen.

Bekanntlich waren die Wölfe seit den Uranfängen der Entwicklungsgeschichte die Todfeinde der Menschen, vielleicht sogar die Erzfeinde schlechthin, zumindest in der nördlichen Hemisphäre, wo der Mensch sie schonungslos auszurotten versucht hat. Der Wolf ist heute in manchen Gegenden ausgestorben, so in Zentral-europa, in Großbritannien und (Alaska ausgenommen) in den USA. Bis vor kurzem glaubte man auch Frankreich, das in der Vergangenheit unter den reißenden Tieren überaus gelitten hat, von Wölfen frei; doch wurde 1963 wieder ein Rudel gesichtet. Der Wolf ist allgemein wieder stark im Kommen. In Ostdeutschland und Polen ist er schon wieder Standwild. Vereinzelt wagten sich Wölfe bis in die Lüneburger Heide vor. Auch aus den Karpaten stößt der Wolf nach Westen vor. Und auf einem uralten Wolfspaß bewegt er sich im Apennin und in den Pyrenäen, ebenso wie z. B. in Portugal, in der Türkei und in Kanada.

Der legendäre Werwolf – ein Mensch der über die Macht verfügt, die Gestalt und die Züge eines Wolfes anzunehmen – ist vermutlich das meistgefürchtete aller mit übernatürlichen Merkmalen ausgestatteten Ungeheuer. Es herrscht weithin der Glaube, daß eine solche Metamorphose vermöge magischer Rituale zustande zu bringen sei.

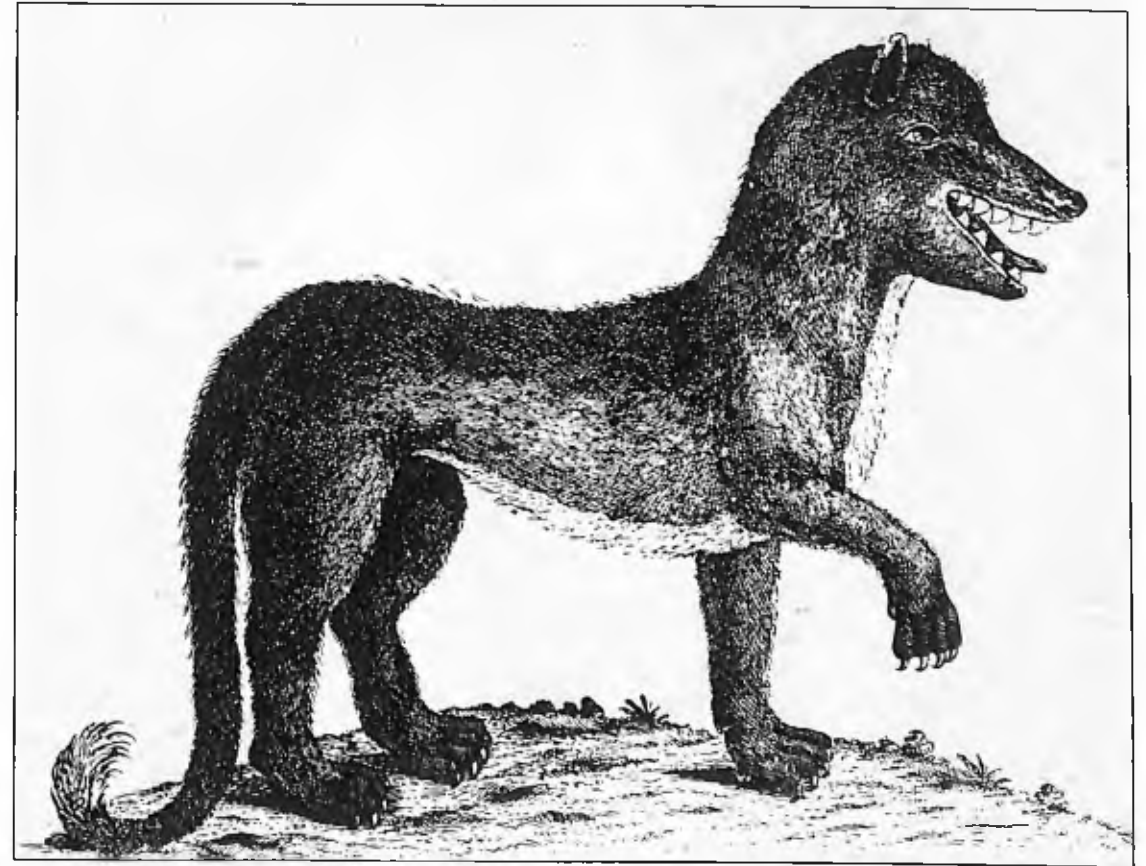


Die grimmige Blutgier des Wolfes ist bekannt. Rudelweise tauchen die Tiere auf und reißen ganze Herden. Darüber hinaus haben Wölfe etwas ausgesprochen Unheimliches an sich. Es liegt daher geradezu in der Luft, sie dem Übernatürlichen zuzugesellen. Ihr häufiges Auftreten zur Nachtzeit, ihr geräuschloses Herannahen – Grau in Grau und grauenhaft –, ihre vielschillernden Katzenaugen, ihr markdurchdringendes, scheußliches Heulen in gespenstischer Nacht – dies alles scheint geeignet, das Tier als unheimliche Kreatur jenseits des völlig Natürlichen zu stellen. Mit anderen Worten: Dem Wolf haftet etwas Dämonisches an. Und damit war es nur ein kleiner Schritt, ihn unter den Legionen des Teufels zu sehen und mit Hexerei und Zauberei in Verbindung zu bringen.

Solange Europa im Bann des Hexenwahns stand, betrachtete man als Urheber aller Heimsuchungen durch Wölfe – wie für alles Unheil – die Hexen bzw. Hexer (die ihnen zgedachten Verwandlungsfähigkeiten haben wir in Kapitel 6 bereits kennengelernt). Sie waren es, die sich in Wölfe verwandelten und des Nachts friedlichen Bauern und Wanderern auflauerten, die Leute erschreckten oder zerrissen. Derartige Umtriebe sah man einfach als Teil jener Dienste, die die Hexen zum Unheil der Menschheit ihrem teuflischen Meister zu erweisen hatten. Schriftsteller jener Zeit des Wahns äußerten vereinzelt die Ansicht, daß es sich bei den Werwölfen nicht ausschließlich um Hexen handle; manche seien Dämonen der Hölle, und zwar solche geringeren Grades. Demgegenüber sah man bei besonders arg wütenden Werwölfen den Satan selbst am Werk. Aber selbst dort, wo Werwölfe nicht als verwandelte Hexen betrachtet, sondern mit Dämonen identifiziert wurden, blieben sie im Zusammenhang mit der Hexerei. Viele Sabbatberichte weisen auf Hexen, die von Wölfen zum Festplatz getragen worden sein sollen. Und bei so manchem Sabbat soll sich dem Vernehmen nach die ganze Versammlung in ein räuberisches Wolfsrudel verwandelt und das nächtliche Land heimgesucht haben. Ein altes lettisches Märchen berichtet von einem Zwölftagezug eines in die Tausende gehenden Rudels von Werwölfen, das, vom Teufel in Wolfsgestalt angeführt, zur Weihnachtszeit das Land verheerte.

Kein Wunder daher, daß die Sachverständigen des 16. und 17. Jahrhunderts, die ja Werwölfe und Hexen identifizierten, die These verfochten, man werde – wie Hexe – auch Werwolf: durch einen Pakt mit dem Teufel. War der Teufelsbund einmal geschlossen, so war dem Eingeweihten auch die Macht der magischen Verwandlungsfähigkeit übertragen. Diese Macht war eben eine jener Teufelskünste, deren Hexen und Hexer nach der Initiation fähig wurden. Bemerkenswerterweise schien aber den meisten dämonologischen Quellen und Legenden zufolge die Mehrzahl der Werwölfe sozusagen auf ihr Sonderwesen – als Werwölfe – beschränkt; es fehlten ihnen die sonstigen Hexenattribute, wie z. B. die Fähigkeit des Fliegens, oder die Merkmale der Zauberei. Es kommt gerade so heraus, als ob sich die meisten Werwölfe mit dem Teufel nur eben um ihrer speziellen Werwolfseigenschaft willen verbündet hätten.

Das Sagengut der meisten Völker weiß freilich – neben dem Pakt mit dem Teufel – noch von anderen Methoden, ein Werwolf zu werden, zu berichten. Manche dieser halbmagischen Prozeduren entbehren jeglicher unmittelbar diabolischer Züge. Nach einem italienischen Volksaberglauben wird jedes im Neumond gezeugte Kind ein Werwolf; ebenso, wer an einem Freitag bei Vollmond eine Nacht im Freien schläft. Auf der an Werwolf- und Vampirlegenden unerschöpflichen Balkanhalbinsel soll –



Oben ist eine Zeichnung des „wildes Tiers“ von Gévaudan, das angeblich in den Jahren um 1765 mehr als ein gutes Hundert der Bewohner eines französischen Dorfes verschlungen haben soll. Obwohl vereinzelt Kommentatoren das Ungeheuer für eine Hyäne hielten, beharrte die allgemein herrschende Lokalmeinung auf ihrer Version, der zufolge nämlich in dem Tier ein in einen Wolf verwandelter Hexer wütete, um seinem kannibalistischen Trieb zu frönen. Ähnliche Geschichten über Wertiere („Wer“ bedeutet Mensch) finden sich über die ganze Erde verbreitet. Die Abbildung rechts zeigt eine alte Tonfigur des altmexikanischen Gottes der Nacht Tezcatlipoca in Gestalt eines Werjaguars. In dieser Maske (die nur eine unter vielen anderen Gestalten darstellte, die er anzunehmen vermochte) trieb der Gott – so herrschte der Glaube – nachts sein Unwesen im Land und schreckte die Menschen mit seinem Tiergeheul aus dem Schlaf.





Fotorekonstruktionen des schwarzmagischen Rituals, mit dessen Hilfe die legendäre Verwandlung in einen Werwolf bewirkt worden sein soll. Der künftige Werwolf bereitet, nachdem er einen magischen Kreis gezogen und darin ein Feuer angefacht hat, in einem Kessel einen mit Kräutern und Drogen versetzten Absud (Bild oben). Unter grimmigen Beschwörungsformeln, die an die Adresse der teuflischen Sippschaft zu richten sind, und nackt bis zum Gürtel beschmiert er den Leib mit der einer toten Katze abgewonnenen Salbe (links). Sodann legt er einen Gürtel aus Wolfsfell um und erwartet knieend den Dämon, der ihm die Macht zur Verwandlung in einen Werwolf verleihen und seine Metamorphose vollenden soll (rechts).



so glaubt man – eine bestimmte namenlose Blume jeden, der sie ißt, in einen Werwolf verwandeln. Wasser aus der Spur eines wirklichen Wolfes zu trinken oder aus einem Fluß, aus dem ein Wolfsrudel trank, führt unweigerlich zur Verwandlung in einen Werwolf. So jedenfalls weiß es der Volksmund zu berichten.

Paracelsus, der große Magier des 16. Jahrhunderts, vertrat die Ansicht, ein Mensch, der ein brutales, bestialisches Leben geführt habe, kehre möglicherweise nach seinem Tod in Gestalt eines Tieres wieder – gewöhnlich als Wolf. Nach Claude Seignolle enthält altfranzösisches Volksgut so manche Legende, der zufolge Verbrecher kraft priesterlichen Fluches für sieben Jahre in Werwölfe verwandelt wurden. Und andere Autoren berichteten gleichfalls über Verwandlungen gegen den Willen der Betroffenen. Tatsächlich gab es eine Zeit, da die Verwandlung in einen Werwolf als Tatbestand der Ketzerei betrachtet wurde; und viele Schriftsteller (sogar dieses Jahrhunderts, wie z. B. Montague Summers) behaupteten im Ernst, Werwölfe seien Kranke gewesen, die an ständiger dämonischer Besessenheit gelitten hätten.

So unwahrscheinlich dies nun ist, so steht demgegenüber fest, daß es – laut Volksmund – zum Zweck der Verwandlung eigene Zaubermethoden und ein besonderes Ritual gab. Wüschte jemand ein Werwolf zu werden, so mag ein solches Ritual angewendet worden sein. Es ist im wesentlichen eine Zeremonie der schwarzen Magie, ähnlich jener der Dämonenbeschwörung. Der Werwolfanwärter begibt sich bei Vollmond (nach anderen Quellen bei Neumond) in einen abgelegenen Wald oder auf eine einsame Anhöhe. Um Mitternacht zeichnet er einen magischen Kreis: einen inneren Kreis im Durchmesser von annähernd einem Meter und einen größeren äußeren Kreis. In der Mitte macht er ein Feuer an, er kocht in einem Kessel ein mit Schierling, Opium, Bilsenkraut und Petersilie versetztes Gebräu ab und spricht Beschwörungen beispielsweise folgenden Inhalts:

Wölfe, Vampire, Satyrn, Geister!
Auserwählte aller teuflischen Scharen!
Ich bitte zu euch: Sendet hierher,
Sendet hierher, sendet hierher
Den großen grauen Schatten, der die Menschen erzittern macht!

Sodann zieht er sich nackt aus, beschmiert seinen Körper mit einer vorher gemischten Salbe (ähnlich der in Kapitel 6 besprochenen Hexensalbe) und legt sich einen Wolfspelz als Gürtel um. Er kniet nieder, wartet. Hat er das Ritual sorgfältig befolgt, wird ein Dämon erscheinen (manchmal angeblich der Teufel selbst oder einer seiner Diener, manchmal auch nur ein böser Waldgeist). Der Dämon wird die Macht verleihen, die Verwandlung zu vollziehen.

Manchen Legenden zufolge kann die Verwandlung in einen Werwolf nur durch komplizierteste Zeremonielle bewirkt werden. Der Mensch muß sich entblößen, muß sich mit Salbe einreiben, die Beschwörungsformeln hersagen und (was regelmäßig von größter Wichtigkeit ist) den Wolfsgürtel oder sogar eine vollständige Wolfshaut umlegen. Oft begegnen wir in den Volkssagen auch stark vereinfachten Prozeduren. Beispielsweise braucht sich der Mensch nur in einer Vollmondnacht nackt auszuziehen und eine Zeitlang im Schmutz zu wälzen. Oder er entblößt sich bei Vollmond seiner Kleider und uriniert in dem am Boden gezogenen Kreis. Wieder anderen Legenden zufolge ist nichts anderes nötig, als daß die gewohnte Klei-

dung abgelegt und eine Wolfshaut oder lediglich ein Wolfsgürtel umgelegt wird. Zur Rückverwandlung müsse dann – so meinte man – das Ritual einfach im Gegen-sinn wiederholt werden: der Werwolf hat sich des Wolfsgürtels zu entledigen, im Schmutz zu wälzen oder in fließendem Wasser zu baden. Andere Quellen wieder scheinen vorauszusetzen, daß sich die Rückverwandlung des Werwolfs von selbst vollzieht, wenn die Nacht zur Neige geht.

Was nun die nächtlichen Umtriebe der Werwölfe anbetrifft, so wurde einfach alles das unterstellt, was dem animalischen Leben eines jeden Wolfes entspricht: der Werwolf verfolgt und jagt, er reißt die Herden, tötet und frißt. (Und dies gilt nicht etwa nur für die dämonischen Sabbat-Werwölfe.) Vereinzelt beschränkt die Legende die blutrünstigen Raubzüge der Werwölfe auf Angriffe gegen weidende Herden und bäuerliche Haustiere; für den Werwolf sind jedoch kannibalistische Züge charakteristisch: er lechzt nach Menschenfleisch. Obschon ein legendärer Werwolf in keiner Weise als wählerisch galt, glaubte man gleichwohl, daß sich seine blutgierige Gefräßigkeit mit besonderer Vorliebe an Kindern und vor allem an jungen Mädchen austobte. (Hier wird man nicht umhin können, sich der häufig gegen die Hexen vorgebrachten Anklagen erinnern zu müssen, sie hätten bei ihren Sabbatfesten Kinder verzehrt.) Ein geistesschwacher französischer Knabe namens Jean Grenier, der sich (im 17. Jahrhundert) als Werwolf fühlte und prahlte, er habe viele junge Mädchen getötet und verschlungen, wurde prompt beim Wort genommen, verhört und eingekerkert. Der hier zutage tretende Zusammenhang zwischen jener besonderen, auf Mädchen abzielenden Abart der Anthropophagie (Menschenfresserei), die man (nach dem griechischen Wort *parthenos*, d. h. Jungfrau) *Parthenophagie* nennt, taucht in den Legenden immer wieder auf. Und da der typische Werwolf sowohl als Kinderräuber als auch als Parthenophage erscheint, wird an dieser Stelle die enge Beziehung zwischen dem Werwolfmythos und uralten, weltweit verbreiteten und gehüteten menschlichen Tabus sichtbar. Es handelt sich hier um Kannibalismus und sexuelle Perversion. Beide Elemente spielen eine große Rolle in einem für die Ausgestaltung der Werwolflegende wichtigen Fall, der sich im Deutschland des 16. Jahrhunderts abgespielt hat – der Fall des Peter Stubb (oder Stump). Hierüber liegt einer der ausführlichsten und deshalb für uns wertvollsten Berichte vor, die je über die Umtriebe eines angeblichen Werwolfs geschrieben worden sind.

Stubb soll durch Teufelsbund Werwolf geworden sein. Seine Aufgabe war (laut einer 1590 über den Fall veröffentlichten englischen Druckschrift, deren Text wir hier modernisiert wiedergeben), „seine unheilvolle Art an Männern, Frauen und Kindern auszulassen, und zwar in der Gestalt eines Tieres, die ihm ermöglichte, sich ohne jede Furcht vor Entdeckung und ohne Lebensgefahr in Blutverbrechen auszu-leben.“ Der Teufel gab ihm einen Wolfsgürtel. Stubb brauchte ihn bloß umzulegen und war in einen Werwolf verwandelt. 25 Jahre lang hauste er in der Gegend. Er tötete und fraß gelegentlich Rinder und Schafe. Er beging so manchen Mord, nur weil ihm irgendwann einmal jemand zu nahe getreten war. (Aber erwachsene oder männliche Opfer verschlang er nur selten.) Er raubte, tötete und fraß insbesondere Mädchen und Frauen. In der erwähnten Druckschrift ist weiter ausgeführt: „Er-spähte er eine Maid, ein Weib oder ein Kind, nach denen sein Herz begehrte, wartete er, bis sie außerhalb der Stadt waren. Er versuchte sie mit allen Mitteln abseits zu locken, entführte sie in die Felder und brachte sie auf seine wölfische Weise grausam um.“ Im Laufe weniger Jahre ermordete er „dreizehn junge Mädchen und zwei

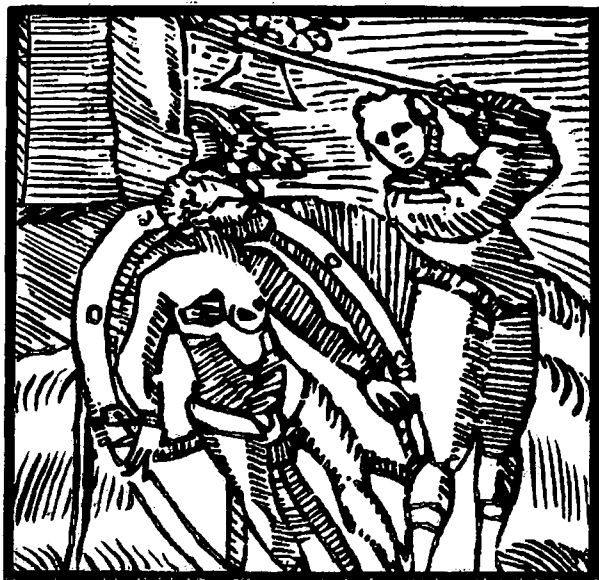


Von den Werwölfen glaubte man, daß sie – wie die Hexen – mit dem Teufel im Bunde seien. Sie verfielen daher unnachlässig den grausamen Strafsanktionen der Zeit. Die hier ersichtlichen Abbildungen entstammen einer Druckschrift aus dem 16. Jahrhundert und schildern das Los des wohl berühmtesten Werwolfs der deutschen Geschichte, eines Verbrecher-Ungeheuers namens Peter Stubb (oder Stump). Nach ihm wurde jahrelang gesucht und gejagt, bis es endlich im Zuge einer dramatischen Verfolgung gelang, seiner habhaft zu werden und ihm den Prozeß zu machen. Zahlreicher bestialischer Verbrechen für schuldig befunden, wurde er verurteilt, gefoltert, enthauptet und verbrannt.



hübsche, hochschwängere junge Frauen. Stubb beging angeblich Inzucht mit seiner eigenen Tochter, die ein Kind von ihm hatte; und ebenso mit seiner Schwester. Daneben hatte er viele andere „Konkubinen“, ja sogar – sieben Jahre lang – „einen ihm vom Teufel geschickten Sukkubus“. Unter den Mordtaten, die er als Werwolf begangen haben soll, finden sich Ruchlosigkeiten sondergleichen. So wird in der Druckschrift berichtet, er habe seinen eigenen Sohn getötet und verschlungen.

Es währte lange Jahre, bis es schließlich doch gelang, des Wolfsungeheuers habhaft zu werden. In dramatischer Verfolgung wurde Stubb, der Wolf, von einem ganzen Aufgebot von Menschen und Hunden gejagt. Zwar soll er versucht haben, seine Verfolger abzuschütteln, indem er den Gürtel abwarf und sich in einen Menschen rückverwandelte; aber diese hatten wohl bemerkt, was vor sich gegangen sein mußte. Sie faßten ihn und „schleppten ihn zu sofortiger Leibesvisitation vor Gericht“. Obwohl der Gürtel niemals gefunden wurde, gab es allem Anschein nach genügend Beweismaterial, um den Werwolf zu überführen: sein plötzliches Auftauchen in Menschengestalt vor den Augen der Verfolger wie auch die Tatsache seiner Inzucht und aller anderen Bestialitäten. Er wurde schuldig befunden, mit den grauenvollen Foltermethoden der Zeit gemartert und hingerichtet. Der abgeschlagene Kopf wurde, auf einem Pfahl aufgespießt, als Trophäe und zur Abschreckung außerhalb der Stadt Bedburg zur Schau gestellt.



Stubb scheint, wie die meisten Diener des Teufels, nach seiner Gefangennahme für die Häsher kein Problem mehr gewesen zu sein. Er wurde – übernatürlicher Werwolf hin oder her – wie jeder beliebige eines Kapitalverbrechens überführte Übeltäter hingerichtet. Wie ja auch die ketzerischen Hexer und Hexen hingerichtet wurden. Kaum je sind Geschichten laut geworden, diese hätten kraft ihrer magischen Teufelskunst der Inquisition zu entrinnen vermocht. Fachleute wollten wissen, daß eben der Teufel seine Diener, sobald sie einmal gefangen waren und ihm daher nicht mehr nützlich sein konnten, ihrem Schicksal überlasse und nur noch auf die Höllenfahrt ihrer Seelen warte. Deshalb erübrigten sich besondere Vorkehrungen, um den dingfest gemachten Werwölfen den Garaus zu machen. War einmal ein Wolf – der Werwolf – gefaßt, so ergab sich der Rest wie bei Ketzern von selbst.

Ob nun in der Folklore die Werwölfe mit dem Teufel in Zusammenhang gebracht wurden oder nicht, jedenfalls genügten im allgemeinen die zur Erlegung eines

Wolfes hinreichenden Mittel, auch einen Werwolf zur Strecke zu bringen. Er wurde mit Messer, Knüppel oder Gewehr niedergestreckt. Verwundet oder tot allerdings sollen die Wölfe von selbst wieder menschliche Gestalt angenommen haben. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine französische Sage aus dem 16. Jahrhundert. Ein Jäger erwehrt sich des Angriffs eines grimmigen Wolfes und schlug dem Tier im Kampf eine Pfote ab. Er steckte diese in seine Tasche und begab sich auf den Heimweg. Unterwegs traf er einen Freund, erzählte ihm von seinem Abenteuer und wollte ihm die Pfote zeigen. Statt dessen fand er in seiner Tasche eine Frauenhand. Dem Jäger kam diese – und der goldene Ring an der Hand – bekannt vor. Er eilte nach Hause, um dort zu entdecken, was er befürchtet hatte: seine Frau verband sich gerade den blutigen Stumpf ihres Armes. Die Frau wurde vor Gericht gestellt und verbrannt.

Wo immer einem Werwolf dämonische Besessenheit unterstellt wurde, waren exorzistische Maßnahmen die übliche Kur. Es gab aber auch viele nichtreligiöse, magische und halbmagische Prozeduren, mit deren Hilfe man sich vor einem Werwolf schützen bzw. seiner ledig werden konnte. In englischen und schottischen Volkssagen werden die Werwölfe, zumal in dieser Gestalt ihr Unwesen treibende Hexen, als gegen gewöhnliche Gewehrkugeln immun und nur durch Kugeln aus – allenfalls noch geweihtem – Silber verwundbar geschildert. Bisweilen sind Werwölfe der Legende nach heilbar: wenn ihnen zum Beispiel drei Tropfen ihres Blutes entzogen werden oder wenn man die Wölfe bei ihren menschlichen Namen anruft. Werwölfe gegen ihren Willen werden geheilt, wenn sie sich neun Jahre lang menschlichen Fleisches enthalten. In der französischen Folklore wird der Loup-garou geheilt, wenn er nachts bis an den Rand des Verblutens gestochen wird. Der durch priesterlichen Fluch zum Werwolfdasein Verdamnte findet Genesung, wenn er durch einen Priester verwundet wird. In diesen französischen Legenden macht sich der Glaube geltend, daß der Wolf verwundet oder getötet werden kann, der Mensch aber unversehrt bleibt.

Konnte der Werwolf weder getötet noch geheilt werden, so mußte man sich der verschiedenen Mittel und Wege versichern, ihn wenigstens fernzuhalten. Roggen, Misteln, Asche und die Eibe galten in England als schutzkräftig. Eine Anzahl von



Kennzeichnend für alle legendären Werwölfe war ihre gefräßige Gier nach Menschenfleisch. Links eine den Vorstellungen der Zeit entsprechende Darstellung einer dramatischen Werwolfszene von der Hand des vielberühmten deutschen Meisters Lukas Cranach d. Ä. (1472–1553). Eine andere Darstellung, rechts, nach einem dem 16. Jahrhundert entstammenden Kupferstich, der einem in Deutschland verfaßten Traktat über die Hexerei entnommen ist.

Sachkennern (die vielleicht die Lykanthropie im Zusammenhang mit der mit Wasserscheu verbundenen Tollwut und den Werwolf als tollwütig gewordenen wirklichen Wolf sahen) legte nahe, Werwölfe würden insbesondere fließendes Wasser fürchten und priesen dessen Schutzkraft. Und dann glaubte man auch erkennen zu können, welche Menschen Werwölfe und daher zu meiden waren. Hier ein solcher Steckbrief: gerade, jedoch schiefstehende und über der Nase zusammenlaufende Augenbrauen; lange, gekrümmte, rötliche Fingernägel; kleine, tief am Kopf sitzende Ohren; ein außergewöhnlich langer Mittelfinger an jeder Hand; und, manchmal, übermäßiger Haarwuchs, insbesondere an Händen und Füßen. Dagegen gab es keine allgemeinen Kennzeichen, um einen Werwolf in Tiergestalt von einem gewöhnlichen Wolf zu unterscheiden, außer daß man sich den Werwolf größer, grimmiger und gefräßiger vorstellte. In manchen Volkssagen erscheint der Werwolf als ein Mensch mit einem Wolfskopf oder als Wolf mit Menschenhänden.

Sachverständige auf dem Gebiet des Übersinnlichen und insbesondere des Hexenwesens haben eine ganze Reihe mehr oder minder einleuchtender Thesen entwickelt und zu erklären versucht, wie und warum die Werwolflegende je aufkam und weshalb sie sich in so manchen Gegenden noch immer hält. Jedenfalls reicht sie bis ins Altertum zurück. Schon damals gab es Wolfsmythen und Wolfskulte. Bekannt ist die griechische Sage vom Arkadierkönig Lykaon, der dem weltbeherrschenden Zeus Menschenfleisch vorsetzte und zur Strafe von dem erzürnten Gott in einen Wolf verwandelt wurde. (Manche griechischen Schriftsteller schmückten die Geschichte noch aus, indem sie hinzufügten, Lykaon selber habe davon gegessen.) Auf diese Sage soll der Kult zu Ehren des Zeus Lykaos zurückgehen, bei dem Wolfsmasken getragen wurden. Wolfsmasken trugen auch die rasenden Mänaden bei ihren ekstatischen Orgien, wenn sie auf waldigen Triften ein Tier (oder auch – wie Orpheus – einen Mann) verfolgten; wurden sie des Opfers habhaft, zerrissen sie ihre Beute buchstäblich in Stücke. In der Theorie wird daraus gefolgert, es hätten möglicherweise entstellte Berichte über derartige Ausschweifungen zu dem Glauben geführt, daß die Weiber bei solcher Jagd sich tatsächlich in Wölfe verwandelten.

Wahrscheinlich sind diese Beiträge der Antike nicht ohne Einfluß auf die Ausgestaltung der Werwolflegende in Europa geblieben. Desgleichen hat vermutlich in



Afrika der Begriff des Totems bzw. der „Buschseele“ zum Entstehen der sich um die Werleoparden rankenden Legenden viel beigetragen. Bei den Eingeborenen dieser Naturvölker herrscht der Glaube, sie seien mit einem Tier – der Buschseele – identisch, was nicht nur etwa im geistigen Sinn oder symbolisch aufzufassen ist; die Primitiven fühlen sich mit dem Tier als ein und dieselbe Wesenheit. Die europäische Geschichte weist auch anderwärts interessante Parallelen auf, an denen sich in diesem Zusammenhang anknüpfen läßt. Man denke beispielsweise an die Legenden und Sagas der felltragenden, wilden Krieger-Barbaren aus dem Norden. Manche Schriftsteller haben darauf hingewiesen, daß zur Legende ausgeschmückte Erinnerungen an diese Barbaren und ihre Überfälle auf friedliche Siedlungen den Hintergrund des Werwolfmythos stark beeinflusst haben – Erinnerungen besonders an die altnordischen Berserker, jene sich gleichsam in Bären verwandelnden Krieger, die in ihrer blinden „Berserkerwut“ sich wie toll gebärdeten und beinahe unbesiegbar waren. Sie sollen mit Schaum vor dem Mund gekämpft und wie Tiere geheult haben. (Das Wort „Berserker“ kommt vom altnordischen *berserkr*, d. h. „der Bärenhemdige“; offensichtlich eine Anspielung auf die Bärenfelle, die sie trugen.)

Neuestens hat Robert Eisler, gestützt auf Geschichte und Legende, eine anthropologische Theorie hinsichtlich Sadismus, Masochismus und Lykanthropie entwickelt. Wir werden trachten, Eislers Gedankengänge auf einen einfachen Nenner zu bringen. Erstens versucht er zu beweisen, daß der Mensch nicht von jeher von tierischer Kost lebte und aggressiv war; daß die Hominiden der Urzeit vielmehr, wie die meisten Säugetiere und übrigens manche Naturvölker heute noch, Vegetarier waren und Krieg und Gewalttätigkeit, insbesondere sexueller Natur, mehr oder weniger nicht kannten. Dieser idyllische Zustand habe sich jedoch mit der einschneidenden Veränderung der gesamten Lebensbedingungen in der einbrechenden Eiszeit geändert. Um zu überleben, mußte der Urmensch neue Nahrung finden und sich auf die ganze Breite seines Nahrungsspielraumes – von pflanzlicher auch auf tierische Kost – umstellen. Er mußte seine Nacktheit bedecken und legte sich Felle um. Er lernte jagen und schloß sich zur Erzielung besserer Beute zu gemeinsamer Hetzjagd gruppenweise zusammen. Der in dieser Umstellung allmählich vollzogene Umbruch hinterließ seine Spuren im kollektiven Unbewußten des Menschen (hier bedient sich

Eisler der Terminologie C. G. Jungs), was sadistisch-masochistische Züge samt den damit verbundenen Schuldgefühlen zur Folge hatte – und ebenso den Werwolfmythos.

Eislers Theorie bietet für manche Aspekte des Werwolfmythos interessante Erklärungen. Ins Auge fällt dabei die Betonung des Geschlechtlichen. Der Urmensch mußte – ähnlich wie der Rüde in seinem Wolfsrudel – das Weib entweder einem fremden Verband im Kampf abringen oder aber einem friedlichen Stamm stehlen. Kein Wunder daher, daß später die Werwölfe als Frauenräuber und Jungfrauen-schänder gesehen wurden. Vermutlich verzehrten auch die felltragenden Eiszeitmenschen auf dem Rückzug vor dem vom Norden hereinbrechenden Eis tatsächlich alles, was sich nur irgendwie Eßbares fand – einschließlich kannibalistischer Kost –, und streiften wie hungrige Wolfsrudel nach dem Süden, wo die Menschen vielleicht immer noch von pflanzlicher Kost lebten und friedlich waren. In ganz ähnlicher Art und gleichfalls wie Wolfsmeuten mochten, viel später, die Berserker plündernd und mordend nach dem Süden abgewandert sein. Denkt man sich nun selbst in die Mitte einer friedlichen Gemeinschaft und versucht man den Schrecken nachzuempfinden, wenn nun heute fellumgürtete, heulende Berserker das Dorf plündern und niederbrennen, die Frauen rauben und schänden und morgen ganze Rudel vierbeiniger Wölfe einbrechen – läßt sich da nicht leicht verstehen, daß die Grenzen zwischen Mensch und Wolf verschwimmen mußten und daß man dem Menschen die Fähigkeit unterstellt hat, sich in einen reißenden Werwolf verwandeln zu können?

Wie aber steht es damit heute? Der alte Werwolfglaube ist nach dem amerikanischen Psychoanalytiker Dr. Nandor Fodor wie andere mythologische Motive bzw. Mythologeme „in unser Traumleben verbannt worden“, ist dort aber noch immer „aktiv“ und wird in der Vergegenwärtigung krimineller Motive ausgewertet, während die Verwandlung dem Träumer „symbolisch der seine heimlichen Taten, Phantasien oder Wünsche verurteilenden Selbstbezeichnung“ dient. Manche der von Fodor zum Beweis angeführten Träume verleihen Eislers These besonderen Nachdruck und scheinen das Vorhandensein derartiger archetypischer Relikte im kollektiven Unbewußten zu bestätigen.

Schließlich hat noch ein weiterer Faktor zur Ausgestaltung der Werwolflegenden sehr wesentlich beigetragen: die Lykanthropie als pathologische Erkrankung, der



Die Abbildung links gibt ein Gemälde wieder, das von dem österreichischen Maler Paul Ivanovitz (19. Jahrhundert) geschaffen wurde. Es veranschaulicht den Schrecken der in unbändiger Raserei gegen die römischen Legionen anstürmenden fellumgürteten „Barbaren“. Die durch ihre sprichwörtlich gewordene „Berserkerwut“ verewigten Berserker, deren kriegerische Meuten, wo immer sie auftauchten, Tod und Schrecken verbreiteten, sollen nach Ansicht mancher Fachleute bei der „Geburt“ der Werwolflegende Pate gestanden und deren Ausgestaltung inspiriert haben. Daß es im hohen Norden leicht möglich gewesen sein muß, einen von Kopf bis Fuß in Pelzen verummten Mann mit einem Tier zu verwechseln, demonstriert die Aufnahme eines Eskimos im Bild rechts.



Wahn, in einen Wolf verwandelt zu sein. Ein an Lykanthropie Leidender ist überzeugt, ein wildes Tier zu sein. Er heult, verlangt nach rohem Fleisch und wird möglicherweise sogar auf allen Vieren gehen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß manche Werwolfgeschichten auf Krankheitsfälle zurückgehen, die, laut Rossell Hope Robbins, im 16. und 17. Jahrhundert recht verbreitet waren. Beispielsweise könnte der früher erwähnte geistesschwache Jean Grenier darunter fallen, zumal die Krankheit häufig bei Geistesschwachen auftritt. Der Betroffene leidet an Halluzinationen. Er kommt sich tatsächlich verwandelt vor oder glaubt zumindest, seine Zähne seien überstark und seine Nägel Krallen geworden. Nach Berichten aus dem 17. Jahrhundert gab es zahlreiche vom Wahn Befallene, die anderen weismachen wollten, sie seien Wölfe, nur wüchsen ihre Haare nach innen. Ohne weiteres wäre auch – etwa wenn wir uns der von den Hexen benützten Stimulanzen erinnern – denkbar, daß die beim Verwandlungsauber verwendeten Salben zusammen mit Autosuggestion zu Halluzinationen führten, ohne daß der Verwandlungswillige einen pathologischen Fall dargestellt hätte.

Somit stellen unbewußte archetypische Alpträume und Erinnerungen, übertriebene und oft entstellte geschichtliche Überlieferungen, Geistesstörungen, halluzinatorische Stimulanzen und Rauschgifte sowie schließlich die Angst und Abscheu, die die Menschheit seit alters her vom Wolf trennten, die Hauptkomponenten des Werwolfmythos dar. Es erscheint daher verständlich, daß die Werwolflegende entstand. Erstaunlicher mag allerdings die Tatsache erscheinen, daß sie bis heute fortlebt. In Bourg-la-Reine (Frankreich) stand noch 1930 ein Bauer im Ruf, ein Zauberer zu sein und wurde überdies von seinen Nachbarn verdächtigt, des Nachts als Wolf sein Unwesen zu treiben. Und im Jahre 1946 wurde eine Siedlung im Reservationsgebiet der Navaho, eines nordamerikanischen Indianerstammes, angeblich von einem indianischen Werwolf drangsaliert, der die Herden anfiel, Gräber plünderte, Frauen tötete und auffraß.

Wie die Werwolflegende mit dem Hexenwesen verknüpft ist, so tritt in der Nachbarschaft der Geister der *Vampir* auf den Plan. Der Vampir entsteigt blutleer seinem Grab und saugt den Lebenden das Blut aus. Die Vampirlegende ist gegenüber dem in aller Welt, von Sibirien bis Südafrika seit jeher bekannten Grundmotiv des Werwolves oder anderer Tiermenschen viel weniger alt und weniger weit verbreitet. Das Grundmuster der Vampirlegende fand die uns heute bekannte Ausprägung erst ungefähr im 16. und 17. Jahrhundert, und zwar hauptsächlich auf der Balkanhalbinsel und in den angrenzenden Ländern. (Es gab freilich schon in der Antike Wesen, die den Vampiren geradezu verschwistert erscheinen: blutsaugende Geister, Magier oder Hexer; sie haben aber mit der Figur des Vampirs nur wenig Gemeinsames.)

Das Wort „Vampir“ ist slawischen Ursprungs, doch war es (laut Montague Summers) früh schon auch dem Madjarischen und, leicht abgewandelt, dem Russischen, Tschechischen und Polnischen bekannt. In den Jahren um 1730 scheint auf dem Balkan geradezu eine Vampirpsychose ausgebrochen zu sein. Jedenfalls brachten damals Reisende das bis dahin dem Englischen ungeläufige Wort nach England und veröffentlichten dort die ersten Vampirgeschichten. Zugleich wurden das Wort und die Legende rasch in ganz Europa ein Begriff. Vielleicht hat hierzu der französische Theologe Dom Augustin Calmet nicht wenig beigetragen; er schrieb im Jahre 1746 eine Abhandlung über Vampire. (Eine begrenztere Studie hatte ein griechischer Gelehrter, Leone Allacci, schon rund 100 Jahre früher geliefert.) Ihren eigentlichen

Ruhm verdanken die Vampire freilich der Schauerliteratur. Im Unterschied zum Werwolfmythos scheinen die Vampire – wie die Geister – die Gruselschriftsteller mächtig inspiriert zu haben. Psychologisch gesehen hängt diese Anziehungskraft vielleicht mit der einer jeden Vampirgeschichte anhaftenden Erotik sadistischer Prägung zusammen. Sie findet zweifellos in den im allgemeinen in menschlicher Gestalt vorgestellten Vampiren unmittelbarer Ausdruck als beim Werwolf.

Der Vampir gelangte mit der allgemeinen Hochflut der Schauerliteratur im 19. Jahrhundert zu seiner literarischen Geltung. Selbst Dichter von Rang wie Goethe, Gautier und Baudelaire fühlten sich von Vampirgeschichten gefesselt. Es gab allerdings auch Verkaufsschlager auf dem Niveau jener Hintertreppenromane, für die beispielhaft Thomas Prests *Varney the Vampire* (1847) stehen mag. Eine wahre Sensation und marktbeherrschend in seiner Art wurde der unnachahmliche *Dracula* des irischen Schriftstellers Bram Stoker, der im Jahre 1897 veröffentlicht wurde und bis auf unsere Zeit die Konzeption des Vampirs bestimmend beeinflusst hat.

Stokers Biograph bezeugt, daß Stoker den Einfall, ein Buch über einen Vampir zu schreiben, einem Traum abgewann (einer Eingebung im Traum verdankten auch Stevenson *Dr. Jekyll and Mr. Hyde* und Mary Shelley den *Frankenstein*). Stoker suchte dann nach einem Quentchen Wirklichkeit für seine phantastische Geschichte und fand seinen Mann in einem walachischen Ritter namens Dracula. Dracula war ein berühmt-berüchtigter General, der sich im 15. Jahrhundert siegreich mit den Türken herumgeschlagen hatte, daneben aber ein Mörder und Folterknecht sondergleichen war, ein pervertierter Sadist, der seine Feudalmacht mißbrauchte und ein wahres Schreckensregiment über die bäuerlichen Untertanen führte. Sein Schloß war ebenso verhaßt wie gefürchtet. Das Volk hielt Dracula für einen Teufel oder für den Satan in leibhaftiger Person. Ein Manuskript, das über sein Leben und Hausen berichtet, brandmarkte ihn als „Vampir“. Dies war das Schlagwort und zündender Funke für Stokers Werkplan. Er studierte das Brauchtum der Balkanländer und die dort zahlreich wuchernden Vampirlegenden, und zwar außerordentlich gründlich; denn die in Siebenbürgen spielende Handlung enthält erstaunlich viel echte slawische Folklore. Daneben entstammt natürlich manches seiner eigenen Phantasie, das infolge des Ruhmes, den das Buch erlangt hat, neben dem echten Volksgut mit Eingang in die Vampirlegende gefunden hat. So bleibt zwar, was das Wesen des Vampirs und seine Eigenheiten angeht, die Folklore selbst eine zuverlässigere Informationsquelle als Bram Stokers *Dracula*; dennoch können wir die Zeichnung seiner Vampirgestalt in mancher Hinsicht als typisch gelten lassen. An der folgenden Beschreibung stechen zwei Punkte besonders hervor: ein Vampir ist immer von leichenhafter Blässe, denn er ist tatsächlich ein Kadaver; und die Blutkost des Vampirs gibt sich regelmäßig kund. Aber lassen wir nun Graf Dracula vor uns erstehen, wie er von dem ahnungslosen Helden der Handlung, der soeben das Schloß betreten hat, gesehen wird.

„Da stand ein großer, hagerer alter Mann, glatt rasiert, jedoch mit einem langen, weißen Schnurrbart; er war von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet . . . Er bewegte sich impulsiv auf mich zu, streckte seine Hand aus und packte die meine mit einer Kraft, die mich erschauern ließ, zumal sich die Hand kalt wie Eis anfühlte – eher wie die Hand eines Toten als eines Lebenden . . . Er hatte ein sehr energisches Adlergesicht mit hohem, dünnem Nasenbein und eigenartig vorgewölbten Nasenlöchern; seine hochragende Stirn war kuppelartig, der Haarwuchs in der Schläfengegend spärlich,



BY THE AUTHOR OF
"GRACE RIVERS; OR, THE MERCHANT'S DAUGHTER."

LONDON: E. LLOYD, SALISBURY-SQUARE, AND ALL BOOKSELLERS.

sonst aber auffallend reichlich; die buschigen Augenbrauen trafen sich beinahe über der Nase . . . An dem grausam-starren Mund fielen die eigentümlich scharfen, weißen Zähne auf; diese überragten die Lippen, deren Frische für einen Mann seines Alters von einer erstaunlichen Vitalität zeugte. Im übrigen hatte er fahle, oben spitz zulaufende Ohren, ein breites, hartes Kinn und schmale Wangen. Der allgemeine Eindruck war der einer außergewöhnlichen Blässe . . .

Ich konnte die grobschlächlige Breite seiner Hand und die plattgedrückten Finger nicht übersehen, noch – merkwürdig genug – den dichten Haarwuchs inmitten der Handfläche. Die Nägel waren überlang und zu scharfen Spitzen zugeschnitten. Als sich der Graf über mich beugte, konnte ich mich eines Schauders nicht erwehren. Vielleicht, weil sein Atem so ekelhaft war; jedenfalls überkam mich ein Gefühl der Übelkeit . . . Die Augen des Grafen glühten . . .“

Stoker machte seinen Vampir zu einem alten Mann, weil der Graf ja immerhin 400 Jahre alt war oder gewesen wäre. Demgegenüber entspricht das Aussehen anderer Vampire regelmäßig dem Alter, in dem sie „starben“ und beerdigt wurden. Im ganzen ist Stokers ausführliche Beschreibung recht zutreffend. Kennzeichnend für einen Vampir sind Magerkeit und Blässe wie auch die roten Lippen, die hervorstehenden Zähne und haarigen Hände (eine Assoziation, auch hinsichtlich der Augenbrauen, die auf den Werwolf weist), die große physische Kraft, der üble Atem (als Folge der Blutkost) und die glühenden Augen.

Stokers Vampir erscheint in ominösem Schwarz, trägt aber im übrigen normale Kleider. Dagegen belieben die Vampire der Folklore in ihrem Sterbeaufzug aufzutreten: im Totenhemd oder mit wehendem Leichentuch. Dies keineswegs zufällig, nachdem die Vampire schließlich, um sich Nahrung zu verschaffen, ihren Grüften entsteigen und dorthin wieder zurückkehren, wenn sie gesättigt sind. So kehrte auch Dracula in seinen Sarg in der Ahnengruft seines Schlosses zurück. Und als er auszog, um dem Volk von London mit seinen Schreckenstaten das Gruseln beizubringen, mußte er an Bord seines Schiffes seinen Sarg und eine ganze Menge Friedhofserde mitnehmen. Nach der Folklore hatte der Vampir vor Tagesanbruch in seinen Sarg zurückzukehren. Vampire, die (z. B. vereinzelt slawischen Legenden zufolge) auch tagsüber ihr Unwesen treiben, gehören zur Ausnahme. Andererseits gibt es

Das Bild links zeigt das Titelbild des 1847 erschienenen sensationellen Reißers *Varney the Vampire* von Thomas Prest. Der britische Schriftsteller verstand den Schrecken und die Faszination der Vampirlegende geschickt zu nützen: das Buch wurde ein Bestseller. Tatsächlich war die Idee, daß Tote als leichenhafte Zwitter-Lebewesen ihren Grüften entsteigen, um als Blutsauger an den Lebenden die Menschheit heimzusuchen, viel älter als die im 19. Jahrhundert erst zu besonderer Blüte gelangte Schauerliteratur. Rechts ist die Titelseite einer Dissertation *De masticatione mortuorum* (Über die Ernährung der Toten) abgebildet, eine Arbeit des Okkultisten Philip Rohr für die Universität Leipzig aus dem Jahre 1679.

I. N. J.
DISSERTATIO
HISTORICO-PHILOSOPHICA
DE
**MASTICATIONE
MORTUORUM,**
Quæ
Dei & Superiorum indultu,
in illustri Academ. Lips.
sûlens
PRÆSES
M. PHILIPPUS Rohr / Marekran-
stadio-Mifnc.
RESPONDENS
BENJAMIN FRIZSCHIUS, Mufilaviâ-Mifncus,
Alumni Electorales.
ad diem XV. Augusti. An. M. DC. LXXIX.
H. L. Q. C.

L I P S I E
Typis MICHAELIS VOGELII.
DE MASTICATIONE MORTUORUM



Szenen aus dem 1958 gedrehten englischen Gruselfilm *Dracula*, dem die berühmte gleichnamige Vampirgeschichte des irischen Schriftstellers Bram Stoker zugrunde gelegt wurde. Die Aufnahmen veranschaulichen Schreckensszenen, wie sie uns von der Vampirtradition überliefert wurden. Links das Erwachen des Vampirs um die Stunde des Sonnenuntergangs: gleich wird er dem Sarg entsteigen und sich auf seine nächtliche Blutfahrte begeben. Links unten ist eine durch hervorstehende „Fangzähne“ charakterisierte Vampir-Frau gerade im Begriff, ein Opfer anzufallen. Vor dem vorgehaltenen Kreuzifix weicht der Vampir (Bild rechts). Unten ein Höhepunkt makaberen Schreckens: um dem Vampir endgültig den Garaus zu machen und ihn für immer an sein Grab „festzunageln“, muß durch sein Herz ein hölzerner Pfahl eingetrieben werden.



kaum Hinweise, denen zufolge das Tageslicht einem Vampir schaden könnte (wenn man von den Hollywooder Gruselfilmen absieht). Es ist nur offenbar eine stillschweigend ausgemachte Sache, daß ein Vampir – wie die Fledermaus – eben bloß bei Nacht agil ist.

Ziemlich vage bleibt nach den Legenden, wie der Leichnam-Vampir dem Grab zu entsteigen und in abgeriegelte Häuser zu gelangen vermag, um dort seine Opfer anzufallen. Eine Leiche ist schließlich ein dinghafter Körper und kein Geist, der durch Wände gehen kann. Wir müssen uns ganz einfach damit abfinden, daß auch der Vampir über die magische Fähigkeit verfügt, Wände zu durchdringen oder zumindest kleinste Schlupflöcher wie Türspalten, Schlüssellöcher und Fensterritzen auszunützen versteht. So manches legendäre Vampirgrab soll tatsächlich Löcher aufgewiesen haben, durch die der Vampir ein- und ausging. Auch hier wird zwischen Körper und Seele nicht deutlich unterschieden – ein Phänomen, dem wir in den das Übernatürliche einbegreifenden Glaubenswelten immer wieder begegnen. In Kapitel 2 haben wir ja bereits Naturvölker kennengelernt, die zwar den Geist eines Verstorbenen fürchten, ihn aber glauben versöhnlich stimmen zu können, indem sie den Leichnam des Toten mit Speisen versorgen. Wir haben gesehen, wie sorgfältig die alten Ägypter auf die Konservierung des Leichnams bedacht waren, obgleich sie an eine vom Körper unabhängige, immaterielle Seele oder an mehrere Seelen glaubten. In ganz ähnlicher Art gilt auch der Vampir als ein übernatürliches, vom Totenreich zurückgekehrtes Wesen, das einerseits von körperlicher Gestalt ist und andererseits zugleich über immaterielle Qualität verfügt. Aus diesem Grunde ist der Vampir imstande, aus dem Grab zu steigen und Ritzen zu durchdringen und hat weder einen Schatten noch ein Spiegelbild. Das Wesen dieser in sich widersprüchlichen Körperlichkeit im Sinn der alten Legenden muß auf einer symbolischen und zugleich auf einer konkreten Ebene richtig verstanden werden.

In vielen Legenden, z. B. auch in Stokers *Dracula*, kommt den Vampiren die Macht zustatten, Tieren gebieten zu können. Graf Dracula hatte ein Wolfsrudel in seiner Gewalt. Den Vampiren der Legende stehen bald Wölfe, bald Hunde, aber auch Katzen, Eulen, Ratten, ja sogar Fliegen zu Gebot. Und manchmal zählt ein Vampir auch Werwölfe zu seinen Leibdienern. Er besitzt ferner hypnotische Kraft und ist fähig, seine auserkorenen Opfer in einen tranceähnlichen Schlaf zu versetzen = so daß sie, wenn sie, vom Blutverlust geschwächt, aufwachen, nicht wissen oder höchstens nur ahnen, was vorgefallen ist. Mitunter sind die Vampire, z. B. nach rumänischen Legenden, verwandlungsfähig. Vorzugsweise werden sie – einmal mehr – Wölfe; wie umgekehrt manchmal von Werwölfen angenommen wurde, sie verwandelten sich nach ihrem Tod in Vampire. Beliebt sind aber auch die Verwandlungen der Vampire in Katzen, Hunde, Eulen oder in Fledermäuse.

Die Erklärung ist einfach. Bis ungefähr zum 19. Jahrhundert hatte man von den in den mittel- und südamerikanischen Urwäldern heimischen Fledermausarten, die in der Zoologie unter dem Namen der „Vampire“ (*Desmodontidae*) und „Blutsauger“ bekannt und als Seuchenüberträger gefürchtet sind, verhältnismäßig selten gehört, und die harmlose, blinde europäische Kleinfledermaus war kaum je in Zusammenhang mit irgendeiner gefährlichen übernatürlichen Kreatur gebracht worden. (Geschichten aus der Antike über blutsaugende Geister oder Hexen, die die Gestalt von Eulen annahmen – z. B. bei Ovid –, stellen eher Ausnahmefälle dar.) Erst mit zunehmendem Reiseverkehr häuften sich die erstmals von den spanischen Eroberern

aus Übersee heimgebrachten Berichte über jene größeren, häßlichen Vampir-Fledermäuse, die sich nachts auf das schlafende Vieh oder auch auf Menschen niederlassen und deren Blut saugen bzw. eigentlich schlecken und, einmal gesättigt, ihre Schlafplätze im Dunkel des Urwaldes oder in Höhlen aufsuchen. Gewisse Parallelen zwischen der Fledermaus und dem legendären Vampir erschienen unübersehbar. So daß nun also die Vampir-Fledermaus (wie die Kreatur, nach dem Vampir der Legende, in der Zoologie fortan hieß) ihren Platz unter anderen unheilvollen Tieren bezog und den abwegigsten Assoziationen, insbesondere in der Schauerliteratur, zugänglich wurde. Hierzu hat Stoker wesentlich beigetragen. Auch *Dracula* konnte sich verwandeln. Er verwandelte sich in einen Wolf, in eine Dunstwolke und in glitzernen Staub.

Was immer der Vampirgestalt zugeordnet worden ist, alles diente ausnahmslos dem Zweck, seinen unstillbaren Durst nach Menschenblut ins richtige Licht zu setzen. Während der Werwolf, um dem Teufel zu Diensten zu sein, neben seinen kanibalistischen Gelüsten die Menschen so grausam wie nur möglich drangsaliert und ihnen Böses zufügt, ist der Vampir einfach blutgierig-hungrig. Als lebender Kadaver von wirklicher Körperlichkeit braucht der Vampir Nahrung, und er vermag seine Vitalität und seine Machtattribute nur dem Blut abzugewinnen. Blut war ja von alters her der lebensspendende Saft schlechthin. Erinnern wir uns der auf ähnlichen Gründen beruhenden Tatsache, daß auch Odysseus für die Schatten der Unterwelt Blutopfer zu bringen hatte, damit diese wieder menschlicher Art fähig wurden, denken und sprechen und ihm seine Zukunft voraussagen konnten. Manchen Volkssagen zufolge hatte es der Vampir zusätzlich noch auf sexuelle Befriedigung angelegt. Gewöhnlich kehrten die Verheirateten ganz schicklich in ihr eheliches Bett zurück, die Ledigen jedoch besuchten meistens ein hübsches Mädchen der Gegend. Allerdings schien dabei der im Biß gipfelnde Kuß des Blutsauger-Vampirs am Hals des Mädchens bereits hinreichenden erotischen Reiz zu haben. Von anderweitigen sexuellen Betätigungsformen schweigt gewöhnlich die Legende. Wiederholt wird aber berichtet, daß die Vampire bei ihrer Rückkehr aus dem Totenreich als erstes ihren Partnern oder Verlobten ihren „Liebesdienst“ abstatteten. Wenn manche Blutsauger eine ausgesprochene Vorliebe für die Jugend an den Tag legten, indem nämlich männliche Vampire anmutige junge Mädchen und die weiblichen gutaussehende Burschen bevorzugten, so wurde dies von honorigen Berichterstattern des 19. Jahrhunderts (die Mord und Grausamkeiten tolerierten, die sexuelle Seite aber als schockierend verschwiegen) damit erklärt, daß das Blut jugendlicher Menschen weit kräftiger und nahrhafter sei!

Wie nun wurden sie – Männer oder Frauen – nach dem Volksglauben Vampire? Der Volksglaube meint, dies sei nur selten durch ein Teufelsbündnis geschehen. Manche Theologen haben zwar die Vampire in einschlägigen Traktaten mit dem Höllenfürsten in Beziehung gebracht, eher aber in dem zurückhaltenden Sinn, daß eben alles Böse seinen Ursprung vom Satan nimmt. Dabei begegnet man auch der Wohlmeinung, Vampire seien oft nur unschuldige Opfer, nämlich einfach von Dämonen übermannte und wiederbelebte Tote. Die größte Gefahr, als Vampir zu enden, liefen jene, die im Zustand der Sünde ohne den Segen und die Seelentröstungen der Kirche starben. Slawische Legenden sprachen einem jeden „übermäßig“ sündhaften Menschen, insbesondere allen Schwarzmagiern, das Schreckensende eines Vampirs zu. Es handelt sich um eine Art Vergeltung mit Strafcharakter, wie

man anderswo glaubt, daß die Bösen keine Grabesruhe fänden und ruhelos als Geister auf der Erde wandern müßten. Auf dem Balkan hängt dem Vampirdasein die Sünde der Selbstmörder und jener an, die meineidig, von den Eltern verflucht oder von der Kirche exkommuniziert verstorben sind. In den Ländern wie Sizilien und Griechenland, wo so lange die Vendetta – das Recht und die Pflicht der Blutrache – herrschte, war der Glaube lebendig, als Vampir käme wieder, wer einem Mord anheimgefallen und ungerächt geblieben war.

Solche und ähnliche Erklärungen laufen nebeneinander her und haben schließlich viel Gemeinsames mit anderswo in der Welt heimischen Formen des Glaubens und Aberglaubens über die „Geburt“ eines Geisterwesens. Beim Vampir jedoch finden sich manchmal abstruse Vorstellungen. Daß Werwölfe nach ihrem Tod Vampire werden, haben wir bereits erwähnt. Das gleiche Schicksal teilen nach der Legende auch die Opfer eines Vampirs, und zwar nicht nur diejenigen, die infolge des Blutverlustes sterben, sondern auch die Zufallsopfer, die der Vampir nur einmal oder zweimal heimgesucht hat. In Griechenland findet sich der Aberglaube, jedes am Weihnachtstag oder zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag geborene Kind werde ein Vampir. Und ein ebenso eigenartiger Volksglaube will weismachen, daß jeder Tote, über dessen Sarg vor der Beerdigung eine Katze (anderswo ein Hund oder Huhn) springt, ein Vampir wird. Dieser Aberglaube hielt sich besonders lange in der Überlieferung der slawischen Länder, aber auch Griechenlands, Schottlands und Chinas. Deswegen wurde der Sarg vor der Beerdigung streng bewacht. Entging aber gleichwohl einmal eine unheilbringende Katze der Aufmerksamkeit der Wachen, so blieben immer noch Möglichkeiten offen, den Toten vor dem Vampirlos zu bewahren. Man gab ihm auf dem Balkan ein Stück Eisen in die Hand oder, andernorts, Weißdorn oder Knoblauch in den Sarg.

Natürlich erfand der Aberglaube besondere Kennzeichen, anhand derer der künftige Vampir zu erkennen war. Zu diesen Unglücklichen gehörte ein mit Zähnen geborenes Kind. Äußerst verdächtig waren Leute, die ein vampirähnliches Aussehen hatten; sie waren jedenfalls zu meiden. Als suspekt galt auch ein jeder, der eine Hasenscharte hatte. Tatsächlich führte die Vampirpsychose dazu, daß jedermann, der auch nur im leisesten etwas Ungewöhnliches an sich hatte, als Vampir verdächtigt wurde. (Hier tritt die gleiche Entwicklung zutage, die schon für den Hexenwahn typisch war.) In den Mittelmeerländern waren Rothaarige oder Menschen mit blauen Augen als Vampire gefürchtet. Und warum? Weil sie anders als die anderen waren!

Gelangte nun irgendwo eine vampirgläubige Gemeinde zur Ansicht, in ihrem Dorf treibe ein Vampir sein Unwesen, und wußte man diesen nicht ohnehin – nach den üblichen Anhaltspunkten – mit einem der Toten auf dem Friedhof zu identifizieren, so galt es, diesen ausfindig zu machen. Ein Grab mit ein paar Löchern – Schlupflöcher für den Vampir – ließ keinerlei Zweifel offen. Nicht so sicher waren andere Methoden. Zum Beispiel: Man treibe einen weißen Zuchthengst, der noch nie eine Stute gedeckt hat, noch je gestrauchelt ist, durch den Friedhof; das Pferd wird sich weigern, ein Vampirgrab zu überschreiten. Eine Abart dieses „Tests“ setzte voraus, daß die Vampirprobe auf dem Friedhof durch einen von einem keuschen Knaben gerittenen schwarzen Junghengst vollzogen wurde. Eine letzte Lösung schien den Abergläubigen die Exhumierung verdächtiger Leichen zu bieten. Fand sich ein Leichnam, der noch nicht ganz verwest war und der – gleichgültig, welchen Alters –

verhältnismäßig noch lebensecht wirkte, so war der Vampir gefunden. Fachleute warteten dann noch mit der Erklärung auf, der Vampir sei infolge des Blutgenusses derart aufgedunsen, gerade „wie ein großer Blutegel“. Oft wollte man denn auch das Grabesinnere voller Blutspuren gefunden haben.

Während solcher Vampirjagd schien es natürlich angezeigt, sich selber zu schützen. Als gefeit galt, wer ein Kreuz um den Hals trug. Denn der Vampir als „Ausgeburt der Hölle“ fürchtete angeblich nichts so sehr wie geweihte Gegenstände: ein Kruzifix, Reliquien oder Weihwasser. Schutzkräftig war auch Weißdorn, den man an Türen und Fenstern anbrachte (gewiß liegt hier eine Assoziation zur Dornenkrone Christi zugrunde). Von besonderer Schutzkraft sollte angeblich Knoblauch sein (eine einleuchtende Erklärung, warum man gerade auf Knoblauch verfiel, ließ sich nicht finden). Oder man wachte die ganze Nacht durch und paßte den Vampir ab, um ihn dann mit geweihter Silberkugel zu erschießen.

Wirklich zuverlässig – darin schien man sich unbedingt einig – war aber nur die radikale Methode. Man mußte die Spur des Vampirs bis zum Grab verfolgen, ihn dort tagsüber aufstöbern und vernichten. Dabei waren feststehende Regeln zu beachten. Es mußte ein hölzerner Pflock mitten durch das Herz des Vampirs eingetrieben werden, wobei dieser regelmäßig einen gellenden Schrei ausgestoßen und die Wunde viel Blut gelassen haben soll. Danach verfiel die Leiche rasch der Verwesung; war der Vampir sehr alt, zerfiel er sogleich zu Staub. Manchenorts war die Prozedur bis zu den makabersten Einzelheiten festgelegt. Es mußte z. B. ein Weißdornpfahl sein und der Holznagel mit einem einzigen Schlag eingetrieben werden. Oder es galt, mit dem Spaten eines Totengräbers auch noch den Kopf abzuschlagen und Kopf und Rumpf, Pfahl und Sarg zu verbrennen, damit das durch den Vampir verkörperte Böse endgültig ausgetilgt sei. Auch hier wieder begegnen wir der Vorstellung von der sowohl kreatürlichen als auch symbolischen Doppelnatur des Vampirs. Mit Hilfe des Pflocks wird der materielle Leib dingfest „angenagelt“, d. h. für immer an Sarg und Grab gefesselt. Dem Akt des Festnagelns kommt aber auch symbolische Bedeutung zu, denn dem Vorgang und dem Pfahl wird magische Bannkraft zugeacht. Gegenteiligenfalls müßte es ja als aussichtslos erscheinen, den im Grab ein- und ausgehenden Vampir, dem die dem Sarg überlagerte Friedhofserde keinen Einhalt gebietet, durch ein Stück Holz festhalten zu wollen. Die Pfählung des Vampirs hängt mit dem früher weithin geübten Brauch zusammen, Selbstmörder und hingerichtete Verbrecher mit einem Pfahl im Herzen an Wegkreuzungen zu verscharren. Der Pflock steht als Symbol, den Geist festzuhalten. Die Wegkreuzung wurde aus Gründen der Vorsicht gewählt. Sollte nämlich der Geist gleichwohl davonkommen, so wüßte er – dachte man sich – wenigstens nicht, welchen Weg er zu nehmen hätte. Kreuzungen sind daher sogar heute noch manchen Leuten unheimlich und werden als Spukorte ruheloser Todesgeister tunlichst gemieden.

Damit haben wir einen Überblick über das im einzelnen selbstverständlich vielfach abweichende Grundmuster der Vampirlegende gegeben und können uns nun der Theorie zuwenden, um allenfalls über die Ursprünge der Legende Näheres zu erfahren. Eine Anzahl von Theoretikern und Dämonologen versuchte die Vampirlegende in engem Zusammenhang mit der Inkubus-Vorstellung des mittelalterlichen Hexenglaubens zu sehen (wir haben darüber in Kapitel 6 gesprochen). Offensichtlich deshalb, weil auch der Inkubus-Dämon nachts die schlafenden Menschen besuchte und seinen sadistisch gefärbten Buhlteufeleien unterwarf. Eine einleuchten-



dere Erklärung knüpft bei den primitiven Vorstellungen der Vorzeit an. Es ist eine anerkannte Tatsache, daß sich die Naturvölker vor der Gegenwart und Wiederkehr der Toten fürchteten und in ihnen eher Feinde als Freunde sahen. Freud hat diese Haltung, die ihren Niederschlag im Seelenleben auch der zivilisierten Völker fand, in *Totem und Tabu* erörtert. „Die Toten töteten . . . nicht eher fühlte sich der Lebendige vor den Nachstellungen des Toten sicher, als bis er ein trennendes Wasser zwischen sich und ihn gebracht. Daher begrub man die Toten gern auf Inseln, brachte sie auf die andere Seite eines Flusses; die Ausdrücke Diesseits und Jenseits sind hiervon ausgegangen. Eine spätere Milderung hat die Böswilligkeit der Toten auf jene Kategorien beschränkt, denen man besonderes Recht zum Groll einräumen mußte, auf die Ermordeten, die ihren Mörder als böse Geister verfolgen . . . Aber ursprünglich waren alle Toten Vampire, alle grollten den Lebenden und trachteten, ihnen zu schaden, sie des Lebens zu berauben.“ Und selbstverständlich läuft dies, im übertragenen Sinn, darauf hinaus, die Menschen ihres Lebenssaftes, des Blutes, zu berauben. Folglich könnte man sagen, daß diesen uralten Glaubenswelten, vielfach abgewandelt und durch die Folklore ausgeweitet, jene magischen Voraussetzungen erflossen, aufgrund derer der Tote wiederkehrt und nach Blut verlangt. Damit ist der Vampirmythos geboren und wird Wirklichkeit.

Zweifellos befinden wir uns mit diesen Überlegungen mitten in der Ahnengeschichte des legendären Vampirs. Andere Komponenten spielten gleichfalls eine nicht zu unterschätzende Rolle. H. Robbins hat hierzu mit seinem vagen Hinweis, daß „selten vorkommende anormale Störungen“ im Menschen eine magische Gier nach Blut auslösen können, vermutlich nur einen sehr begrenzten Beitrag geliefert. Immerhin gab es (nach R. Eisler) z. B. einen englischen „Vampir“, der 1949 neun Menschen tötete und ihr Blut trank. Gewichtiger, stichhaltiger erscheinen uns andere Faktoren. Das in der Vergangenheit von Seuchen, Epidemien und zehrenden Krankheiten heimgesuchte Europa war zweifellos ein geeigneter Nährboden für Angstpsychosen und Vampirgerüchte. Auch erotisch gefärbte Phantasieträume und manische Sexualität dürften bei der Ausgestaltung der Vampirlegende mitgespielt haben. Wie der Archetyp des Werwolfs kann auch der Vampir (nach H. Robbins) als Projektion oral-sadistischer Triebelemente ausgelegt werden. Verdrängte Sexualität

Der Vampir ist nur eines jener legendären Ungeheuer, die nach ihrem Tod als wiederbelebte Leichen ihr Dasein fristen. In die gleiche Kategorie gehört der Zombi des Wuduglaubens, ein Toter, der durch den Zauberer zu neuem Leben als willenloser, seiner Seele beraubter Arbeitsklave erweckt wird. Ganz links ein Zombi, wie ihn ein amerikanischer Film beschwor (1943). Links der berühmt-berüchtigte Frankenstein in der Version des 1945 gedrehten amerikanischen Streifens *House of Dracula*. Frankenstein ist ein aus mehreren Leichen kreierte abscheuliches Roboterungeheuer und hat – eine Schöpfung Mary Shelleys – in der Schauerliteratur Schule gemacht. Die Frankenstein-Story ist heute noch unvergessen wie der rechts abgebildete „Frankenstein“, ein Plastikspielzeug unserer Zeit, beweist.



und dem Geschlechtlichen entstammende Schuldgefühle entladen sich in erotischen Alpträumen sadistischer Prägung und drängen sich damit in das Bewußtsein. Manche Psychologen stellten die symbolische Beziehung heraus, die zwischen dem Blutlassen und der Sexualität besteht. In anthropologischen Studien wurde auf die bei manchen Primitiven gebräuchlichen Hochzeitsrituale im Anschluß an die vaginale Blutung der jungfräulichen Braut verwiesen.

Die Vampirlegende wurde auch durch übereilte Beerdigungen genährt. Was vereinzelt heute noch vorkommt, passierte vor ein paar hundert Jahren erschreckend oft: daß nämlich Menschen in starrkrampfähnlichem Trancezustand oder in ähnlicher Art „scheintot“ begraben wurden. Lange konnten ja diese Unglücklichen nicht mehr gelebt haben. Wurde aber später im Zuge einer Vampirjagd ein solcher Leichnam exhumiert, so fand man sicher, wonach man suchte – „Beweise“ wie die veränderte Lage im Sarg, vom Todeskampf zerfleischte Finger, Blutspuren an den Nägeln, im Gesicht und am Totenhemd.

Fand überdies eine Exhumierung einer scheintot begrabenen Person schon kurz nach der Beerdigung statt, dann war die Leiche, zumal der Tod ja erst später eingetreten war, sicher wider Erwarten der exhumierenden Vampirgläubigen verhältnismäßig noch unversehrt. Ein großer Schritt ist es freilich noch bis z. B. einem Dracula, dessen Vampirkörper ja 400 Jahre alt und dabei unverwest gedacht war! In diesem Zusammenhang berichtete Cyrille de Neubourg nach einer französischen Zeitung über eine merkwürdige Geschichte, die sich im Jahre 1952 in Italien zutrug. Wir geben sie hier ungekürzt wieder:

„Blut entquoll einer Leiche, die 1920 auf dem Friedhof von Aberici di Montemarciano in der Gegend von Ancona beigesetzt worden war. Der Leichnam war in gutem Zustand exhumiert worden. Auch die Kleider waren in gutem Zustand. Es handelte sich um den Leichnam einer Frau, die im Alter von 70 Jahren im Februar 1920 gestorben war. Aus dem linken Knie floß reichlich Blut. Erst nach dem Versiegen desselben begann die Zersetzung. Bisher ist keine Erklärung für dieses Phänomen gefunden worden.“

Und es ist unseres Wissens bis heute unerklärt geblieben. Damit müssen auch wir selber uns abfinden.

In der Reihe übernatürlicher Ungeheuer ist neben dem Vampir und Werwolf noch eine ganze Anzahl Monsterwesen namhaft zu machen. Als umgehende Leichen, somit den Vampiren verwandt, sind vor allem die *Zombis* zu nennen. Die Bezeichnung entstammt vermutlich dem Kongolesischen. Der dort unter *nzumbi* bekannte Begriff bezeichnet einen seiner Seele beraubten Körper. Während der Vampir den „lebenden Toten“ verkörpert, ist der Zombi, seiner Seele beraubt und bar jeden Geistes, ein Toter, der kraft Zaubers aus seinem Grab heraufbeschworen wird.

In Haiti, so heißt es, „erschafft“ sich der Schwarzkünstler in den Zombis billige und geduldige Arbeitssklaven, die er für sich selbst ausnützt oder an die Inhaber von Großplantagen verdingt. Dem Volksglauben zufolge reitet der Zauberer rücklings zum Haus seines Opfers, saugt ihm durch einen Türspalt hindurch die Seele aus und verwahrt diese dann in einer verkorkten Flasche. Bald darauf wird das Opfer krank und stirbt. Nach der Beerdigung und dem entsprechenden Sühneritus zu Ehren der Todesgeister wird der Leichnam aus dem Grab gehoben. Die seine Seele enthaltende Flasche wird ihm unter die Nase gehalten, und der Tote lebt augenblicklich wieder auf. Mit Hilfe einer bestimmten Droge macht ihn der Schwarzmagier zu seinem willenlosen Sklaven.

W. B. Seabrook gedachte in seiner der Zombilegende von Haiti gewidmeten Studie der verschiedenen ihm zu Ohren gekommenen Vorkehrungen, die angeblich gegen die Zombis erschaffenden Schwarzmagier zu Gebot stehen. Zunächst soll dem Zauberer verunmöglicht werden, zum Grab zu gelangen. Man begräbt daher den Toten unter festem Mauerwerk, nahe dem Eingang des eigenen Hauses oder angrenzend an eine belebte Straße. Oder das Grab wird laufend bewacht, bis feststeht, daß die Leiche bereits verwest ist. Im übrigen ist der Zauberer seiner Zombis nie sicher. Vor allem muß er sie an jeglichem Fleisch- und insbesondere Salzgenuß hindern (einmal mehr wird die dem Salz zugeschriebene weiße Magie sichtbar). Nimmt nämlich ein Zombi Salz zu sich, so gewinnt er sein Unterscheidungsvermögen zurück; er erinnert sich, daß er tot ist, und kehrt unweigerlich und diesmal für immer in sein Grab zurück. So berichtet die Legende.

Als Seabrook einmal über Land ging, wurde er auf Arbeiter aufmerksam gemacht – mit der Erklärung, es handle sich um Zombis. Es waren Arbeiter einer Zuckerrohrplantage. Tatsächlich bewegten sie sich wie Automaten. Ihre Augen „starrten, ohne zu sehen“, und ihre Gesichter erschienen „nicht nur ausdruckslos, sondern eines Ausdrucks unfähig“. Die Männer arbeiteten in stumpf-mechanischer Teilnahmslosigkeit und schienen Seabrooks Gegenwart und Aufmerksamkeit gar nicht zu bemerken. Sie machten auf ihn den Eindruck von Schwachsinnigen. Später aber stiegen ihm Zweifel an der Richtigkeit seines Urteils auf: als er nämlich im *Code Pénal* (Strafgesetzbuch) auf jenen Paragraphen stieß, der „das Verabreichen von Substanzen, die, ohne den eigentlichen Tod zu verursachen, einen mehr oder weniger langdauernden Dämmerzustand lethargischer Bewußtlosigkeit hervorrufen“, unter Strafsanktion stellt. Und noch größer war sein Erstaunen, als man ihm erklärte, daß auf Haiti nicht selten Menschen unter Drogenwirkung in einen todähnlichen Zustand versetzt und dann als Tote begraben worden seien, um später insgeheim ausgescharrt und als gebrochene, willenlose Arbeitsautomaten eingesetzt zu werden.

Die Zombifigur ist keineswegs nur etwa eine Ausgeburt Haitis, eines überhitzten, wuduversessenen Insellandes. In Europa fehlt es zwar an vergleichbaren Vorstellungen. In eine ähnliche Richtung aber weist *Frankenstein*, der berühmte Grusel-

roman von Mary Shelley. Der Inhalt dürfte ja aus Buch und Film bekannt sein. Jedenfalls handelt die Schauergeschichte von einem fanatischen Wissenschaftler, der Leichen stiehlt und aus diesen eine elektromagnetisch aktivierte Kreatur schafft, die schließlich aber – unverständlich und böswillig, wie das Roboterungeheuer ist – sich selbst und seinen Schöpfer vernichtet.

Echte Parallelen finden sich hingegen in afrikanischen Legenden. In Gabun (Französisch Äquatorialafrika) hielt sich unter den Eingeborenen lange der Glaube, die – nach C. H. Dewisme *Wengwa* genannte – Leiche eines Menschen sei durch Zauber oder sogar aus eigenen Kräften der Auferstehung aus dem Grabe fähig. Laut dem 1931 erschienenen glaubhaften Bericht einer französischen Reisenden, Alexandra David-Neel, sind in Tibet Meisterokkultisten imstande, eine menschliche Leiche durch ein allerdings widerwärtiges Ritual für kurze Zeit zu beleben. Der Zauberer legt sich auf den Toten und konzentriert sich, Mund an Mund gepreßt verharrend, auf eine Zauberformel, die er im Geist laufend wiederholt. Der Leichnam – dort *Rolang* genannt – wird sich zu bewegen beginnen; er möchte sich dem Zauberer entziehen, versucht krampfhaft aufzustehen, sich zu bewegen, was jedoch der Zauberer durch eisernes Umklammern und magische Konzentration unterbindet. Schließlich tritt dabei die Zunge heraus, und der Zauberer beißt sie ab. Sofort bricht der Leichnam zusammen. Der Zauberer aber ist im Besitz einer wertvollen Beute,

Vermutlich die berühmteste und eine der meist geglaubten Ungeheuerlegenden unserer Zeit ist jene des als Yeti bekannten „Schneemenschen“, einer behaarten menschenartigen Kreatur, die im Himalaja heimisch sein soll. Zum Beweis für die angebliche Existenz des Yeti sind Aufnahmen wie die hier ersichtlichen angeboten worden. Der Skalp, den der rechts abgebildete junge Mann in Händen hält, soll nichts weniger als die Kopfhaut eines Yeti sein. Im Bild unten ist der Fußabdruck einer Gebirgskreatur ungeklärter Art in Vergleich zu dem daneben abgebildeten Schuh eines Bergsteigers gesetzt. Unten sieht man die Spur des unbekanntes Tieres im Schnee.



der Zunge, der Zauberkraft zugeschrieben wird. Würde der Zauberer in seinem Griff oder in seiner Konzentration nachlassen, wäre er des Todes.

Ein übernatürliches Monster ist auch der *Ghul*. Der legendäre Ghul stammt ursprünglich aus dem Mittleren Osten und aus Asien, wo man ihn für einen bösen Geist oder einen Dämon hält, der Gräber plündert und Leichen frißt. Das Wort „Ghul“ hat jedoch unter dem irritierenden Einfluß der Schauerliteratur seine ursprüngliche Bedeutung weitgehend verloren und wird heute, insbesondere in der adjektivischen Form ghulenhaft, nicht nur in der Bedeutung von grabschänderisch, sondern überhaupt für alles, was ungeheuerlich, böse und teuflisch ist, verwendet. Mochte die Bezeichnung für Grabräuber etwa noch hingehen, so war das Wort im Zusammenhang mit den Pionieren der Medizin, die für ihre Anatomiestudien das Studienobjekt benötigten, sicher nicht angebracht. Verfehlt ist es auch, wenn es für vandalenhafte Umtriebe gebraucht wird (wie z. B. von Eric Maple im Zusammenhang mit den 1963 ruchbar gewordenen Grabschändungen von Bedfordshire).

Der Ghul steht manchenorts in der Nachbarschaft des ebenfalls Menschenfleisch fressenden Werwolfs; nur bevorzugten die Werwolfdämonen lebendige Opfer. Viele orientalische Legenden erzählen von solchen dämonischen Ungeheuern, die bald Lebende, bald Tote oder beides verschlingen. In Haiti unterstellte man den Mitgliedern einer Geheimsekte, sie würden sich in Dämonen, sogenannte *Baka*, verwandeln und Menschenfleisch verzehren. Nach herrschender Meinung sind diese Legenden wesentlich infolge der Tabuierung des Kannibalismus entstanden und auch im Zusammenhang mit Perversionen wie Nekrophilie (sexuelle Leichenschändung) und Nekrophagie (Leichenfresserei) zu sehen.

In Abhebung von den bisher besprochenen Ungeheuern gibt es legendäre Wesen, die zwar gleichfalls nicht ganz geheuerlich, aber keineswegs abstoßend sind. Zu dieser Kategorie gehört der eher zu Unrecht „abscheulich“ genannte Schneemensch vom Himalaja, der *Yeti*. Das menschenähnliche, stark behaarte Wesen, das angeblich die ewige „Schneewohnung“ (der Sanskritname für den Himalaja) bewohnt, ist in aller Welt der erklärte Liebling der Presse. Eine ganze Reihe angesehener Zeitgenossen huldigt dem Glauben, daß es den Yeti gibt – vermutlich, weil es unleugbar keinen objektiven Grund gibt, warum ein solches Wesen nicht existieren sollte. Die Gegner dieser Ansicht nehmen freilich die wildwuchernden Thesen zur Rechtfertigung der Existenz des Yeti ebenso scharf aufs Korn wie etwa Feststellungen von der Art der vom Sprecher des Königs Mahendra von Nepal bezogenen Stellungnahme, die im Jahre 1960 in amerikanischen Zeitungen veröffentlicht wurde: „Seine Majestät der König ist kein Sachverständiger, weder Anthropologe noch Zoologe; deshalb können wir über dieses Wesen nichts Bestimmtes sagen. Aus dem gleichen Grund aber sind wir gehalten, das Geheimnis offenzulassen.“

Dessen ungeachtet sind über den Yeti sehr interessante Theorien vorgebracht worden. So ist er z. B. als ein unmittelbarer Nachkomme des Neandertalers bezeichnet worden (nach dem klassischen Fund des Urmenschen im Neandertal bei Düsseldorf), der sich vor den Nachkommen der typen-, allenfalls rassenverschiedenen Cromagniden (nach dem ersten europäischen Fund und Leittyp, dem „alten Mann“ von Cromagnon in Frankreich) in die unzugänglichsten Gebirge flüchtete. Andere Sachkenner haben den Yeti als einen Vertreter der Hominiden im Tier-Mensch-Übergangsfeld der phylogenetischen Entwicklung bezeichnet, der eine von

jener des *Homo sapiens* verschiedene Entwicklung nahm und eben heute nur noch am Rande seine Existenz fristet. Wiederum andere betrachten die Yeti-Legende – mehr oder weniger gestützt auf C. G. Jungs Begriff vom kollektiven Unbewußten – als eine Projektion der von unseren Urahnen ererbten angsterfüllten Erinnerungen an jene behaarten Hominiden („Menschenartigen“), von denen der *Homo sapiens* abstammt und gegen die sich unsere Urahnen behaupten mußten.

Diese hypothetischen Spekulationen haben insofern ihren Reiz, als die Legende vom Schneemensch Entsprechungen überall in der Welt hat: im Legendschatz der Tibetaner und Chinesen, bei den nord- und südamerikanischen Indianern u. a. m. Einer besonders augenfälligen Parallele begegnen wir bei den Indianern der Westküste Kanadas, die an eine haarige menschenartige Kreatur, den „Sasquatch“ glauben oder glaubten. Er soll die Wälder und subarktischen Tundren von Britisch Columbien und Yukon durchstreift haben. Die Legende wurde von den europäischen Siedlern in Kanada übernommen: so mancher Goldsucher wußte in den Zeiten des Goldrauschs von Klondike (um 1890) mit der Geschichte eines um ein Haar fatalen Zusammenstoßes mit dem „Sasquatch“ aufzuwarten.

Ähnliche Tiermenschen finden wir im Sagenschatz zahlreicher amerikanischer Indianerstämme. Der Vergleich zeigt, daß sie mit dem Yeti viele charakteristische Merkmale gemeinsam haben. Beispielsweise sollen die meisten dieser Tiermenschen – so heißt es – Fingernägel aus Metall und nach rückwärts gerichtete Füße haben. Ihnen zu begegnen bedeutet, auch ohne angegriffen zu werden, Krankheit oder Tod. (Der Vater jenes Sherpa Tensing, der Sir Edmund Hillary auf seiner Expedition auf den Mount Everest begleitete, soll angeblich einen Yeti gesehen haben und daraufhin ein Jahr lang krank gewesen sein.)

Mit diesen in der Wildnis lebenden Tiermenschen, zu denen schließlich auch Pan und die Satyrn der griechischen Mythologie gehören, sind wohl auch die legendären Riesen der Schöpfungsmythen und Volkssagen verwandt. Sie hausten gleichfalls in Wald und Berg. Zwar mieden sie im allgemeinen die Menschen nicht; sie suchten sie aber auch nicht, außer der Hunger trieb sie dazu. Die menschenfressenden Riesen des keltischen Sagenkreises gehören zur Ausnahme. Mitunter kannte die Legende sogar wohlwärtige Riesen. Die nordamerikanischen Holzfällergeschichten über den Riesen Paul Bunyan erweisen den Helden als gutmütigen Typ, der sich sowohl auf heroische Abenteuer als auch, gelegentlich, auf gute Werke verstand.

Eine wichtige Rolle spielen die Riesen insbesondere in der griechischen und alt-nordischen Mythologie. Kein Zufall, daß die olympischen Götter selbst den Titanen und dem gleichen Geschlecht wie die riesenhaften Zyklopen und Giganten entstammen. Thor, das skandinavische Gegenstück des deutschen Donars, bezwang mit seinem nie fehlenden Hammer so manchen zauberkundigen Riesen und übrigens auch die ungeheuerliche Midgardschlange. Ohne Zahl sind die Riesen in keltischen Mythen und Legenden, wo sie ausschließlich als böse oder zumindest als stumpfsinnig-boshaft erscheinen. Der sagenhafte König Artus und seine tapferen Ritter von der Tafelrunde schlugen sich bekanntlich wiederholt mit Riesen herum. Daß viele der keltischen Riesengestalten Kannibalen waren (wie übrigens auch Polyphem, der Zyklop, in Homers *Odyssee*), haben wir bereits erwähnt. Reich an Geschichten über derartige Menschenfresser-Riesen, die selbst vor Kindern nicht haßmachten, ist Cornwall (England). Dort hüteten die Riesen oft auch gewaltige Schätze: Beutegut, das sie ihren Opfern abgenommen hatten. Dies war für manchen Ritter Grund ge-

nug, sie zum Kampf herauszufordern. Als Geister uralter Riesen gelten die kornischen „Spriggans“. Sie wachen über verborgenen Fabelschätzen.

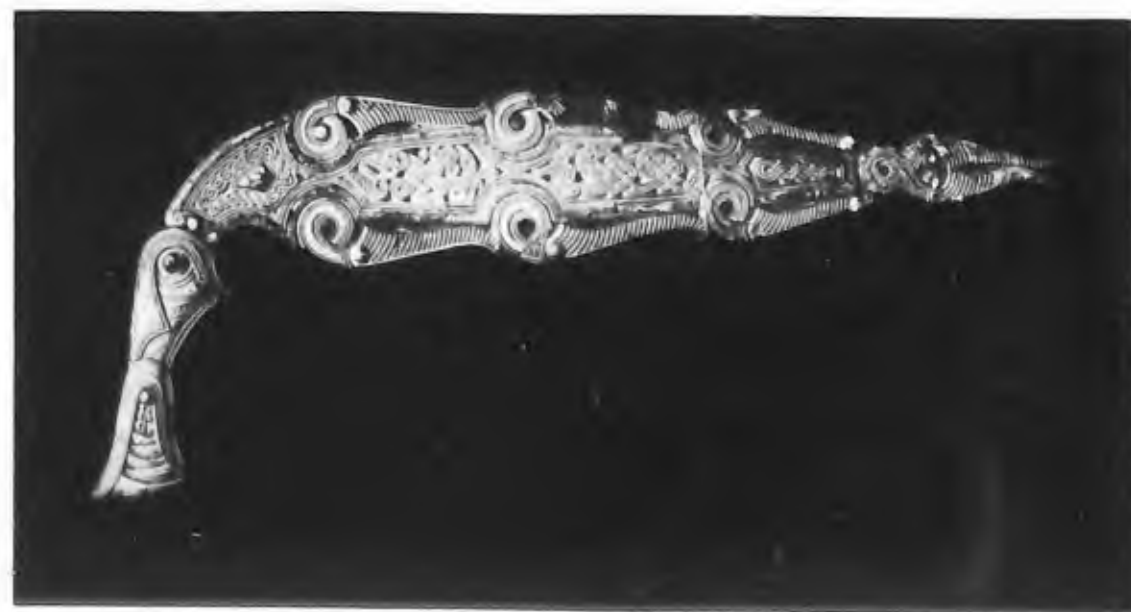
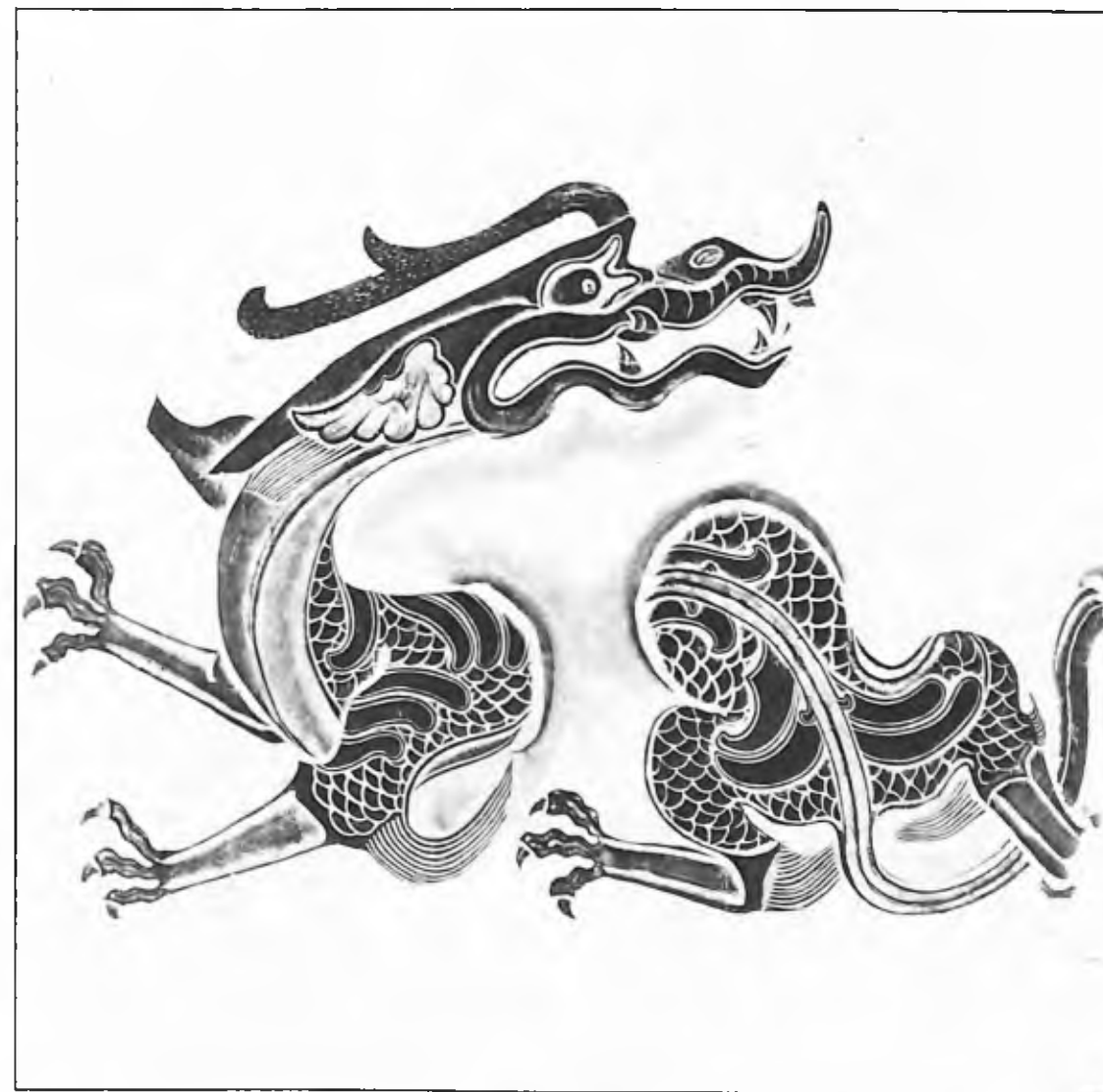
In der Rolle der Schatzhüter berühren sich die Riesen der Legende mit den zwar kleineren, aber nicht minder listig-gefährlichen Gnomen und Trollen des Volksmundes. Der aus Skandinavien stammende Troll war ursprünglich ein Riese (und ist es manchmal noch); aber insbesondere in Schweden und Dänemark stellt man sich ihn als Zwerg vor. Er haust in Bergen und Höhlen. Die Gnomen dagegen sind winzige, mißgestaltete Zwergwesen, deren Element die Erde selbst ist. Sie geben sich gefährlicher als ihre Vettern, die Kobolde, die von der Folklore eher schelmisch als böswillig, eher lästig als gefährlich geschildert werden. Viele dieser kleinen Leutchen aus Sagen und Legenden sind in der Tat freundliche Wesen, z. B. die Kobolde der irischen Folklore – nur darf man sie nicht ärgern. Hingegen halten sich Feen, Elfen, Nixen und was sonst noch an liebenswerten Wesen mit übernatürlichen Gaben Volksglauben, Sagen und Märchen bevölkert, bereits außerhalb dieser unserer auf das Unheimliche gerichteten Betrachtung.

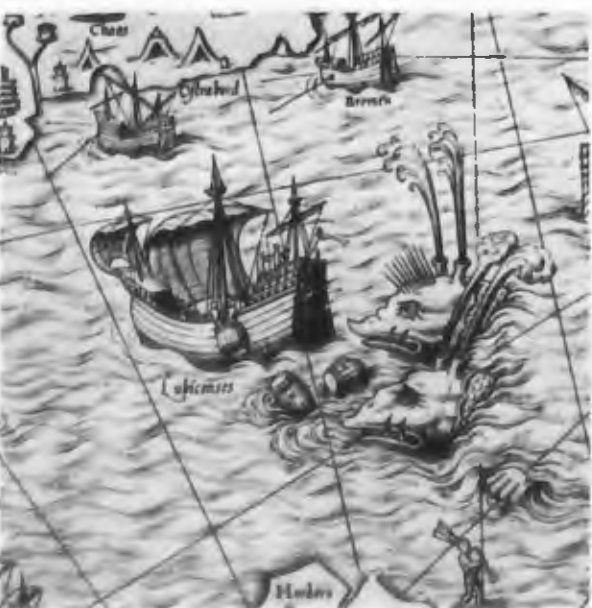
Nach Ansicht des Volkskundlers Vance Randolph wimmelt es nirgends in der westlichen Welt so sehr von höchst eigenartigen, monströsen Kreaturen wie in den nordamerikanischen Ozark Mountains (ein Bergland zwischen den Flüssen Missouri und Arkansas). Und phantastisch-grotesk wie die Ungeheuer selbst sind auch ihre Namen. In den Legenden des 19. Jahrhunderts tauchen unübersetzbare Namen auf, die im Englischen nicht weniger bizarr als bei deutscher Lesart anmuten, Namen wie „Gollygog“, „Bingbuffer“, „Fillyloo“ oder der schon etwas konventionellere „Behemoth.“ Darunter gibt es Kreaturen mit Einmaligkeitswert, z. B. „Snawfus“, ein zauberkundiger Albinohirsch. Die meisten anderen Ungeheuer erinnern an Echsen – so der „Gowrow“, ein angeblich ungefähr sechs Meter langes, mit Riesenfangzähnen bewehrtes Drachenungetüm. Hier stoßen wir wieder einmal mehr auf ein Motiv von geradezu universeller Bedeutung. Die Riesenechse verbreitet tödlichen Schrecken in alten chinesischen Drachenlegenden wie auch in keltischen und germanischen Sagen und – immer noch – im modernen Gruselfilm.

Es wurde behauptet, daß die Drachenlegende ihr Entstehen gleichfalls angstbedingten Urerinnerungen an die prähistorischen Dinosaurier verdanke; nur steht



Drachen, Lindwürmer und Echsen spielen in den Mythologien vieler Völker eine wichtige Rolle. Im Bild oben rechts ein Drache in der Darstellung eines chinesischen Stein-drucks aus der Zeit ungefähr um 100 v. Chr. Rechts ein bronzenener Flügeldrache von einem Schild, das – als dem 7. Jahrhundert entstammende Beigabe einer Schiffsbestattung – in einem der Grabhügel von Sutton Hoo (England) entdeckt wurde. Von wissenschaftlicher Seite ist geltend gemacht worden, daß die im Wandel der Zeiten ungebrochene Anteilnahme der Menschen an derartigen Fabeltieren auf unbewußte Urerinnerungen an die vorge-schichtlichen Reptilien und von den Ahnen ererbte Urängste zurückzuführen sei, jenen Ancestoren von auch heute noch vorkom-menden Riesenechsen wie z. B. der links abgebildete Komodo-Waran, der im südli-chen Pazifik heimisch ist und einem legen-dären Drachen aufs Haar gleicht.





Das Bild oben zeigt einen Ausschnitt aus einer Seekarte des Atlantischen Ozeans von Olaus Magnus (1539). Sie weist eine ganze Menge scheußlicher Meeresungeheuer auf, die man in ganz bestimmten Gebieten vermutete. Bei den meisten dieser Ungeheuer handelte es sich jedoch um ganz gewöhnliche Tiere der marinen Fauna, die von Seefahrern gesehen und als übernatürliche Wesen erlebt und weitergegeben worden waren. Links Riesenwale. Rechts ein Exemplar jener zur Klasse der Meeresäugetiere gehörenden Seekühe oder Sirenen, wie sie heute noch als Dugongs (Gabelschwanz-Seekühe) z. B. in den Küstengebieten vor Nordaustralien oder als Lamantins (Rundschwanz-Seekühe) z. B. im Kongo vorkommen. Das als „Fischfrau“ erschaute Tier (ganz rechts) dürfte zur Ausgestaltung der sich um Meerweiber, Seejungfern und Sirenen rankenden Legenden beigetragen haben.

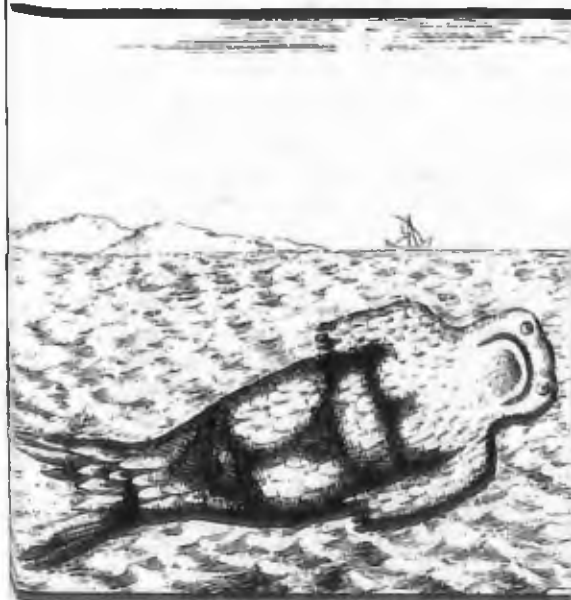
nicht fest, ob es den Menschen oder den humanen Hominiden in der Ära der Riesensaurier schon gab. Jedenfalls muß es, als der Mensch auf den Plan trat, noch überaus eindrucksvolle Tiere dieser Spezies gegeben haben; Riesenechsen gibt es schließlich noch heute. Die Sagen um Drachen und Schlangen würden leicht für sich allein ein Buch füllen. Wir möchten hier nur auf die hervorstechendsten Sonderaspekte eingehen.

Der Drache ist eines der Hauptsymbole der chinesischen Mythologie und steht im Zusammenhang bald mit der Welterschöpfung, bald mit den prominentesten Göttern. Der Drache „Tien Lung“ trägt und bewacht den Wohnsitz der Götter. Die Mehrzahl der Drachen gilt als gutartig, ja sogar als Glückstier.

Der chinesische Drache hat Schuppen, Hörner und Krallen; der Drache der keltischen und germanischen Legende hat zusätzlich noch lederig-zähe, flugechsenartige Flügel und hat fast immer bösen Charakter. Er bewacht vergrabene Schätze oder ist das Werkzeug arglistiger Zauberer; edle Ritter bezwingen ihn. So starb Fafnir, der Lindwurm, von der Hand Siegfrieds. Nicht anders tötete der hl. Georg seinen Drachen. Und der griechische Sagenheld Bellerophon erlegte auf seinem Flügelroß Pegasus reitend die Chimäre, das feuerspeiende Ungeheuer.

Bekanntlich tritt der Teufel in der *Genesis* als Schlange und in der *Apokalypse* als Drache auf. So auch im Volksmund. Eine Vielzahl z. B. französischer Legenden rankt sich um Teufelsdrachen und Riesenschlangen. Ein fliegender Drache soll nach der Legende das Gebiet um Rille (bei Vienne) verwüstet haben, bis er von einem beherzten Soldaten getötet wurde. Dieselbe Gegend wurde angeblich einst von dem drachenartigen Fabelwesen mit dem tödlichen Blick, dem Basilisken, heimgesucht; der Ritter Frétard trieb ihn in einen Brunnen. Dort aber – so ging nun die Legende – taucht der Basilisk alle zehn Jahre für ein paar Augenblicke auf. Erblickt ihn jemand, so sinkt das Tier zurück; wer jedoch, ohne es zu merken, vom Basilisken angesehen wird, muß binnen Jahresfrist sterben.

Drache und Schlange haben eine fabelhafte Base, die Meerschlange. Es gibt sie fast überall. Zu allen Zeiten haben Matrosen und Küstenanwohner Meerschlangen gesehen. Meistens werden es Wale, übergroße Aale oder Riesentintenfische gewesen sein. Was aber nicht hinderte, daß die Legende große Volkstümlichkeit erlangte, genau wie auch jene vom Meerweib und von den Wassernixen – ein allzu verlocken-



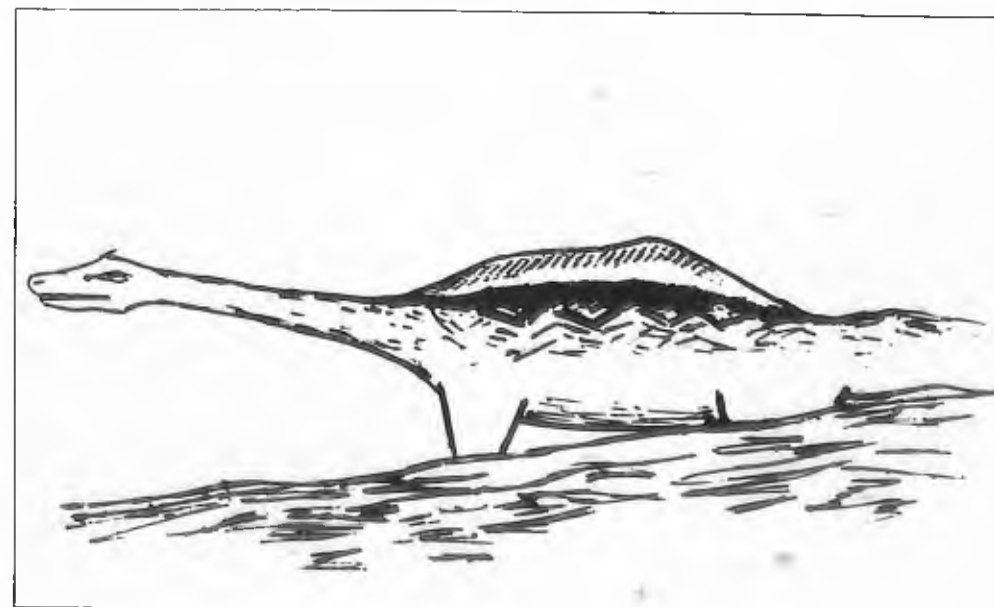
des Motiv für Matrosen, insbesondere wenn sie – betrunken oder kurzsichtig oder beides zugleich – erstmals in ihrem Leben eine weibliche Robbe sahen! Noch heute fehlt es nicht an Denk- und Merkwürdigem auf diesem Gebiet, wie Pressemeldungen laufend beweisen.

Die Legende lebt fort. Der Wind geht von Meerschlangen zu Seeschlangen. Und erhielt neuerlichen Auftrieb durch das berühmte Ungeheuer von Loch Ness! Es wurde gesehen, es wurde nicht gesehen, jedenfalls aber gesucht und sogar fotografiert (aus großer Entfernung, das Tier unscharf) – so geschehen in einem See in Schottland. Aber auch diese Kreatur hat ihre Anverwandten. Im Okanagansee in Kanada wurde Pressemeldungen zufolge in den fünfziger Jahren mehrmals die „Ogopogo“ genannte Seeschlange gesichtet. Und Russen haben Ähnliches 1962 und noch einmal 1964 gesehen. Laut einer amerikanischen Zeitung, die die Geschichte humoristisch aufgezümt unter der Schlagzeile „Lochski Nesski Monsterovich“ brachte, handelte es sich um eine etwa 11,5 Meter lange, wellenförmig gestaltete Kreatur, die in einem sibirischen See auftauchte. Das Untier hat mit dem Ungeheuer von Loch Ness die schlangenförmige Erscheinung samt einer Art Rückenflosse gemeinsam – und ebenso die eigensinnige Gewohnheit, daß es in der Tiefe lebt und nur selten auftaucht!

So könnte denn die Reihe derartiger Fabelwesen – von Seeschlangen im besonderen wie auch von den dieses Kapitel bevölkernden sagenhaften Ungeheuern im allgemeinen – endlos fortgesetzt werden. Wir möchten hier zusammenfassend und abschließend nur noch einmal einen wichtigen Punkt herausstellen, der auf unserer Suche nach möglichen Erklärungen des Phänomens und der Ursprünge all der Monsterlegenden immer wieder zur Sprache kommen mußte. Wir meinen den Umstand, daß diese Kreaturen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ursprünglich nicht der bewußten Vorstellungswelt unserer Altvorderen entstammen – obwohl sicherlich die Geschichten über sie in dieser Bewußtseinssphäre entstanden sind –, sondern ihren Ursprung in der inneren Welt, im Unterbewußtsein des Menschen nahmen: daß sie mit einem Wort aus den symbolträchtigen Ungeheuern menschlicher Träume, Ängste und Phantasien entstanden sind. Und sie leben fort, heute noch mächtig wie je, in der Symbolsprache der Träume.



Dem links abgebildeten Menschenungeheuer – made in Hollywood 1954 – aus dem Gruselgewässer der *Schwarzen Lagune* hat in Aussehen und Gebaren die Riesenechse Pate gestanden, das Leitbild für so manche legendäre Kreatur. Immer wieder hören wir auch von Meerschlangen. Ein etwa fünf Meter langer Kadaver mit schlangenartigem Kopf und Fischschwanz soll z. B. 1955 in Kalifornien an den Strand gespült worden sein. Ähnlich, aber heutzutage berühmter sind die Seeschlangen. z. B. das Ungeheuer von Loch Ness (Schottland). Dort wurde 1960 das Bild rechts oben aufgenommen: die Silhouette dieses bizarr geformten, morschen Baumstrunks mag für das Ungeheuer selbst genommen worden sein. Rechts die Skizze einer Seeschlange, die angeblich 1964 in einem sibirischen See gesichtet und von einer amerikanischen Zeitung vielsagend „Lochski Nesski Monsterovich“ getauft wurde.



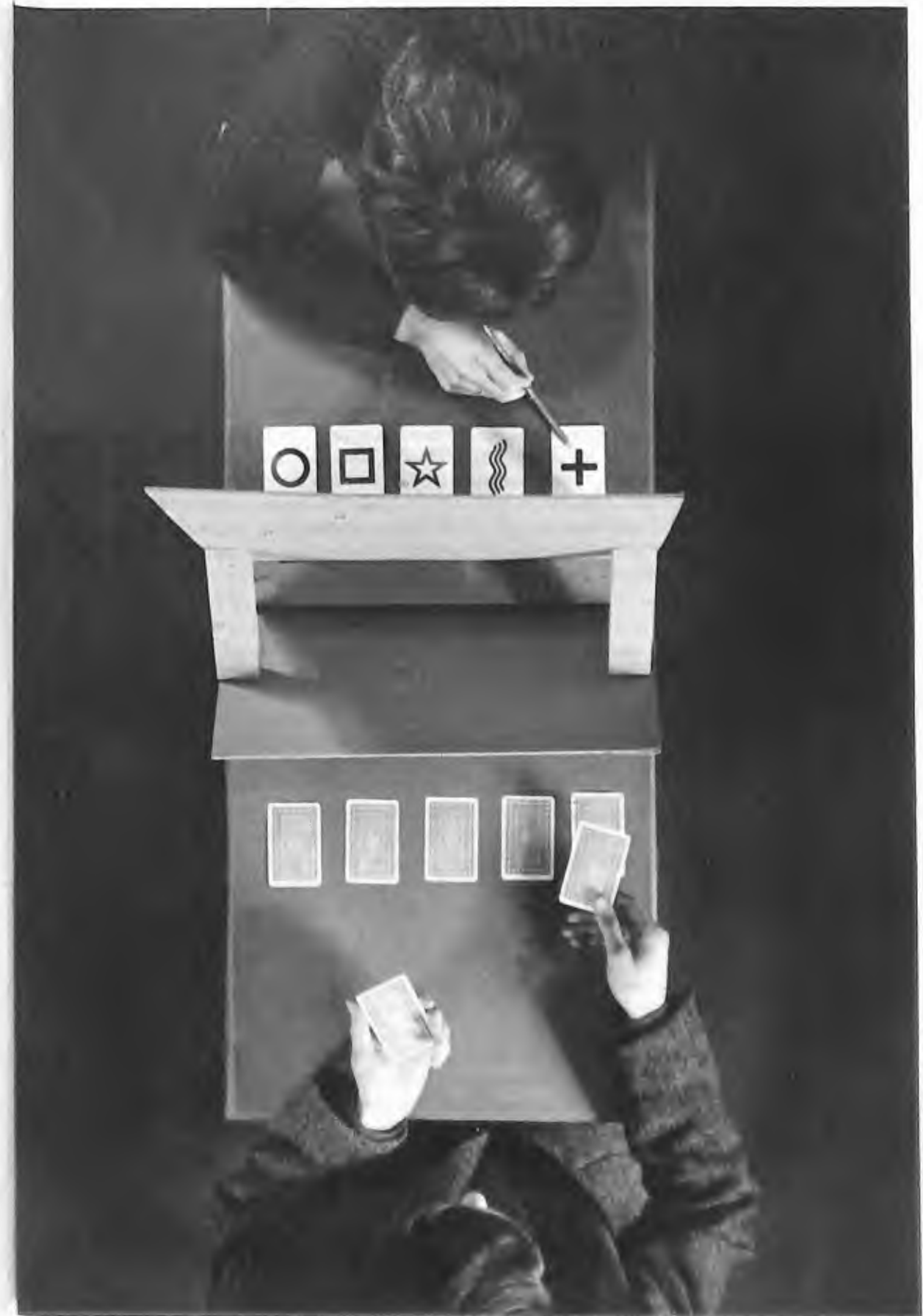
9 Gesellschaften, Geheimorden und Sekten

In der Vergangenheit scheinen Bemühungen, die sich in welcher Art immer das Übernatürliche zum Ziel gesetzt hatten, von interessierten Gruppen — Gläubigen oder Praktizierenden ausgegangen zu sein. In dieser Reihe sehen wir Hexen, Satanisten, Magier, Kabbalisten usw. Erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden Organisationen, deren Anliegen jenseits spekulativer Zielsetzungen dem Zweck wissenschaftlicher Forschung dient. Gruppen dieser Art stehen heutzutage im Vordergrund.

In der Zeit vor dem 19. Jahrhundert gelangte man über höchst vereinzelte Versuche, offenbar übernatürliche Phänomene objektiv zu untersuchen, nicht hinaus. Anstrengungen in dieser Richtung wurden z. B. zur Überprüfung des von Mesmer praktizierten „tierischen Magnetismus“ unternommen. Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts Mesmers Theorien in ganz Europa in Mode kamen, setzte Ludwig XVI. von Frankreich zwei aus prominenten Mitgliedern bestehende Untersuchungskommissionen ein. Diese meldeten übereinstimmend ernste Bedenken und Zweifel an. Später, noch zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, gelangten andere Forscher hinsichtlich Mesmers Theorien, die damals natürlich als höchst okkult galten und deshalb verdächtig waren, zu eher günstigen Schlüssen. Sie bekannnten sich zur Ansicht, daß einige der von Mesmer untersuchten Versuchspersonen „übernatürliche“ Fähigkeiten an den Tag legten — oder vielmehr, wie wir es heute formulieren würden, über telepathische und hellseherische Kräfte verfügten.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts widmeten sich britische Forscher wie James Braid, ein Arzt, und der Physiker William Barrett neuerdings dem Studium des Mesmerismus sowie des Hypnotismus; ebenso, in Frankreich, der Physiologe Charles Richet und der Psychologe Pierre Janet. Damals aber begannen die mit dem Studium hypnotischer Phänomene beschäftigten Forscher auf das Geleise des eher traditionellen „Okkultismus“ einzulenken. Gedankenübertragung, Geistererscheinungen und (nachdem die Geschwister Fox in den 1850iger Jahren zu weltweitem Ruhm gelangt waren) der Spiritismus rückten in den Mittelpunkt der allgemeinen Interessenahme und auch der Forschung. Etwa innerhalb dieser Bereiche bewegte sich damals die „Seelenforschung“, deren Grenzen überschritten schienen, als 1851 ein

Die moderne psychische Forschung widmet sich hauptsächlich der Untersuchung der ASW. Dabei wird insbesondere mit Kartentests gearbeitet. Nebenstehend ein Hellseherversuch anhand des Zener-Kartentests (nach dem Mathematiker E. Zener). Die Versuchsperson zeigt jeweils die Karte an, von der sie glaubt, daß der Versuchspartner sie — mit dem Bild nach unten — der Reihe nach ablege.



paar junge Enthusiasten von der Universität Cambridge eine „Ghost Society“ – sagen wir für den Anfang dieser Gesellschaft: einen Geisterklub – gründeten.

Die Gesellschaft entsprang einer lebhaften Anteilnahme – allerdings seitens begeisterter Amateure – an allen Belangen des Übernatürlichen. Erst der Beitritt des Klassizisten Henry Sidgwick (1859) führte zu einem weniger dilettantischen und wirklich von ernsthaften Interessen geleiteten Kurs. Sidgwick schloß 1860 mit Frederic Myers, dem Cambridger Psychologen, Freundschaft, der sich bald auch Edmund Gurney anschloß. Gemeinsam unternahmen es diese drei Männer, das Übernatürliche der Forschung zu erschließen.

Gleichzeitig waren auch andere Forscher am Werk – unter ihnen Sir William Crookes, ein hervorragender Physiker und Chemiker, der durch seine ausgedehnten Studien über Medien, insbesondere D. D. Home, hervorgetreten war. Im Jahre 1869 setzte die Londoner „Dialectical Society“ (Dialektische Gesellschaft) einen Ausschuß zur Untersuchung der spiritistischen und anderer okkultur Phänomene ein. Nach eineinhalbjähriger Tätigkeit, die sowohl der Befragung von Medien und deren Beobachtung bei der Arbeit als auch sorgfältig durchgeführten Experimenten gewidmet war, berichtete der Untersuchungsausschuß (bei einigen abweichenden Gegenstimmen), die Phänomene seien echt oder, in anderen Fällen, weiterer Beobachtung und Untersuchung wert. Auch Oxford hatte übrigens seine „Ghost Society“. Die Gesellschaft befaßte sich vornehmlich mit der Sammlung und Sichtung von Geisterberichten. Die Anstrengungen der verschiedenen Gruppen führten jedoch im ganzen eher zu enttäuschenden als zu befriedigenden Ergebnissen. Die Flut des Untersuchungsmaterials nahm immer mehr zu, so daß die kleinen Amateurgesellschaften kaum noch Schritt halten konnten. Eine Verschmelzung der einzelnen Gruppen schien daher aus finanziellen, aber auch arbeitstechnischen Erwägungen geboten. So berief denn im Jahre 1882 die Cambridger Gruppe eine Konferenz aller Interessierten ein. Dies sollte die Geburtsstunde der berühmten „Society for Psychical Research“ (Gesellschaft für Psychische Forschung) sein. Sie ist in der Fachsprache der Parapsychologen als die „S.P.R.“ bekannt.

Sidgwick wurde ihr erster Präsident; Myers, Gurney und W. Barrett waren, zusammen mit Frank Podmore von der Oxforder Gruppe, Mitglieder des ersten Gesellschaftsrates. (Später schrieben dann Myers, Gurney und Podmore gemeinsam die *Phantasms of the Living*, jenes bahnbrechende und noch heute grundlegende Standardwerk über Erscheinungen, Gedankenübertragungen und dergleichen.) Die neue Gesellschaft definierte als ihren Gesellschaftszweck die Erforschung der Einflüsse von Seele zu Seele; des Hypnotismus; des Hellsehens und der außersinnlichen Wahrnehmung; von Erscheinungen, Spuk- und Poltergeistphänomenen; sowie des Spiritismus. Die Untersuchungen müßten, so wurde proklamiert, „vorurteilslos und unbefangen“ durchgeführt werden – „im Geiste exakter und leidenschaftsloser Forschungsarbeit“.

Eine der ersten Aufgaben, bei der diese Grundsätze zur Anwendung kamen, war das Studium der Gedankenübertragung anhand zweier Mädchen namens Creery. Die ersten experimentellen Versuche deuteten darauf hin, daß die Mädchen möglicherweise befähigt waren, Namen und Gegenstände, an die andere dachten, zu erraten. Gurney ertappte jedoch die Mädchen beim Schwindeln (sie machten sich gegenseitig Zeichen). Trotz der schädigenden Auswirkungen, die dieser Vorfall in der Öffentlichkeit verursachte, wurden unbeirrt weitere Experimente mit anderen Ver-

suchspersonen durchgeführt. Auf der Grundlage dieser frühen – und in vielen Fällen äußerst umstrittenen – Experimente gelangten Gurney und andere Forscher zwar noch unter vorsichtigen Vorbehalten, im ganzen aber doch bereits entschlossenermaßen zur grundsätzlichen Annahme, daß es Telepathie gebe. Von hier aus erwachsen dann die verschiedenen (in Kapitel 3 besprochenen) Theorien, die zur Erklärung der Erscheinungen auf die Telepathie zurückgriffen.

In Kapitel 3 haben wir einige der von der S.P.R. bei der Untersuchung von Erscheinungsphänomenen angewandten Techniken kennengelernt und erfahren, mit welchem Nachdruck die Notwendigkeit exakten wissenschaftlichen Arbeitens betont wurde. Diesem Grundsatz ist die Gesellschaft seit ihren Anfängen, als Sidgwick, Myers und Weggenossen – ungeachtet ihres Rufes als angesehene Wissenschaftler – gegen Vorurteil, Verunglimpfung und Spott zu kämpfen hatten, im wesentlichen immer treu geblieben. Der englische Philosoph F. C. S. Schiller schrieb 1905: „Zur Zeit gibt es mehr Vorurteile gegenüber der Erforschung des ‚Okkulten‘, als alle Forscher zusammen durch rein wissenschaftliche Methoden in tausend Jahren aus dem Weg räumen könnten, und wären sie selbst zehnmal zahlreicher und geschickter . . .“ Beispielsweise zögerte die Frau Sidgwicks jahrelang, der Gesellschaft beizutreten, nur um ja nicht den guten Ruf des Cambridger Newnham College, mit dem sie die Öffentlichkeit in Zusammenhang sah, in Frage zu stellen.

Die großen Schwierigkeiten, denen sich die Gesellschaft gegenüber sah, erhellen auch etwa aus gewissen Vorsichtsmaßnahmen, zu denen man sich genötigt sah. So wurde von Anfang an nachdrücklich klargestellt, daß „die Mitgliedschaft zur Gesellschaft weder die Billigung einer auf der Grundlage durchgeführter Untersuchungen über ein Phänomen abgegebenen Erklärung in sich schließt, noch den Glauben an das Vorhandensein und Wirken von anderen als den durch die Physik anerkannten physikalischen Kräften involviert“. Vielleicht hat man durch diese Art Rückversicherung Vorsorge treffen wollen, daß sich niemand von einem beabsichtigten Beitritt abschrecken lasse. (Heute noch schützt sich die Gesellschaft die „Flanken“, indem sie sich von den Ansichten der in ihrer Fachzeitschrift und ihren sonstigen Druckwerken publizierenden Autoren mit dem Hinweis distanziert, daß die Gesellschaft keine Gesamtmeinung habe oder zum Ausdruck bringe.)

Das erklärte Versprechen der Gesellschaft, bei ihrer Forschungsarbeit größte Objektivität walten zu lassen, erstreckt sich auch auf die Ausschüsse, die zur Untersuchung psychischer Phänomene berufen werden. Ein Beispiel hierfür liefert der von drei Forschern – darunter Dr. E. J. Dingwall – gezeichnete Bericht über das als „Eva C.“ bekannte Medium, das im Jahre 1920 am Hauptsitz der Gesellschaft 40 Sitzungen absolviert hatte. „Eva C.“ war ein physikalisches Medium, das aufgrund seiner Materialisationen, insbesondere Erscheinungen von Gesichtern, in ganz Europa berühmt war. Eva war 1905 in Algier von Charles Richet „entdeckt“ und nach ihrer Übersiedlung nach Paris durch den um die Erforschung der Materialisationsphänomene verdienten deutschen Forscher Dr. Schrenck-Notzing eingehend untersucht worden. Er kam zu dem Schluß, daß die produzierten Phänomene echt seien, und veröffentlichte Fotografien von Materialisationen (die später als Zeitausschnitte erkannt worden sind). Die S.P.R. zeigte sich, als sie ihrerseits mit „Eva C.“ experimentierte, weit weniger beeindruckt. Die von Schrenck-Notzing beobachteten Phänomene stellten sich in Gegenwart der Forscher der S.P.R. nicht ein, so daß sich diese schließlich genötigt sahen, ein Verdikt zu fällen. Das Phänomen



Vier berühmte Vorkämpfer aus der viktorianischen Zeit, die sich die Erforschung psychischer Phänomene nach objektiven Gesichtspunkten zur Lebensaufgabe gemacht hatten. Die Abbildung oben zeigt Sir William Crookes, ursprünglich Physiker und Chemiker, der sich auf die experimentelle Untersuchung von Medien und das Studium medialer Leistungen spezialisierte. Im Bild links Henry Sidgwick, erster Präsident (in den Jahren 1882–1884). Er war, zusammen mit den Psychologen Frederic Myers (Bild rechts) und Edmund Gurney (ganz rechts), ein Gründermittglied der berühmten britischen „Gesellschaft für Psychische Forschung“ (S. P. R.).

sei „nicht erwiesen“, was jedoch die von Fachleuten des Kontinents durchgeführten Untersuchungen nicht entwertete.

In den USA war eine ähnliche Gesellschaft konstituiert worden. Ihre Gründung im Jahre 1885 geht hauptsächlich auf die Initiative des Psychologen William James zurück. Vier Jahre nach Gründung der Gesellschaft in Boston beschloß diese den Zusammenschluß mit der englischen Muttergesellschaft. Sie machte sich aber 1907 wieder unabhängig. Die Ziele und Absichten der amerikanischen Gesellschaft waren und sind natürlich in der Hauptsache die gleichen wie jene der britischen S.P.R. Sie untersucht mit wissenschaftlichen Methoden alle wie immer gearteten Phänomene der außersinnlichen Wahrnehmung („ASW“) einschließlich der unter dem Stichwort der „Wünschelrute“ bekannten Rutengängerei, des Spiritismus, der Erscheinungen, der Poltergeister und dergleichen mehr – „kurz: alle Äußerungen von Phänomenen, die parapsychologisch, mediumistisch, psychisch und paranormal genannt werden“. Der erste Präsident der Gesellschaft war der Psychologe Richard Hodgson. Zu den berühmtesten Arbeiten kurz nach der Gründung zählte die Untersuchung des (in Kapitel 4 bereits erwähnten) Trancemediums Mrs. Piper. Das Medium war seinerzeit schon von Frederic Myers, Oliver Lodge und später auch von J. H. Hyslop beobachtet worden. Hodgson nun gelangte zur Überzeugung, die beobachteten Phänomene (Geisterbotschaften usw.) seien spiritistischen Ursprungs. Andere waren davon nicht überzeugt. Die meisten Mitglieder der Untersuchungskommission stimmten jedoch mit W. James überein: daß nämlich Mrs. Piper „übernatürliche Wahrnehmungskräfte manifestiert habe“.

Die amerikanische S.P.R. verlegte unter der Leitung von J. H. Hyslop, damals Professor für Philosophie an der New Yorker Columbia-Universität, im Jahre 1906 ihren Sitz nach New York. Sein Nachfolger war der englische Psychologe William McDougall, der während seines Aufenthaltes in Amerika sehr wesentlich zur Gründung des Parapsychologischen Laboratoriums an der Duke-Universität in Durham (Nord-Carolina) beigetragen hatte – jenes Forschungszentrums also, das unter J. B. Rhine weltberühmt wurde. Im Anschluß an seine Präsidentschaftszeit geriet die Gesellschaft unter den ungünstigen Einfluß einer Gruppe der Wissenschaft fernstehender Enthusiasten unter Führung eines Mediums namens Margery Cran-





Die Aufnahme oben gibt einen Begriff von der Ausrüstung, deren sich u. a. ein experimenteller Forscher bei der Untersuchung angeblicher Poltergeistphänomene bedient. Zur Ausrüstung der Forscher gehört insbesondere ein Mikrophon, das an ein Tonbandgerät angeschlossen, jedes Geräusch zu registrieren imstande ist; ferner eine Filmkamera und eine gewöhnliche Kamera zur Festhaltung jeglicher Bewegung; sowie ein Bleistift, der am Ende einer waagrecht an einem Stativ angebrachten Schiene die geringste Erschütterung des Schrankes, an dem der Bleistift angesetzt ist, in der Art eines Seismographen aufzeichnet. Zum Versuchsraum gehört auch ein Spiegel, der dem Forscher einen ständigen Überblick über den gesamten Raum gestattet. Der links abgebildete Penny dient, aufrecht auf der Tischplatte stehend, gleichfalls der Feststellung, ob eine Vibration oder Bewegung des Möbelstücks stattfindet.



don. Die Tätigkeit dieser Gruppe schädigte das Ansehen der Gesellschaft schwer (es ging bis zum Vorwurf betrügerischer Machinationen). Und erst nach Wiederübernahme der Leitungsfunktionen durch die Gruppe der Wissenschaftler fand die Gesellschaft zu ihrem früheren Kurs und Ansehen zurück.

In Europa schossen verwandte Organisationen aus dem Boden. Im Jahre 1919 wurde in Frankreich das „Institut Métapsychique International“ gegründet. Erster Präsident war Charles Richet, der übrigens eine Zeitlang auch der englischen S.P.R. vorstand. Richet hatte sich lange Zeit mit Problemen der Parapsychologie beschäftigt und hat mit seinem 1922 veröffentlichten Werk, das deutsch unter dem Titel *Grundriß der Parapsychologie und Parapsychophysik* erschien, einen grundlegenden Beitrag zur Parapsychologie geliefert.

In Deutschland, Italien und Skandinavien entstanden ähnliche Organisationen. Neben den bereits erwähnten Ländern bestanden (nach Hereward Carrington) im Jahre 1930 Gesellschaften für psychische Forschung in Österreich, Rußland, Spanien, Portugal, Holland, Belgien, in der Schweiz, in Griechenland, Polen, in der Türkei, in Island, Japan, Mexiko, Kanada, Irland, Australien, Neuseeland, Südafrika, Indien, China und Argentinien und, formfrei, praktisch in allen Ländern der Erde.

Die ständig zunehmende Aktivität auf dem jungen Wissensgebiet fand ihren Ausdruck in internationalen Kongressen, deren erster im Jahre 1921 in Kopenhagen abgehalten wurde. Ein zweiter tagte 1923 in Warschau, ein dritter 1927 in Paris. (Die zweite Konferenz war u. a. um eine einheitliche Terminologie für den unter Namen wie „Parapsychologie“, „Metapsychologie“ usw. bekannten neuen Wissenszweig selbst und ihren Forschungsbereich bemüht, gelangte aber zu keinen befriedigenden Ergebnissen.) Im Jahre 1930 wurde in Athen der vierte und 1935 in Oslo der fünfte internationale Kongreß abgehalten. An diesen Konferenzen nahmen regelmäßig Gelehrte teil, die von den verschiedensten Fachgebieten (der Psychologie, Anthropologie, Philosophie usw.) herkamen und in der Wissenschaft Rang und Namen hatten, so daß auf den Kongressen ein gegenseitig befruchtender Wissens- und Erfahrungsaustausch möglich war. Der Zweite Weltkrieg brachte die Zusammenarbeit auf internationaler Ebene zum Erliegen. Der nächste internationale Kongreß fand erst wieder 1953 in Utrecht statt.

An allen Fronten wurde die Parapsychologie vorangetrieben. Zahlreiche private Gesellschaften wurden gegründet, wie z. B. in Frankreich eine Gruppe für metaphysische Studien (1941), eine andere, unter der Leitung von Robert Amadou, Maurice Colinon und Dr. Martiny, für parapsychologische Studien (1954), ferner das belgische Komitee (1948), die italienische Gesellschaft für Parapsychologie (1937), in Deutschland das „Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene“ (1950), eine „Gesellschaft für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie“, die „Freie Forschungsgemeinschaft für Psychologie und Grenzgebiete des Wissens“ und viele andere mehr. Am bedeutendsten von allen Gründungen jüngeren Datums (schon allein wegen ihres finanziellen Hintergrundes) ist die 1951 gegründete „Amerikanische Stiftung für Parapsychologie“, heute eine nicht auf Gewinn gerichtete Körperschaft mit dem Sitz in New York.

Gegenwärtig ist Präsidentin der Stiftung Mrs. Eileen J. Garrett, die (laut *The New Yorker*) „selbst eines der faszinierendsten Medien unserer Zeit ist“. Sie war in den dreißiger Jahren als spiritistisches Trancemedium hervorgetreten und über

Einladung der amerikanischen S.P.R. von namhaften Forschern (darunter H. Carrington) sorgfältig beobachtet und untersucht worden. Die Gelehrten begnügten sich mit der Feststellung, die von ihr produzierten Phänomene seien echt, nämlich in dem Sinn, daß es sich nicht um Schwindel handle; obgleich einige Forscher die Phänomene einfach als Ausdruck einer Spaltpersönlichkeit sahen. Jedenfalls zog sich Frau Garrett, der öffentlichen Demonstration ihrer medialen Fähigkeiten müde, 1941 vom Schauplatz spiritistischer Praxis zurück. Sie widmete sich zunächst der Herausgabe der Zeitschrift *Tomorrow* (Morgen) und später, dank einiger für die Parapsychologie interessierter Philantropen, der Etablierung der Stiftung für Parapsychologie.

Die Stiftung finanziert Forschungsarbeiten in Amerika und in aller Welt. Sie unterstützt Forscher, Institutionen und Arbeitsgruppen, organisiert und fördert Konferenzen, veröffentlicht Berichte und wissenschaftliche Publikationen. Sie unterhält in Frankreich ein parapsychologisches Zentrum für Europa. Die Stiftung ist tatsächlich die Stütze vieler privater Forschergruppen in den verschiedensten Ländern. Daneben dotiert sie mehrere Universitäten. Die Universitäten, die der jungen Wissenschaft gegenüber zunächst unzugänglich waren, haben sich in den letzten Jahrzehnten aufgeschlossener gezeigt als – sagen wir – in jenen Zeiten, da J. B. Rhine mit seinen experimentellen Untersuchungen auf dem Gebiet der ASW an der Duke-Universität begann.

Rhine, der ursprünglich Biologe war, wandte sich der Parapsychologie in den späten zwanziger Jahren zu. Auf die Initiative von W. McDougall konnte er an der Duke-Universität das „Parapsychologische Laboratorium“ einrichten, als dessen Leiter er zahlreiche experimentelle Versuche auf dem Gebiet der ASW durchführte und statistisch auswertete. Die Ergebnisse dieser Massenuntersuchungen veröffentlichte er im *Journal of Parapsychology* und in seinem im Jahre 1935 erschienenen Buch *Extra-Sensory Perception*. Er wurde der einflußreichste und zugleich umstrittenste Parapsychologe der Welt. Er focht den Kampf, der keinem Seelenforscher erspart geblieben ist, gegen Rückständigkeit und Voreingenommenheit, gegen Kritiker, die seine Untersuchungsergebnisse nie auch nur gelesen hatten und gegen Wissenschaftler, die einen Zusammenbruch des gesicherten Wissensgutes befürchteten und sich nicht scheuten, Rhines Ruf mit allen Mitteln zu beeinträchtigen. Die Streitgespräche über seine Berichte, Methoden und Schlüsse sind noch nicht völlig zur Ruhe gekommen. Immerhin ist es um die wissenschaftliche Opposition mehr oder weniger still geworden, seit der Präsident des „Amerikanischen Instituts für mathematische Statistik“ 1937 Rhines Methoden gebilligt hat.

Das Duke-Laboratorium ist nur eines aus der ständig wachsenden Anzahl derartiger, den Universitäten angeschlossener Forschungsinstitute. Es ist zweifellos das bekannteste, nicht jedoch das älteste seiner Art. Schon zu Beginn dieses Jahrhunderts verfügte beispielsweise die Stanford-Universität über eine ansehnliche Institutsausstattung für Zwecke der parapsychologischen Forschung und eine gewisse Lehrtätigkeit hatten früh schon z. B. Bryn Mawr (bei Philadelphia) und Minnesota entfaltet.

An den englischen Universitäten war die psychische Forschung größtenteils auf die inoffizielle Tätigkeit privater Gelehrter- und Studentengruppen angewiesen. In London wurde erstmals 1915 eine Reihe von Vorlesungen über Parapsychologie gehalten. Auf dem europäischen Festland dagegen erkämpfte sich die neue Wissen-



Von Forschern der Gesellschaft für Psychische Forschung wurden Untersuchungen zur Überprüfung der von G. W. Lambert aufgestellten geophysikalischen Theorie durchgeführt. Lambert hatte den Großteil aller angeblichen Poltergeistumtriebe auf natürliche Beben, Erderschütterungen und -stöße im Zusammenhang mit den Gezeiten zurückgeführt und damit eine natürliche Erklärung des Phänomens angeboten. Im Zuge der Untersuchung durch die S. P. R.-Forscher baute man in der Mauer eines baufälligen, abbruchreifen Hauses einen mechanischen Vibrator ein und setzte diesen in Betrieb (Abbildungen oben und rechts). Obwohl das Gebäude durch die Heftigkeit der künstlich erzeugten Erschütterungen beinahe einzustürzen drohte, ließen sich an den Einrichtungsgegenständen keinerlei Erscheinungen feststellen, wie sie für die Poltergeister als typisch gelten.





schaft schon etwas früher öffentliche Anerkennung. Beispielsweise verlieh die französische Universität von Montpellier bereits 1893 einen Doktorgrad für eine Arbeit auf dem Gebiet der Parapsychologie, und C. G. Jungs Dissertationsarbeit zum Doktor der Medizin, die er 1902 der Universität Zürich abliefern, betitelte sich *Zur Psychologie und Pathologie sogenannter occulter Phänomene*. Regelrechte experimentelle parapsychologische Forschung wurde in Europa erstmals, verbunden mit den Namen H. J. F. W. Brugmans und G. Heymans, an der holländischen Universität Groningen betrieben und über ein bahnbrechendes ASW-Experiment 1921 berichtet.

Was wir hier aus der Zeit des frühen 20. Jahrhunderts berichtet haben, bleibt natürlich skizzenhaft. Zahllos sind die den verschiedenen Universitäten angeschlossenen Arbeitsgruppen, die wir hier nur auszugsweise anführen können. Allein in Amerika wird, neben den bereits erwähnten, an 68 Universitäten und Colleges parapsychologische Arbeit geleistet. Davon wären als die größeren Institute die Universitäten von California, Minnesota, Denver und Pittsburgh zu nennen, ferner die Yale- und die Brown-Universität, Philadelphia und das City College von New York.

Hervorragende parapsychologische Arbeit wurde von Gelehrten der Universitäten Innsbruck, Kopenhagen, Stockholm und Rom geleistet. In Frankreich haben,



Forscher der S. P. R. suchen nach einer Erklärung für die heftigen Bewegungen eines Tisches, die während einer spiritistischen Séance beobachtet wurden. Mittels eines Thermometers wird die Temperatur in Tischnähe gemessen (Bild links), nachdem vielfach behauptet wurde, daß die Temperatur angesichts psychischer Phänomene falle. Oben ein Forscher mit einem Manometer, das unter den Händen der Sitzungsteilnehmer plaziert worden war, um festzustellen, ob das Tischrücken durch Druckverlagerungen zustande kam. Die Untersuchungsergebnisse schlossen die Möglichkeit einer Verursachung durch PK des Trance-Mediums (rechts) nicht aus.

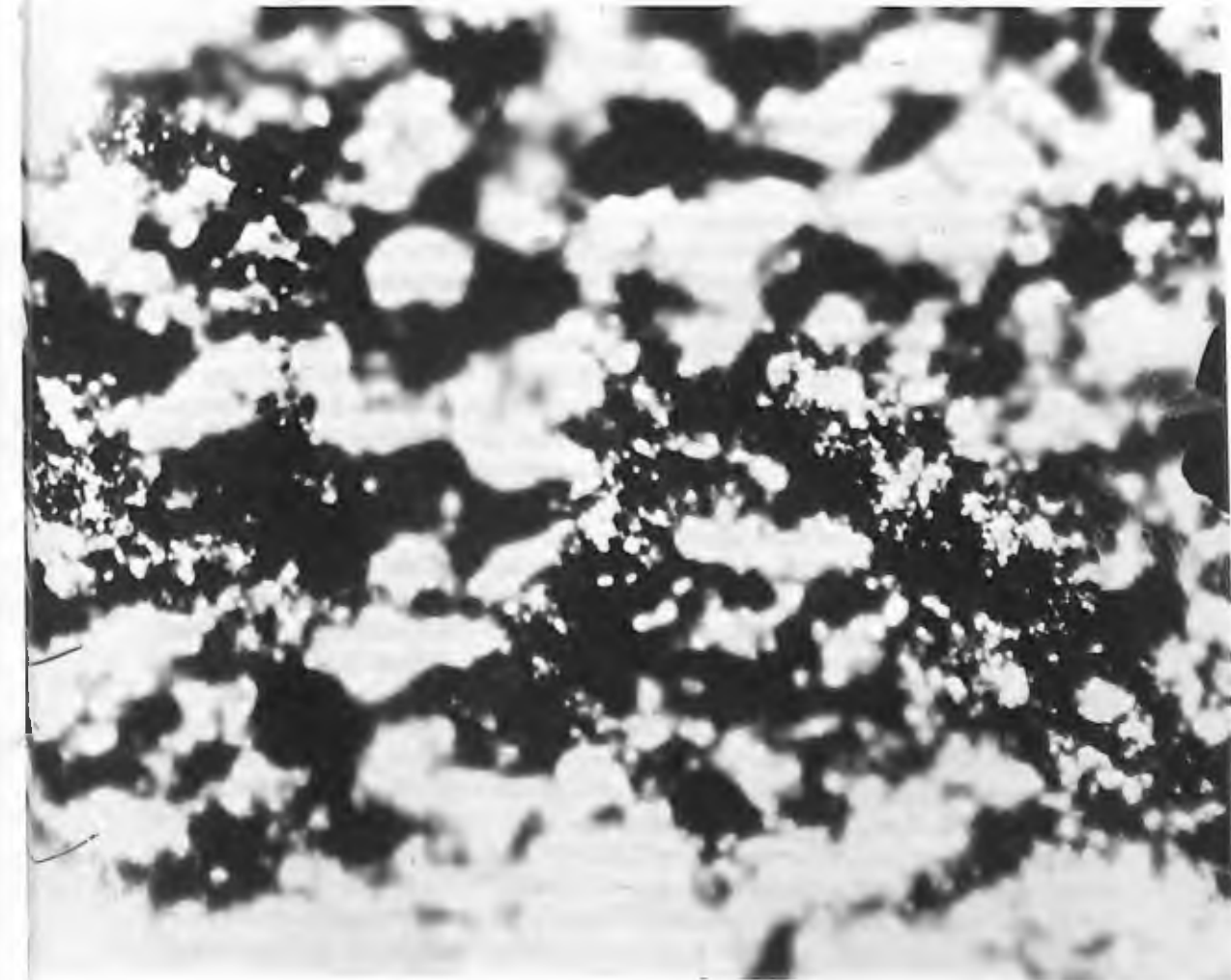


neben Montpellier, hervorragende Wissenschaftler der Sorbonne auf dem Gebiet der Parapsychologie gearbeitet. In Deutschland bleibt die Geschichte der Parapsychologie mit Pionieren wie Hans Driesch, Max Dessoir, Rudolf Tischner und Hans Bender verknüpft; bedeutende Arbeit wurde an den Psychologischen Instituten der Universitäten Bonn, Freiburg, Göttingen, Hamburg und München geleistet. Ebenso in Holland an den Universitäten Amsterdam, Groningen, Leiden und an der durch das Wirken von W. H. C. Tenhaeff berühmten Universität Utrecht. Ferner sind beispielsweise zu nennen die Universität Rajasthan (Indien) sowie Institute in Israel und Japan.

Auch in den kommunistischen Ländern macht sich ein ständig wachsendes Interesse an der parapsychologischen Forschung geltend. Insbesondere ist die Forschungstätigkeit des von L. L. Wasiljew geleiteten Physiologischen Instituts der Universität Leningrad hervorzuheben. In Südamerika werden Forschungen im Rahmen des Universitätsbetriebes in Argentinien, Chile, Uruguay und in der Dominikanischen Republik betrieben. Sechs Universitäten Kanadas haben ihre Pforten der Parapsychologie geöffnet und fördern deren Anstrengungen, was aber von den größten Instituten wie McGill und Toronto nicht gerade gesagt werden kann. Fünf australische Universitäten und eine in Neuseeland unterstützten halboffiziell die ASW-Forschung.



Eine Rekonstruktion eines kontrollierten PK-Versuches, der 1960 durch Forscher der S.P.R. durchgeführt wurde. Zunächst wurde dem Probanden (Bild links), während er sich in Hypnose befand, eine fotografische Platte gegeben, damit er sie sich vor die Augen halte (unten). Diese war vorher nummeriert, mit einem Kode versehen und lichtundurchlässig eingepackt worden. So dann wurde die Platte – neben zwei anderen – in das Entwicklerbad gegeben (rechts). Auf dem sichtbar werdenden Bild des Negativs (ganz rechts) waren Bildmuster erkennbar, die die Negative der zwei Kontrollplatten nicht aufwiesen: diese waren vollkommen blank. Unten rechts eine Nahaufnahme des markierten Bildmusters. Für dieses Phänomen wurde bis jetzt noch keine einleuchtende wissenschaftliche Erklärung gefunden (z. B. hat man in diesem Zusammenhang auf die ultravioletten Strahlen zurückgreifen wollen).



Parapsychologische Arbeit wurde schließlich auch an britischen Universitäten, darunter Liverpool, Nottingham, Glasgow, Bristol und London, geleistet. Cambridge gewährt Stipendien und rühmt sich einer parapsychologischen Gesellschaft. Oxford besitzt dank privater Initiative ein von einem amerikanischen Gelehrten geleitetes, kleines parapsychologisches Laboratorium (das jedoch keiner Universität angeschlossen ist). Auch gibt es dort eine einschlägige private Organisation, die „Psycho-physical Research Unit“.

Wir sehen, daß heute die meisten Universitäten der Parapsychologie das akademische Bürgerrecht gewährt oder ihr gegenüber zumindest eine aufgeschlossene Haltung eingenommen haben. Die akademischen Institutionen, die der jungen Wissenschaft noch ablehnend gegenüberstanden, sind praktisch überall im Begriffe, auf eine unvoreingenommene Haltung umzuschwenken. In diesem Zusammenhang muß jedoch betont werden, daß sich das Interesse und die Forschertätigkeit der Universitäten innerhalb der psychischen Forschung hauptsächlich auf die Untersuchung der außersinnlichen Wahrnehmungen (ASW) und der damit verwandten Paraphänomene wie Präkognition und Psychokinese (PK) beschränkt. Die Einbeziehung der von privaten Forschergruppen untersuchten Probleme der Erscheinungen, Poltergeister usw. in die Universitätsforschung kommt nur in zweiter Linie in Frage. Natürlich kommt es vor, daß im Fall berichteten Spuks von einem parapsychologischen Institut Forscher zur Überprüfung des Phänomens entsandt werden, wie z. B. 1958 die Parapsychologen der Duke-Universität die (in Kapitel 3 erwähnten) Vorfälle von Seaford studierten. Gelegentlich wird wohl auch ein Medium überprüft. Aber selbst in solchen Fällen liegt der Nachdruck des Studieninteresses auf den „paranormalen Effekten“, somit nur auf einem begrenzten Bereich des Übernatürlichen.

Vielleicht liegt dies daran, daß die außersinnlichen Wahrnehmungen der mit dem kontrollierten und kontrollierbaren Experiment und statistischer Auswertung arbeitenden „quantitativen“ Forschung zugänglicher sind als die spontanen Phänomene z. B. der Erscheinungen, eines Poltergeistes oder Spuks. Und natürlich auch, weil, dank der Leistungen von Männern wie J. B. Rhine, die ASW sozusagen gesellschaftsfähig geworden ist. Den gleichen Weg – vom „Okkulten“ zum „Paranormalen“ hin – legte bekanntlich der Hypnotismus zurück. Wo man früher noch Gefahr lief, als abergläubisch beargwöhnt zu werden, betätigt man sich heute durchaus „respektabel“. Jeder Psychiater und Psychotherapeut arbeitet heute mit Hypnose. Vergessen wir nicht, daß bis vor kurzem Phänomene wie jene der Besessenheit, der Stigmata und überhaupt der nicht organisch begründeten Störungen entweder als Unsinn oder als Werk des Teufels angesehen worden sind. Heute dagegen spricht jeder Laie, der ab und zu eine Illustrierte liest, belehrt durch die Spalten des „Psychologischen Ratgebers“ oder der „Psychologie für den Alltag“, mehr oder weniger sachkundig über Hysterie und psychosomatische Krankheiten.

Wir haben bereits mehrmals auf die Rolle hingewiesen, die die ASW im Zusammenhang mit den Theorien zur Erklärung von Geister-, Spuk-, spiritistischen oder sonst unerklärlichen Phänomenen spielt. Vielleicht wird die parapsychologische Universitätsforschung mittelbar, nämlich über die Erforschung der ASW, noch manchen dunklen Ausschnitt des Übernatürlichen erhellen. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß – in Fortsetzung der bisherigen Arbeit – private Organisationen wie die S.P.R. und andere zu entscheidenden Erkenntnissen auf dem gesamten Feld der Seelenforschung gelangen werden. Falsch wäre übrigens in diesem Zusammenhang

die Annahme, die strenge wissenschaftliche Forschungsarbeit sei von der akademischen Schulwissenschaft monopolisiert worden, während alles eher Obskure den privaten Gruppen überlassen geblieben sei. Die privaten Forschungszentren wie z. B. die S.P.R. oder das französische Institut für Metapsychologie sind sich selbst gegenüber die härtesten Kritiker und legen überzeugendes Material, wenn es nur vom geringsten Zweifel überschattet erscheint, zu den nicht beweiskräftigen Akten. Erinnern wir uns auch, daß die führenden Organisationen zwar außerhalb des Universitätsbetriebes entstanden, aber größtenteils von anerkannten Wissenschaftlern gegründet und geleitet worden sind, von Männern wie dem französischen Professor für Physiologie an der Sorbonne und seit 1913 Nobelpreisträger für Medizin Charles Richet. Er schrieb in der Vorrede zu seinem früher erwähnten Werk über die Parapsychologie folgendes:

„Jene, die da in diesem Buch eine Anzahl nebulöser Spekulationen über Menschenschicksal, Magie und Theosophie zu finden hoffen, werden enttäuscht sein. Es ist mir um den Versuch gegangen, ein wissenschaftliches Werk und kein Buch über Träume zu schreiben. Ich habe mich daher darauf beschränkt, die Tatsachen darzulegen und deren Echtheit zu erörtern, nicht nur ohne eine eigene Theorie anzubieten, sondern ohne überhaupt stark auf eine der vorhandenen Theorien einzugehen; denn soweit solche bis jetzt auf dem Gebiet der Parapsychologie formuliert worden sind, erscheinen mir diese erschreckend zerbrechlich. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß eines Tages eine brauchbare Theorie aufgestellt werden können. Aber dafür ist die Zeit noch nicht gekommen, da die derzeit vorliegenden Tatsachen, auf denen eine Theorie aufzubauen wäre, selbst noch in Frage stehen. Es ist daher vor allem anderen notwendig, jene Tatsachen zu sichern und sie im allgemeinen und im einzelnen zu beschreiben, wodurch erst ihr Hintergrund wird begriffen werden können. Dies ist unsere vornehmliche Aufgabe, ja unsere einzige Pflicht.“

Hier handelt es sich um eine Grundsatzklärung für die Parapsychologie, wie man sie sich besser gar nicht wünschen könnte. Leider werden manchmal die Warnungen Richets und anderer Forscherpioniere außer acht gelassen; wenn sich nämlich die wissenschaftliche Vorsicht des Forschers enthusiastisch fortreißen läßt oder überhaupt wenn Gruppen am Werk sind, denen es weniger um kritische Forschung als vielmehr um die Propagierung ihrer Ideen geht. Auf diese Art wird das Ansehen der Parapsychologie schwerstens geschädigt. Und es gibt heute gerade genug Organisationen, die alle das „einzig wahre Wort“ verbreiten. Vielleicht trifft diese Charakterisierung auf die britische „Churches Fellowship for Psychical Study“ (Kirchenbund für Seelenforschung) nicht ganz zu; obwohl der in der Satzung statuierte Zweck der Organisation Kritik dieser Art offenläßt. Dem Kirchenbund gehören Geistliche und Laien verschiedener Konfessionen an. Die Organisation ist keine offizielle kirchliche Körperschaft, steht aber über ihre Mitglieder aus den Reihen der Geistlichkeit der Kirche nahe. Sie untersucht mit der größtmöglichen Aufgeschlossenheit spiritistische Phänomene und hat ein Forschungskomitee, das Medien prüft und hierüber berichtet. Während sie dabei aber um die Wahrung einer „kritischen“ Haltung bestrebt ist und beansprucht, mit den Spiritisten, denen die Forschung gilt, nur wenig gemeinsam zu haben, räumt sie andererseits ein, von der Voraussetzung des „Weiterlebens nach dem Tode und einer unter gewissen Umständen möglichen Verbindung“ (mit den Toten) auszugehen. Als „Kirchenbund“ muß sie das wohl. Die Erforschung der Wahrheit dessen, was durch den Glauben bereits festgelegt ist,



Die umstehenden Fotografien wurden im Parapsychologischen Laboratorium der Duke-Universität gemacht. Links Versuchspersonen bei einem PK-Würfelttest: eine jede versucht den Fall des durch den Versuchsleiter geworfenen Würfels auf die von ihr gewünschte Augenzahl hin zu steuern. Unten links ein anderer PK-Test. Der Experimentator hat für zwei von einer Maschine geworfene Würfel eine Zielwahl getroffen. Die Testperson versucht die Würfel auf die höchste Augenzahl fallen zu machen. Rechts ein frühes Experiment über Präkognition. Die Versuchsperson hat die Lage der Karten in einem Spiel vorausgesagt und aufgezeichnet, wobei dann der Mischungsprozeß maschinell vorgenommen und die Reihenfolge der Karten mit den protokollierten Voraussagen verglichen wurden. Unten ein ASW-Test mit Kindern, die Figuren erraten sollen.



widerspricht jedoch zweifellos dem wissenschaftlichen Grundsatz der erkenntnistheoretischen Neutralität und ist, muß man sagen, nicht gerade die denkbar objektivste Haltung.

Sie entspricht freilich dem Standpunkt der meisten spiritistischen Organisationen, deren es nirgends mehr gibt als in England. Da wäre zunächst die „Spiritualists' Association“ zu nennen, die, seit 1872 bestehend, ein aktives Zentrum des Spiritismus ist. Sie halten öffentlich zugängliche Séancen ab und bilden Medien aus. Ferner gibt es die „Greater World Christian Spiritualist League“, die sich um eine Harmonisierung spiritistischer und christlicher Ideen bemüht und Zweigstellen in Amerika, Kanada, Frankreich, Australien, Neuseeland und seit neuerem auch in Westdeutschland und Österreich hat. Die 1890 gegründete „Spiritualists' National Union“ erklärt den Spiritismus als Religion eigenen Rechts und sieht Christus als ein Medium. Das „College of Psychic Science“ widmet sich nicht – wie man dem Namen nach annehmen möchte – der Parapsychologie, sondern dem Bemühen, im Spiritismus Beweise für das Fortleben nach dem Tod zu finden. Zu ihrem Programm gehören allerdings auch Hellseh-Demonstrationen. Eine Organisation ähnlich irreführenden Namens ist die „British Metaphysical Research Group“, die den Spiritismus studiert, auf den sie festgelegt ist. Man befaßt sich mit Versuchen über die „menschliche Aura“, über die „Astralwanderung“ und dergleichen mehr; man verkauft aber auch spiritistische Requisiten wie Ouija-Brettchen, Kristallkugeln und sogar sogenannte „Aurabrillen“. Als eigentliche Leistung nimmt man jedoch die Erfindung verschiedener psychometrischer bzw. psychographischer Apparaturen in Anspruch (zum Fotografieren von Gedanken und Geistern u. a. m.).

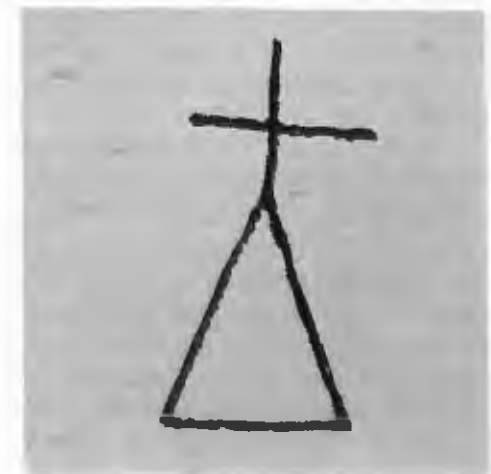
Ähnliche Organisationen gibt es in fast allen Ländern. In Frankreich z. B. gibt es ein spiritistisches Zentrum in Nizza und eine andere Gruppe mit dem Sitz in Lyon (die sich selbst zwar neutral erklärt, jedoch grundsätzlich mit dem Spiritismus zu sympathisieren scheint).

Der Spiritismus ist auch international organisiert. Die „International Spiritualist Federation“ veranstaltet Kongresse und Demonstrationen medialer Leistungen. Im Zuge des 1960 in London veranstalteten Kongresses demonstrierte der Präsident der „National Federation of Spirit Healers“ seine Fähigkeiten als Geistheiliger und kurierte offenbar mehrere Anwesende, die an Arthritis litten. Wir möchten diesen Organisationen gegenüber nicht ungerecht sein. Es muß daher betont werden, daß die Mehrzahl derselben beachtliche Anstrengungen und Geldmittel für die Untersuchung spiritistischer Phänomene einsetzt, somit nicht nur etwa die „Bekehrung“ der Zeugen ihrer Demonstrationen oder Presseverteidigungen im Auge hat. Echte Neutralität freilich ist ein „Luxus“, der einer festgelegten Richtung kaum zuzumuten ist. Andererseits haben spiritistisch ausgerichtete Organisationen zum „Beweis ihrer Ideen“ oft schon Tatsachenmaterial zutage gefördert, das sich dann in der Hand wissenschaftlich arbeitender Gruppen als sehr nützlich erwiesen hat.

Nach Betrachtung der wissenschaftlichen Forschungsorganisationen und der richtungsgebundenen Studienvereinigungen wenden wir uns nunmehr jenen Gruppen zu, deren Anhängerschaft nicht sosehr das Studium okkultur Phänomene, sondern der inneren Erbauung und frommer Andacht dienende Zielsetzungen zum Wohle der Menschheit verfolgt. Der Unterschied liegt auf der Hand: Die S.P.R. und ähnliche Organisationen haben es unternommen, das Übernatürliche nach wissenschaft-



Viele Hellseh- und Telepathieversuche bedienen sich – zum Unterschied von beispielsweise den Kartentests – frei gewählter Ziele. Als solche sind z. B. Zeichnungen und Malereien anzusehen. Der oben abgebildete Glockenturm, in den ein Blitz einschlägt, wurde als Zielzeichnung anlässlich eines 1930 in Frankreich durchgeführten ASW-Tests vom Agenten aufgezeichnet. Rechts die vom Perzipienten gezeichnete Skizze eines Zeltdaches mit einem Kreuz.



lichen Kriterien zu erforschen. Die unabsehbaren „Wunderwelten“ der Sekten und Geheimgesellschaften mit ihren mehr oder weniger okkulten Lehren halten sich dagegen eher an unmittelbare, subjektive Erfahrungen.

Es gibt weit mehr okkulte Gesellschaften und religiöse und quasireligiöse Gemeinschaften, als man im allgemeinen annimmt. In der westlichen Welt macht sich bei manchen dieser Gruppen die Tendenz geltend, ihren Lehren christliche Glaubenselemente einzufügen oder, umgekehrt, ihre Lehren auf christliche Grundlagen zu stellen. Ein Beispiel in dieser Richtung stellen die Harmonisierungsbestrebungen der früher erwähnten „Christian Spiritualist League“ dar. Das Lager gerade dieser Gruppen ist im ganzen immerhin so bedeutend, daß von ihnen, unter der neuerdings geprägten Bezeichnung als „dritte Kraft“, als von Erneuerern des Christentums gesprochen wird, die sich – neben dem römischen Katholizismus und dem Protestantismus – auf dem Boden des Christentums ihren Platz erkämpft haben. Sicher haben die dem Christentum nahestehenden okkulten Gemeinschaften, zusammen mit den dem Christentum fremden Gruppen, eine recht beachtliche Anhängerschaft. Wie hoch diese sich tatsächlich beläuft, ist ungewiß. J. Paul Williams beschäftigte sich mit der Frage, was die Amerikaner glauben und wie sie ihren Glauben ausüben, in seinem 1952 erschienenen Buch *What Americans Believe and How They Worship* und kam aufgrund verschiedener Schätzungen zum Schluß, daß die Zahl der Anhänger in den USA zwischen 3 und 17 Millionen anzusetzen sei.

Im ganzen weisen die okkulten Organisationen einen derart weitgespannten und vielschillernden Fächer von Glaubensüberzeugungen, -lehren und -praktiken jeder Art und Schattierung vor, daß wir nur auf Musterbeispiele verweisen können. Zunächst betrachten wir einige jener Bewegungen, die, an Umfang und Einfluß in unserer Zeit, am ehesten den großen Religionsgemeinschaften nahekommen. Der fernöstlicher Weisheit zugewandte „Wedanta“ beispielsweise übt eine starke Strahlkraft aus und führt in seinen Reihen prominente Intellektuelle wie den jüngst verstorbenen Aldous Huxley, den Philosophen Gerald Heard oder den Schriftsteller Christopher Isherwood. Dem Wedanta sind mit vielen anderen okkulten Lehren bestimmte Konzeptionen gemeinsam, die von grundlegender Wichtigkeit zu sein scheinen. Dazu gehören die Lehre von der Seelenwanderung (Reinkarnation), die Lehre von dem für den Menschen schicksalhaften, die Form seiner Wiedergeburt bestimmenden Tün (Karma) sowie die Idee der stufenweisen Höherentwicklung des Bewußtseins durch Initiation. Die religiös-philosophischen Lehren des Wedanta werben nicht um Anhänger. Es wird vorausgesetzt, daß jeder Mensch, wenn er mehrere Leben durchlebt hat, seinen eigenen, individuellen Weg und den Zugang zur Wedanta-Philosophie findet.

Die Philosophie beruht auf den Weden und Upanishaden, Sammlungen altindischer religiöser Literaturdenkmäler, heiliger Schriften und Geheimlehren. Als Bewegung war der Wedanta von dem indischen Philosophen Shankara inspiriert worden, der im 9. Jahrhundert aus den wedischen Schriften eine Erkenntnislehre zog. Die Lehre gestaltete sich unter dem Einfluß des indischen Mystikers Sri Ramakrishna im 19. Jahrhundert zu einer religiösen Bewegung aus. Swami Vivekananda, sein Schüler, setzte bei Ramakrishnas Lehren von der „Harmonie der Religionen“ fort und brachte diese im Zuge überaus erfolgreicher Vortragsreisen auch der westlichen Welt näher. Im Jahre 1894 gründete er das erste Wedanta-Zentrum in Amerika. Heute gibt es elf Zentren in den USA, je eines in Großbritannien, Frankreich

und Argentinien – und natürlich Hunderte in Indien, nebst vielen Zweigstellen, Spitälern, Schulen und anderen sozialen Institutionen.

Der Wedanta lehrt, alle großen Religionen seien miteinander in Einklang zu bringen, nachdem eine jede auf ihre eigene Weise auf dem Glauben an den einen, einzigen Gott beruht. Das Ziel des Menschen aber sei es, in seinem irdischen Leben seine eigene, wahre Natur zu entdecken, die eine Verwirklichung des Göttlichen darstelle. Diese Verwirklichung sei entsprechend den besonderen Anlagen und Neigungen des Individuums durch Meditation, durch Andachtsübungen, durch Yoga oder durch tätige Nächstenliebe zu erreichen. Jedes Wedanta-Zentrum verfügt daher über Räumlichkeiten, die der Andacht und dem Gebet, der Schulung und Unterweisung (in Form reger Vortragstätigkeit und umfangreicher Bibliotheken) sowie der Meditation dienen – kurz, es fehlt den Anhängern nicht an Hilfsmitteln und Möglichkeiten, ihre geistigen Ziele – ein jeder auf seine eigene Art – zu verfolgen.

Eine andere, dem indischen Mystizismus stark verpflichtete Lehre ist die Theosophie, eine Bewegung, die im Laufe des 19. Jahrhunderts zu ihrer Geltung gelangte. Der Name stellt eine Wortzusammensetzung aus dem griechischen *theos*, d. h. Gott, und *sophia*, d. h. Weisheit, dar. Serge Hutin bezeichnete die Theosophie in einem 1964 in der französischen Zeitschrift *Planete* erschienenen Artikel als „die Wissenschaft von Gott und daher die denkbar umfassendste Erkenntnis und Wesensschau“. „Sie geht“, sagt Hutin, „vom Absoluten aus und steigt zu den voneinander abgestuften Erscheinungssphären der dieser Quelle erflossenen Weltwirklichkeiten ab . . . Die Theosophie gibt sich selbst in keiner Weise als Religion, ihr Ziel ist jenseits aller Traditionen zu suchen . . .“ Ganz ähnlich wie der Wedanta bemüht sich die Theosophie, Elemente der verschiedensten Religionen miteinander in Einklang zu bringen; und genau wie der Wedanta geht auch die theosophische Philosophie von den Konzeptionen des Karma und der Reinkarnation aus.

Die Theosophie ist heute über die ganze Welt verbreitet, und überall gibt es deren aktive Organisationen. Sie alle gehen auf die Lehren der russischen Okkultistin Helena Petrovna Blavatsky zurück, zweifellos eine ungewöhnliche Frau, von der es heißt, sie habe in ihren zu Ende des vergangenen Jahrhunderts veröffentlichten okkulten Hauptwerken geheime „Wahrheiten“ kodifiziert, so insbesondere in *Isis entschleiert* und in der *Geheimlehre*. Madame Blavatsky gründete im Jahre 1875 mit 15 Mitgliedern, darunter auch H. S. Olcott, in New York die erste „Theosophische Gesellschaft“. (Heute gibt es in aller Welt ungefähr 1500 solche Gesellschaften. Die theosophische Anhängerschaft beläuft sich auf mehrere Hunderttausend.) Die Gründerin versicherte, sie habe die Gesellschaft über Anleitung eines Geistes ins Leben gerufen, und schrieb ihre Seelenkräfte nicht sich selber, sondern einer unsichtbar bleibenden Gruppe tibetanischer „Meister der Weisheit“ zu.

Die Theosophie enthält manche spiritistische Elemente. Im Mittelpunkt der Bewegung steht aber die Idee einer allgemeinen, die ganze Menschheit geistig umfassenden Brüderschaft. Das Ideal der allgemeinen Menschenliebe und Brüderlichkeit wurde in der Ära der 1907 Madame Blavatsky nachfolgenden Präsidentin der Gesellschaft, Annie Besant, noch weiter ausgebaut. Die Mitglieder wollen durch uneigennützig Arbeit allen Menschenbrüdern ohne Rücksicht auf Rasse, Glaubensbekenntnis und Nationalität tatkräftig helfen und die erhabensten Ideale der Menschheit verwirklichen. Gleichzeitig werden Studien vergleichender Religionswissenschaften betrieben oder gefördert und Phänomene wie z. B. die ASW untersucht.

Eine der Theosophie verwandte Lehre ist die Anthroposophie. Der Name entstammt gleichfalls dem Griechischen und ist aus *anthropos*, d. h. Mensch, und *sophia*, d. h. Weisheit, zusammengesetzt, bedeutet also Menschenweisheit. Der Begründer der Anthroposophie war der deutsche Philosoph und Okkultist Rudolf Steiner, der sich 1913 von der deutschen Theosophischen Gesellschaft, deren Leiter er war, trennte, weil deren Lehren unter dem Einfluß von Mrs. Besant (die Krishnamurti als den kommenden Weltenlehrer und Messias begrüßt und für diesen den „Orden des Sterns im Osten“ gegründet hatte) immer mehr hinduistischem Gedankengut zu-neigten. Die Anthroposophie ist nach Steiner „ein Erkenntnisweg, der das Geistige im Menschenwesen zum Geistigen im Weltall führen möchte“. Die Menschheit müsse danach streben, durch Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode das Mysterium der Materie – der Welt und der Welterscheinungen, in denen sich der objektive Geist offenbare – zu ergründen und ihre Erkenntnisse fortbilden. Steiner legte nahe, daß die Errungenschaften der modernen Wissenschaft unvollständig seien und es bleiben würden, bis der Mensch die in ihm schlummernden Kräfte entdecke und entwickle. Steiners Lehren von der Entwicklung der menschlichen Erkenntnisfähigkeit durch bewußte Schulung scheinen großen Anklang gefunden zu haben. Seinen Ideen gegenüber zeigten sich insbesondere auch Ärzte, Schriftsteller, Wissenschaftler, Künstler, Pädagogen, ja sogar Theologen aufgeschlossen. In Verwirklichung seiner Ideen führte Steiner ein Erziehungssystem ein, das wesentlich darauf abzielt, die potentiellen Geistesgaben der Kinder auf natürliche Weise zu entwickeln. Die „Anthroposophische Gesellschaft“ hat heute ihren Sitz und Mittelpunkt am „Goetheanum“ in Dornach bei Basel (eine anthroposophische Hochschule), und es gibt in Deutschland, England und Amerika zahlreiche nach Steiners Methoden unterrichtende Schulen, die sogenannten „Waldorfschulen“.

Die Anthroposophie und die Theosophie begegnen sich mehr oder weniger auf dem Feld der okkulten Forschung und ihrer Erziehungslehren. Ähnliches kann schließlich auch von den viel älteren Rosenkreuzern gesagt werden. Der Orden dieser Geheimbruderschaft reicht bis ins späte Mittelalter zurück. Seine philosophisch verbrämten, mystisch-metaphysischen Lehren trachteten „die in jedem Individuum verborgen schlummernden Kräfte zu wecken“ oder, wie es die *Encyclopaedia Britannica* formuliert, das „innere Bewußtsein“ zu entdecken.

Viele dieser Lehren stehen untereinander in einer Wechselbeziehung ähnlich wie die einander verwandten modernen Wissenszweige z. B. der Soziologie und der Anthropologie. Sie haben viele Gedanken und Ansichten gemeinsam, andererseits aber auch manche abweichende, oft sogar sehr widersprüchliche Ideen entwickelt. Die okkulten Wissenschaften erinnern auch etwa an die verschiedenen Richtungen und Schulen der Psychologie, die mit unterschiedlichen Methoden und auf getrennten Wegen auf dem gleichen Sachgebiet zu Schlüssen gelangen, die sich in manchen Punkten decken oder auch widersprechen oder die nur vorläufig widersprüchlich und im Licht neuer Entdeckungen vereinbar erscheinen.

Wieviel immer aber diese Geheimlehren an Gedankengut gemeinsam haben mögen – es ist zumeist ihr größter Teil –, ein verbindendes Merkmal ist allen okkulten Gruppen zu eigen. Ihre Sicht des Übernatürlichen entstammt immer der unmittelbaren, persönlichen Erfahrung, gewöhnlich der individuellen Erfahrung des Stif-ters oder Führers. Viele dieser „Propheten“ waren von echter Nächstenliebe be-seelte Persönlichkeiten und Menschen hohen geistigen Ranges. Dies trifft z. B. auf



Die Abbildung oben zeigt einen indischen Mystiker und Lehrer, der im 19. Jahrhundert gewirkt hat: Sri Ramakrishna, dessen religiös-philosophische Lehren auf den alten vedischen Schriften beruhen und die zu den allerwichtigsten Grundlagen der modernen Vedanta-Bewegung gehören. Der Vedanta, der u. a. die Harmonie aller Religionen lehrt, wurde zu Ende des 19. Jahrhunderts durch Ramakrishnas Schüler Swami Vivekananda (Bild rechts) auch der westlichen Welt nahegebracht.





Im Bild links Madame Blavatsky und Colonel Olcott, die im Jahre 1875 in New York gemeinsam die Theosophische Gesellschaft gründeten. Die Theosophie, deren Ziele die systematische Erforschung und das Studium des Okkulten einbegreifen, nahm bald die Form einer internationalen Bewegung an. Das Bild unten links zeigt Theosophen aus aller Welt bei einem 1929 in Holland abgehaltenen Treffen. Auf der gelegentlich der gleichen Kundgebung aufgenommenen Fotografie rechts ist Mrs. Annie Besant zu erkennen, die im Jahre 1907 die Präsidentschaft der Gesellschaft übernahm. Neben ihr Krishnamurti, ein durch Frau Besant persönlich ausgebildeter junger Inder (den sie als den künftigen Messias und Weltenlehrer verkündet hatte). Unten sieht man Frau Besant anlässlich einer im Jahre 1911 in London abgehaltenen theosophischen Veranstaltung am Rednerpult.





Die Aufnahme links zeigt Aimee Semple McPherson während einer Predigt im Angelus-Tempel in Los Angeles. Aimee verstand es vermöge ihrer bezaubernden Persönlichkeit und ihrer brillanten, mitreißenden Gabe für den großen Auftritt in den zwanziger Jahren eine evangelistische Erweckungsbewegung im großen Stil aufzubauen und eine ihr fanatisch ergebene Anhängerschaft um sich zu versammeln. Obgleich sie im Jahre 1944 mehr oder weniger in Mißkredit starb, kam es anlässlich ihrer Beerdigung zu ergreifenden Trauerszenen, wie dies aus der Fotografie rechts ersichtlich ist.

Madame Blavatsky und Rudolf Steiner zu, die beachtlich dauerhafte Organisationen geschaffen haben. Dagegen hat sich die überwiegende Mehrzahl aller wesentlich nur auf der Kraft und den Thesen einer Einzelpersonlichkeit beruhenden Kulte als kurzlebiger erwiesen. Und damit drängt sich hier ein weiteres unterscheidendes Merkmal auf, das alle diejenigen Bewegungen, deren Lehren aufgrund ihres sinnvoll-bedeutenden Gehaltes ihren Begründer zu überleben vermögen, von jenen anderen Gruppen abhebt, die nicht nur dem Stifter ihr Entstehen verdanken, sondern auch in ihrem Fortbestand wesentlich von seiner Persönlichkeit abhängig bleiben.

Wohl möglich, daß der Stifter einer allein auf seiner Persönlichkeit beruhenden Bewegung das, was er als ein echtes seelisches Erlebnis empfand und verkündet, tatsächlich an sich erfahren haben mag. Auf einem anderen Blatt steht dann freilich dieses Erlebnis, wenn es – vielleicht im Bemühen um Systematisierung solcher Erfahrung – generalisiert wird und in eine allumfassende, philosophisch aufgebaute Lehre oder Heilsbotschaft ausmündet. Manchmal läßt sich dann gerade noch ein schwacher Abglanz des ursprünglichen Erlebens ausmachen; häufiger geht es in Trivialitäten völlig unter. Und manchmal lag ein echtes Seelenerlebnis nicht vor.

Die Frage der Echtheit solcher Begegnungen mit dem Übernatürlichen scheint jedoch weniger ausschlaggebend zu sein, sobald eine Kündler-Persönlichkeit auf den Plan tritt, die auf die Menschen wie ein Magnet wirkt: die Anhänger fallen ihr zu. So beruhte die Popularität der „Four Square Gospels“ in Amerika, einer evangelistischen Sekte, allein auf der dynamischen Persönlichkeit der Prophetin Aimee Semple McPherson. Aimee kam im Jahre 1918 ohne einen Cent in der Tasche nach Los Angeles und versammelte in sieben Jahren eine Kongregation begeisterter Anhänger um ihre Person. Angezogen von Aimees Erlösungsbotschaft und der von ihr verkündeten Heilskraft des Gebetes, strömten ihr die Menschen zu. In Scharen kamen sie in den mit einem Kostenaufwand von eineinhalb Millionen Dollar gebauten Angelus-Tempel. Die Bewegung zählt noch immer 113 000 Anhänger, 720 Kirchen in Amerika und 800 Missionsstationen in aller Welt; ihre Triebkraft aber hat sie verloren (Aimee starb, mehr oder weniger in Mißkredit, im Jahre 1944). Heute ist kaum mehr etwas von der Inbrunst zu spüren, von der die Gläubigen in den zwanziger Jahren ergriffen waren, wenn Aimee, in weißen Filmgewändern und von



„himmlischen“ (elektronisch erzeugten) Chören begleitet, im Tempel das Wort verkündigte.

Eine andere Erweckungsbewegung, die ihren Gründer überlebt hat, ist die schwedische Predigersekte der Laestadier. Sie wurde vor mehr als hundert Jahren von dem Prediger Laestadius (der 1861 verstorben ist) in Lappland gegründet und vereinigt sittenstrengste christliche Auffassungen und Elemente eines ekstatischen Mystizismus in ihrer Lehre. Im Jahre 1957 fanden sich zu einem großangelegten Treffen in Haparanda (Schweden) über 6000 Anhänger ein. Unter dem Einfluß leidenschaftlicher Ermahnung und Selbsterweckung verloren im Anschluß an die viertägigen Exerzitien viele Teilnehmer ihre Gefühlsbeherrschung, sie weinten, lachten, schrien und gerieten in einem Anflug religiöser Hysterie außer sich.

Aimee Semple McPherson und Laestadius gingen mehr oder weniger noch von christlichen Ansätzen aus. Es hieß aber den christlichen Rahmen wirklich überspannen, wollte man innerhalb seiner Schranken gewisse „evangelisch“ genannte okkulte Bewegungen sehen. Großen Zulauf hatte z. B. nach dem Zweiten Weltkrieg in Kanada William Franklyn Wolsey, von eigenen Gnaden ernannter „Erzbischof John von Vancouver“ (der wegen Aussetzung seiner vier Kinder einst zwei Jahre in einem Gefängnis in Milwaukee abgedient hatte). Ein ehemaliger Kellner des Hotels Savoy „weihte“ ihn in London zum „christlichen Priester“, und Wolsey leitete dann 16 Jahre lang den Überfluß und ein reicheres Leben verheißenden „Temple of the More Abundant Way of Life“ in Vancouver, wo er Hochzeiten zelebrierte, Tote bestattete und eine Schule mit etwa 70 Schülern unterhielt. Die Zeitschrift *Time* gab 1960 folgenden trockenen Kommentar ab: „Für Wolsey war das ‚reichere‘ Leben geschätzte 1 500 000 Dollar wert. Seine Quellen: ein den Gläubigen auferlegter Zehent und eine Menge vorgeschriebener, für die Unterschrift älterer Frauen vorbereiteter Testamente.“

Ein Prophet ähnlichen Schlages war Krishna Venta, alias Francis Heindswatzer Pencovic. In den fünfziger Jahren verkündete er in Los Angeles, er sei der auf die Erde zurückgekehrte Christus, und umgab sich mit einer als dem „Weltbrunnen der Weisheit, Erkenntnis, des Glaubens und der Liebe“ überspielten Gefolgschaft. Die Anhänger gaben ihre irdischen Güter dahin, um seinem Kreis beitreten zu dürfen.



Im Bild oben zwei Schüler von Francis Heindswatzer Pencovic, der sich selber Krishna Venta nannte und als der auf die Erde wiedergekehrte Christus ausgab. Er scharte zahlreiche Anhänger um sich und leitete in den fünfziger Jahren eine Gemeinschaft, die sich der Liebe und Erkenntnis im Geiste widmete. Die Mitglieder der Sekte übten sich in Bescheidenheit. Links Anhängerinnen bei der Verrichtung schwerer Holzarbeiten, die sie als Teil ihrer Pflichten gegenüber der Gemeinschaft betrachteten. Oben rechts leitet Krishna Venta das Gemeinschaftssingen einer im Zeichen von Mutter und Kind veranstalteten Zusammenkunft. Rechts der von Pencovics Anhängern gebaute Altarschrein in ihrem Refugium im San Fernando Valley.



Und während der wegen Betruges vorbestrafte „Messias“ seiner Gemeinde ein bescheidenes Leben in Armut auferlegte, verjubilte er deren Geld in Spielkasinos und Nachtlokalen – Exkursionen, deren er sich (sagte er), selber gefeit, befließigen müsse, um die Versuchungen des 20. Jahrhunderts zu kennen. Der Kult fand 1958 ein jähes Ende. Zwei ob seiner ehebrecherischen Beziehungen zu ihren Frauen empörte Anhänger sprengten sich selber, den falschen Messias und sieben weitere Anhänger durch eine Ladung Dynamit in die Luft.

Eine nicht weniger zweifelhafte Sekte ist erst in jüngerer Zeit in Paris unter dem Namen „Les Flammes du Cosmos“ von dem in Spanien geborenen Alfred Belmonte gegründet worden. Die Haupttätigkeit der Sekte, deren Überzeugungen von *Paris Match* als „eine unreife Mischung aller Religionen der Welt“ gekennzeichnet wurden, scheint darin bestanden zu haben, möglichst unbekleidet im Schein großer Kerzen zu tanzen und die Kost auf Wasser und Früchte, insbesondere Orangen, zu setzen. Belmontes Diät schlug schlecht an. Eine seiner Anhängerinnen starb, eine zweite verlor beinahe das Mindestgewicht. Er wurde „wegen mangelnder Obsorge gegenüber einer in Gefahr befindlichen Person“ festgenommen.

Paris scheint, wenn auch manches nur Gerücht sein sollte, überhaupt ein besonders guter Nährboden für Geheimgesellschaften jeglicher Art zu sein. Albert Gilou hat in der Zeitschrift *Réalités* (1960) eine Loge unmißverständlich satanistischen Einschlages beschrieben: „Le Très Haut Lunaire“ (Die sehr hohe Mondraute). Bei den von einem „schwarzen Papst“ geleiteten Kultzeremonien werfen sich die Teilnehmer in förmlicher Prostration „Baphomet“ zu Füßen, einer gehörnten Satansgestalt mit den Ohren eines Ziegenbockes, Frauenbrüsten und über einem Schädel übereinandergeschlagenen behaarten Beinen. Kraft der durch dieses Ritual freigesetzten „Energien“ bewirke dann angeblich der „Papst“ weißen oder schwarzen Bildzauber.

Aber selbst bei Bewegungen sozusagen im Untergeschoß des Okkultismus läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob die „Propheten“ nur Betrüger waren oder ob sie nicht von einem flüchtigen Erlebnis mystischer Erfahrung hätten geleitet sein können. Pencovics Wahn, er sei die Inkarnation Christi, könnte beispielsweise – unter günstigeren Gesamtumständen – den Ausgangspunkt eines langen, schmerzlichen Weges zur Selbsterkenntnis markiert haben. In seinem Fall und in vielen anderen Fällen wäre dann allerdings ein solches Wahrheitsmoment in einer überspannten, unvernünftigen Weise verarbeitet und von einem gefährlichen und unausgeglichenen Charakter bis zur Unkenntlichkeit verzerrt worden.

Wenn wir diesen Gedankengang billigen, dann können wir verstehen, warum die okkulten Gemeinschaften immer auf der Vorbereitung und Schulung ihrer Initianten bestanden haben. Fehlleistungen im Umgang mit dem Okkulten haben sich oft als gefährlich erwiesen. Bis zu welchen Abgründen ein gewissenloser Mystizismus führen kann, beweisen schlagend die kürzlich erschienenen Berichte über einen mexikanischen Kult, der seinen durch den Genuß eines marihuanahaltigen Getränkes rauschhaft gesteigerten Höhepunkt jeweils bei rituellen Menschenopfern in einem Höhlentempel fand. Die furchtbaren Auswüchse wurden erst entdeckt, als ein junges Geschwisterpaar der Polizei gestand, an dem Kult seit sechs Jahren teilgenommen und sich dabei als Reinkarnationen des hl. Franz von Assisi und Mrs. Elaine Fidenzio, einer amerikanischen Gesundheitsbeterin, ausgegeben zu haben. Ebenso abscheulich war der Fall des berühmten ungeklärten Mordes von Liverpool (1962). Der

von der Polizei erhobene Sachverhalt ergab, daß es sich um eine bei Vollmond vollzogene rituelle Opferung zu Ehren des polynesischen Fruchtbarkeitsgottes Tiki handelte.

Viele Sekten verlassen in ihrer blinden Kultbegeisterung den Boden christlicher oder überhaupt religiöser Betätigung und begeben sich auf oft höchst eigenartige Wege, um etwas für ihr sogenanntes geistiges und körperliches Heil zu tun. So beruhen z. B. die meisten der auf dem „kultschwangeren“ Boden Südkaliforniens ins Kraut geschossenen Bewegungen (wobei wir mit der Spreu nicht allzuviel Weizen ausschütten) auf Theorien, die um die körperliche Gesundheit bemüht sind. Darin wären dann auch die verschiedensten Formen des Nudismus und diätetischer Bestrebungen inbegriffen. Bei anderen Gruppen wieder steht eine Art Wissenschaftlichkeit im Zentrum – jener Abart, die für „I Am“, die „Ich bin“ genannte Organisation, die in den dreißiger Jahren in Amerika aufkam, kennzeichnend war.

„Ich bin“ nahm seinen Ausgangspunkt (wen könnte das noch überraschen?) in Los Angeles. Dort verkündete eines Tages ein Mann namens Guy W. Ballard seine Vision von dem „aufgestiegenen Meister Saint Germain“. Der Heilige, so sagte Ballard, habe ihm „elektronische Essenz“ zu trinken und „konzentrierte Energie“ zu essen gegeben und ihm die Schätze der Erde gezeigt. Reichtum, Luxus und Macht waren die Schlüsselworte der an den Haaren herbeigezogenen Pseudophilosophie. Der Verkauf verschiedener von esoterischen Phrasen überquellender und mit vagen Anspielungen auf eine göttlich inspirierte Superwissenschaft gepfeffelter Bücher und Traktätchen, von Ikonen, Ringen, Schallplatten und sogar einer besonders kühlenden Hautcreme brachte Ballard in den Besitz ganz beachtlicher „Schätze“. Wie ein wegen Betruges eingeleitetes Untersuchungsverfahren und eine dabei vorgenommene Buchprüfung ergaben, hatte „Ich bin“ mehr als drei Millionen Dollar eingetragen. Aber das Betrugsverfahren und Ballards Tod (1939) brachten den Ballon zum Platzen, und „Ich bin“ ging noch rascher ein als auf.

Kalifornien ist auch heute noch die Heimstatt zahlreicher unbedeutender Hintertreppensekten, die, von Ortsansässigen aufgezogen, jeweils ein paar Hundert Anhänger haben. Eine Sekte dieser Art und gleichfalls in Los Angeles zu Hause ist die „Free Union for Creative Karma“. Sie operiert mit der mächtig „befähigenden“ Eigenschaft der von äußeren Schranken befreiten, jedoch von innen her disziplinierten Sinnlichkeit, die angeblich den Menschen vom schicksalhaften Karma-Kreislauf zu befreien vermöge. (Noch extravaganter gab sich Johnny Wisdom, ein anderer „Kultmacher“ von Los Angeles. Er verkündigte – und fand dafür begeisterte Anhänger – das Geheimnis, das ihm das Leben im Inneren eines erloschenen Vulkans in Ecuador nach sieben Jahren, sieben Monaten und sieben Tagen beschert hatte: wie man nämlich, ohne zu essen, leben könne. Überflüssig zu sagen, daß diesem Kult nur kurze Lebensdauer beschieden war.)

Daß sich die Verkünder derartiger Absurditäten selbst zur Zielscheibe des Spotts machen und der Lächerlichkeit preisgeben, dürfte niemanden verwundern. Selbstverständlich ist nicht in Abrede zu stellen, daß viele dieser Wahrheitskünder – wie z. B. jene Prediger, die Sinclair Lewis in *Elmer Gantry* satirisch geschildert hat – tatsächlich nur bewußte oder halb bewußte Betrüger sind und fraglos nichts Besseres als Spott verdienen. Mit solchen Schwindelsekten werden aber – doch wohl unverdientermaßen – auch andere Gruppen abgetan, die an ihren wie immer glaubwürdigen Überzeugungen in aufrichtiger Hingabe festhalten.



Die umstehenden Bilder zeigen Szenen aus einer Initiationszeremonie im Tempel der „Erbauer des Adytos“ (griechisch das „Unbetretbare“, das „Allerheiligste“). Die in Los Angeles gegründete Kultgemeinde verkündet und praktiziert einen altüberlieferten Okkultismus in der Art kabbalistischer und alchemistischer Tradition. Links drei Initianden, vor einem Priester knieend, dem der Reihe nach Öllampe, Räuchergefäß, Kelch und Schwert gereicht werden. Rechts sieht man den Priester und seine Assistentinnen beim Vollzug ritueller Gesten. Die Aufnahme unten links zeigt einen der Einweihungswerber – ganz in Schwarz, mit Augenbinde und roter Rose –, die Fotografie unten eine in ekstatische Trance gefallene Frau.





Im Bild links George King, Begründer der „Aetherius-Gesellschaft“, auf dem Mount Wakefield in Neuseeland. Zu den Aktivitäten der Gesellschaft gehört die „Aufladung“ markanter Gebirge mit geistigen Kraftreserven, die zum Wohle und Nutzen der Menschheit abgezapft und gebraucht werden können. Unten links sieht man Pilger auf dem Gipfel des Mount Tallac in Kalifornien, die diese geistige Kraft bei einem Gebet für den Weltfrieden beschwören. Die Adepten belleißigen sich des Studiums alter und neuer Seekarten, bevor sie sich auf eine ähnliche Expedition vor der kalifornischen Küste begeben, um auch die Tiefen des Ozeans „aufzuladen“. Unten zwei Mitglieder der Gesellschaft in der Pflicht des Expeditionsbootes.



Als ein Beispiel hierfür mag etwa die englische „Aetherius Society“ stehen. Sie bezeichnet sich selbst als einen „internationalen spirituellen Orden“. Er wurde 1956 von George King gegründet und will die Lehren des — auf der Venus vermuteten — kosmischen Meisters Aetherius (mit dem George King in „telepathischem Rapport“ stehe), die Lehren Christi und „anderer kosmischer Meister“ verbreiten. Man arbeitet mit technischen Hilfsmitteln wie Tonbändern und Teleskopen. Auch glaubt man, daß anteilnehmende „Raumintelligenzen“ die Erde an dem heute erreichten kritischen Punkt der Geschichte beobachten. Man betet zu ihnen, um die drohenden Katastrophen abzuwenden.

Eine andere, erst vor kurzem in England gegründete okkulte Gesellschaft, die „Atlanteans“, empfängt (durch Medien) Botschaften von Helio-Arcanophus, dem transzendentalen Sonnen-Hohepriester des Okkulten. Die Gruppe kennt keinen Ritus. Sie glaubt, die wahre okkulte Kraft wohne dem Geist inne und vermöge insbesondere geistige Heilungen zu bewirken.

Schließlich möchten wir — als Beispiel eines wahrhaft albernen Kultes — jene exzentrische Gruppe aus Lausanne erwähnen, deren Anhänger sich in Uniformen der englischen Nationalfarben kleiden und Königin Elisabeth II. von England als heilige Herrscherin des Universums verehren.

Wir haben nun okkulte Organisationen verschiedenster Art kennengelernt. Unsere Betrachtung ging von den angesehenen Gruppen aus, die den großen orthodoxen Religionsgemeinschaften vergleichbare Lehren entwickelt haben, und endete bei gänzlich obskuren Gruppen mit derart naiven Lehren und absurden Ritualen, daß man die Leichtgläubigkeit der betreffenden Anhänger kaum noch versteht. Aber alle diese Gemeinschaften — wie immer wir sie nach persönlichen Wertmaßstäben beurteilen wollen — sind sich in der grundlegenden Überzeugung einig, daß das Übernatürliche nicht mittels objektiver, wissenschaftlicher Methoden begriffen werden kann, sondern indem der Mensch sein Inneres erschließt und für das okkulte Erlebnis empfänglich macht. Mit anderen Worten: Wir werden die Wahrheit nicht auf dem Wege der Logik erfahren. Sie liegt eher in den Tiefen unseres Unterbewußtseins oder vielleicht — noch tiefer — am verborgenen Grund der menschlichen Erkenntnisfähigkeit. Wir müssen lernen, bereit zu sein, bevor wir verstehen können.

Eine andere Spur, die zur verborgenen Innenwelt führt, hat die moderne Pharmakologie mit der Erforschung der Wirkkraft halluzinatorischer Drogen erschlossen. Wie wir in Kapitel 4 gesehen haben, scheint z. B. LSD 25 die Sensitivität telepathischer Versuchspersonen zu erhöhen. Umgekehrt zeitigen solche Drogen auch Zustände gesteigerter Bewußtheit. Diese Zustände sind ähnlich jenen, die von so manchem Mystiker, Okkultisten oder Magier beschrieben worden sind. Tatsächlich bedienen sich zur Steigerung kultischen Rituals viele Gruppen narkotischer Drogen. Beispielsweise ist Peyote, ein mexikanisches Rauschgift, bei bestimmten Indianersekten in regelmäßigem Gebrauch.

Wenn tatsächlich so viele mystische oder ekstatische Gruppen bei stimulierenden Methoden — vom Trommelwirbel bis zur Droge — Zuflucht nehmen, so können wir nicht umhin zu fragen, warum das so ist. Wo geht es hinaus? Wie sind die Versuche all dieser Sekten und Gemeinschaften — der achtbaren und der allerlächerlichsten — zu verstehen?

Vielleicht kommt im wesentlichen immer dasselbe zum Ausdruck: der Versuch einer Abkehr vom herkömmlichen menschlichen Erkennen und die Hinwendung zu

neuen Erkenntnismethoden und Erlebnisquellen. Vielleicht streben auch sie — in einer Reihe mit Magiern, Alchimisten, Medizinmännern, Wuduisten, Spiritisten und wie da alle heißen, die Verbindung mit dem Übernatürlichen suchen — nach dem Verständnis der im Menschen schlummernden und ihn umgebenden Kräfte, nämlich jeweils der Kräfte, von denen sie glauben, daß es sie gibt, die jedoch ungeklärt oder, sehr oft, von der Wissenschaft nicht anerkannt sind. Den Wissenschaften ist mancher Einbruch in das Übernatürliche des Universums gelungen. Auf diese Art wurde die Astrologie durch die Entdeckungen der Astronomen weitgehend abgetragen. Vielleicht wird hier noch manches dem „Natürlichen“ eingefügt und dem „Normalen“ angegliedert werden können. Mittlerweile bleiben noch viele Fragen und Rätsel offen. Leicht möglich, daß eine der grundlegendsten Fragen jene sein wird, ob die inneren Abenteuer der Okkultisten Phantasien sind oder ob es sich nicht, zumindest teilweise, um mit äußeren Realitäten zusammenhängende Erfahrungen handelt. Möglicherweise wird es den vereinten Kräften der Psychologie, der Parapsychologie und der Physik gelingen, auf dem weiten Feld des Übernatürlichen zu entscheidenden neuen Einsichten und überraschenden Antworten zu gelangen. Wer weiß es?

Namen- und Sachregister

Die kursiv gedruckten Seitenzahlen
verweisen auf Bildbeschreibungen

Aaron 55
Aberglaube 11, 16, 21, 36, 43, 57, 132, 190,
212, 220, 242, 257, 258, 266, 286, 297
Abracadabra 149, 152
Abstraktion 139, 140, 141
Achilles ("Ilias") 55
Adae, Totenfest 27
Adare, Lord 111
Aetherius Society 334, 335, 336
Agape, Liebesmahl 225
Agau, Wudugott 246
Agrippa von Nettesheim, Cornelius 62, 165
Agwé, Wudugott 237, 246, 259
Ägypten, Glaubensvorstellungen im alten
44, 46–50, 51, 52–54, 57, 63
Ahnen, Verehrung der, bei den Primitiven
26, 27, 28, 29, 33, 43
im Wudu 236, 237, 244, 245
Akkader 139
Albertus Magnus 63, 162, 164
Albigenser 201, 213
Albumasar 62
Alchemie 58, 59, 62, 132–171, 333, 337
Alektromantie 158
Algonkinindianer 27
Alkindi 62
Allacci, Leone 278
Alraune 142, 143, 144, 146, 147
Altamira, Höhle von 41
„Altes Testament“ 35, 55, 141, 145, 212
Amadou, Robert 307
Amenhotep IV., ägypt. König 47
Amherst, Rätsel von 83
Amulette 17, 30, 42, 47, 48, 49, 56, 62, 63,
143, 144, 195, 197
Angst 20, 26
Animismus 20, 21, 24, 30, 137, 138–139, 141
Ankh, Henkelkreuz 49
Anthropomorphismus 137, 139, 141, 187
Anthropophagie 271
Anthroposophie 322
Antike 13, 44, 64, 159, 167, 201, 275, 278
Antisemitismus, mittelalterlicher 198
Antonius, der hl. 180, 184
Aphrodite (Venus) 139, 224, 246
„Apokalypse“ 163, 297
Apollonius von Tyana 59
Apparationen *siehe* Erscheinungen
Apporte 113, 114
Archetypen 21, 72, 244, 277, 278, 288
Arnold von Villanova 58, 63
Artemis (Diana) 224
Artus, König 293
Aschantineger (Westafrika) 27
Asketen 159, 229
Asson (Wudu) 250
Assoziation, Methode der freien 130

Assurbanipal, König von Assyrien 54
Assyrer 55, 139, 144, 156, 157
Astralreise 100, 105, 318
Astrologie 19, 54, 59, 60, 62, 140, 144, 158,
162, 337
Astronomie 47, 60, 62, 162, 337
ASW *siehe* außersinnliche Wahrnehmung
Athame, Messer 222, 223, 224, 226, 227
Athenodorus 58
Äthiopien 31, 88, 89
Atlanteans 336
Aura 149, 318
Außersinnliche Wahrnehmung (ASW) 12,
18, 74, 75, 77, 78, 79, 80, 126, 129, 130,
225, 300, 301, 302, 305, 308, 310, 311,
314, 316, 317, 319, 321; *siehe auch*
Telepathie und Hellsehen
Australische Ureinwohner 26, 28, 34, 35, 43
Automatismus 117, 118, 119, 130
Autosuggestion 186, 278
Auvergne, William von 63
Azanden (Nordafrika) 24, 38, 39–40, 43, 186

Ba, Seelenkonzeption der alten Ägypter 50,
52
Babylonier 55
Bacchus 197
Bacon, Roger 63
Badé, Wudugott 246
Baka, Dämon 292
Ballard, Guy 331
Bantuneger 26
Baphomet 330
Baron Samedi (Wudu) 230, 231, 243, 246,
248, 249, 255, 256, 261
Barrett, William 300, 302
Basilisk 297
Bathonga (Mozambique) 43
Baudelaire, Charles 279
Behemoth, Ungeheuer 294
Belial 174
Bellerophon 297
Belmonte, Alfred 330
Bender, Prof., Hans 85, 311
Bendit, Lawrence J. 71
Benedict, Ruth 31
Bergier, Jacques 23, 159, 162
Bernhard, der hl. 213
Berserker 276, 277
Besant, Annie 321, 322, 325
Beschwörung, Riten der 51, 54, 90, 132, 134,
135, 141, 148, 149, 154, 155, 156, 200, 201,
206, 283, 270, 268, 257, 225, 212
Besessenheit, dämonische 94, 174, 180,
182, 183, 184, 185, 186, 191;
im Wudu 240, 242, 243, 252, 254, 262, 263,
274, 314
Bessinet, Ada 123
Besterman, Theodore 123
Bingbuffer, Ungeheuer 294
Blavatsky, Helena 63, 321, 324, 326
Blacula 202
Blunsdon, Norman 113

Bodin, Jean 219
Boko (Wudu) 238, 255, 256
Bonaventura, der hl. 213
Bonner, Campbell 143
Borley, Pfarrhaus von 86, 92, 93
Bosch, Hieronymus 180
Böser Blick 19, 43, 141, 168, 169, 190, 249
Bouisson, Maurice 145
Bouriton-on-the-Water 200, 208
Bradbury, Ray 15, 64
Braid, James 300
Brocken 202
Brugmans, Prof., H. J. F. W. 310
Budge, Sir Wallis 47, 50
Buddhismus 12
Bulé-zin, Wuduzeremonie 251
Bunyan, der Riese Paul 292
Buschseele 31, 276
Butler, Prof. E. M. 157
Butler, W. E. 132, 157, 166

Cagliostro, Graf 163, 165
Calmet, Dom Augustin 278
Candomblé *siehe* Macumba-
Cantimpré, Thomas von 63
Carmela, Zia 169
Carrington, Whately 130
Carrington, Hereward 97, 307, 308
Castellano, Marianna 170, 171
Castiglioni, Dr., Arturo 138, 139, 140, 145
Chaldäa 54, 55, 139, 140
Charcot, J. M. 170
Cheltenham, Spuk von 97
Chepre, ägyptischer Gott 47
Chimäre 297
China, altes 26, 142, 144, 297
Chiromantie 19, 158
Christentum 12, 60, 130, 140, 141, 175, 176,
177, 198, 201, 206, 213, 259, 320
Christus 59, 60, 130, 159, 287, 318, 322, 330,
336
Christian Spiritualist League 318, 320
Churches Fellowship for Psychical Study
315
Cicero 57
Circe („Odyssee“) 170
Cock-Lane-Rätsel 83
Codrington, R. H. 34
Colinon, Maurice 307
College of Psychic Science 318
Comic strips 15
Confiance (Wudu) 250
Conga, kubanischer Gruppentanz 206
Cook, Florence 127, 129
Coraindianer (Mexiko) 42
Cornell, A. D. 84
Coven *siehe* Hexenbünde
Cox, W. E. 81, 84
Cranach, Lucas, d. Ä. 274
Crandon, Margery, 124, 127, 305, 306
Creery, Geschwister 302
Cristiani, Monsignore L. 187
Cromagniden 292
Crookes, Sir William 121, 127, 129, 302, 304
Crowley, Aleister 163, 165, 229
Crowther, Pat 228, 229
Curran, Mrs. 118, 130

Dajak (Borneo) 35, 38
Damballah-wédo, Wudogott 246, 259
Dämonen 13, 20, 26, 30, 33, 35, 43, 47, 51,
52, 54, 56, 60, 89, 134, 144, 148, 149, 156,
166, 174, 175, 176, 180, 187, 195, 202,
214, 229, 264, 266, 268, 270, 285, 287, 292
siehe auch Satanismus
Dämonologie *siehe* Satanismus
Darwin, Charles 105
Dashwood, Sir Francis 205
David-Neel, Alexandra 291
Davis, Andrew Jackson 107, 108, 109, 111
De Boot, 142
Déjà vu, sensation du 19, 126
De la Mare, Walter 14
De Lancre, Pierre 202
Della Mirandola, Pico 62
Della Porta, Giambattista 162
Deren, Maya 235, 238, 244, 247, 248, 250,
259
Derleth, August 15,
De Sade, Marquis 210
Dessoir, Prof., Max 311
D'Esperant, Elizabeth 113
Dewisme, C. H. 255, 291
Diabolismus und Diabolisten *siehe* Sata-
nismus
Dialectical Society (Dialektische Gesell-
schaft) 302
Dickens, Charles 14,
Dingwall, Dr., E. J. 93, 303
Dinosaurier 294
Dionysoskult 55, 201, 224
Divination 19, 20, 43, 55, 56, 59, 140, 157,
158, 163, 212, 248, 249
Dodds, E. R. 57
Domitian, Kaiser von Rom 59
Donar 293
Doppelgänger 19, 20, 49
Doyle, Sir Arthur Conan 124
Drachen 294, 295, 297
Driesch, Prof., Hans 85, 97, 311
Drogen, halluzinatorische 167, 193, 336;
LSD 111, 129, 130, 167, 336; Opium 125,
167; Mescaline 111, 167, 336
Druidismus 199, 224
Dugongs 296, 297
Duke-Universität 74, 81, 84, 305, 308, 314
Düvalier, Präsident von Haiti 258, 259

Ea („Gilgamesch-Epos“) 54
Echnaton *siehe* Amenhotep IV.
Edwards, Harry 104, 105
Eidolon 55
Eingeweihte 12, 13, 140, 150, 166
Eisler, Robert 276, 277, 288
Ektoplasma 112, 113, 116, 117, 122
Elemastamm (Ost-Neuguinea) 135
Elfen 294
Eliade, Mercia 141, 166
Elijah von Chelm 62
Elpenor („Odyssee“) 29
Endor, Hexe von 55, 102
Enkidu („Gilgamesch-Epos“) 54
Entwicklungspsychologie 138, 139
Erbauer des Adytos, Sekte 332, 333
Epilepsie 186
Erdmutter 139, 221, 224, 225

- Erinnerungsbild 71
Erscheinungen 64, 66, 67, 68, 69, 70, 72, 73, 75, 77, 96, 113, 127, 157, 300, 302; Spuk 70, 79, 80, 81, 83, 84-89, 90, 92, 96; Theorien über 72-80, 102, 107, 108, 113, 121, 127, *siehe auch* Geister und Poltergeister
Eskimos 35, 150, 166, 277
Eukrates („Ilias“) 56
Euripides 170
Eva C., Medium 303
Evans, Colin 116
Evans-Pritchard, Prof., E. E. 38
Existenzpsychologie 22
Exkommunikation 212
Exorzismus 54, 58, 60, 87, 89, 90, 94, 95, 96, 97, 180, 182, 183, 186, 187, 248, 274, 278
Ezili, Wudugöttin 246, 247, 257
Ezú, Macumba-Dämon 263
- Fafnir, Drache 297
Fetische 30, 39, 42
Feen 224
Fidenzio, Mrs. Elaine 330
Fillyloo, Ungeheuer 294
Fischfrau 296, 297
Fish, Mrs. Leah 108
Flammes du Cosmos, Les, Sekte 330
Fodor, Dr. Nandor 277
Four Square Gospellers 326
Fox, Familie 81, 107, 108, 109, 110, 300
Foyster, Pfarrer von Borley 86, 92-93
Franklyn, Julian 210
Franz von Assisi, der hl. 330
Frazer, Sir James 29
Free Union for Creative Karma 331
Freie Forschungsgemeinschaft für Psychologie und Grenzgebiete des Wissens 307
Frétard, Ritter 297
Freud, Sigmund, über den Glauben an das Übernatürliche (Okkulte) 18-19, 20, 21, 22; über Erscheinungen 71, 72; über Vampire 288
Fromm, Erich 22
Fruchtbarkeitskulte 12, 17, 134, 137, 221, 224, 229
- Galilei, Galileo 60
Gallas (Abessinien) 31
Gardner, Gerald 224, 225, 226, 229
Garrett, Mrs. Eileen 111, 307, 308
Garwood, Prof., Kenneth 17
Gaster, Moses 157
Gauld, Alan 84
Gautier, Théophile 279
Geber 58
Gegenzauber 39, 141, 195, 196, 197, 274
Geheimkulte 13, 177, 202, 320
Geheimlehren 60, 62, 163, 220
Geister 13, 20, 24, 26, 68, 70-103; 29, 30, 31, 33, 34, 35, 52, 54, 85, 89, 90, 91, 96, 100, 102, 110, 111, 121, 134, 156, 166, 292 in der Dichtung 64, 65, 66, 67, 89-90, 92 und Folklore 70, Spuk 66, 68, 69, 71, 73, 74, 86, 87, 90, 92; Theorien über die 72-80, 91, 100, 102, 108, 121; Austreibung der 54, 60, 88, 89, 90, 91, 94, 95, 96, 97, 95, 100; Untersuchungen 80-85, 86, 87, 91, 99; *siehe auch* Erscheinungen und Poltergeister
Geistergeschichten 13, 16, 58, 64, 67, 70, 82, 92
Geistergesellschaft (Ghost Society) 302
Geisterklub 91, 302
„Genesis“ *siehe* Altes Testament
Georg, der hl. 14, 297
Gesellschaft für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie 307
Gesellschaft für Parapsychologie 307
Gesellschaft für Psychische Forschung (S.P.R.) 74, 93, 96, 97, 98, 99, 103, 114, 302, 303, 304, 305, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 318
Gesellschaft für Psychische Studien 318
Gespenster 13, 20, 54, 68, 70, 75, 89
Ghost Society *siehe* Geistergesellschaft
Ghul 292
Giganten 293
Gilou, Albert 330
„Gilgamesch-Epos“ 54
Gilgamesch, mythischer König 54
Glaube 12, 21, 22, 23, 43, 60, 131
Glyphe, Lebensbaum 140, 160, 166, 286
Gnome 294
Gnostizismus 140, 141, 143 152, 153
Goethe, Johann Wolfgang 13, 150, 279
Goetheanum in Dornach 322
Goldney, K. M. 93
Golem 15, 62, 145
Gollygog, Ungeheuer 294
Gottesurteil 217
Govi 236, 244, 255, 261
Gowrows, Ungeheuer 294
Grandier, Urbain 216
Graves, Robert 80
Greater World Christian Spiritualist League 318, 320
Greeley, Horace 110
Grenier, Jean 271, 278
Griechenland, Glaubensvorstellungen des alten 55, 56, 57, 60, 102, 151, 157
Grimm, Brüder 168
Grimoires *siehe* Zauberbücher
Gros-bon-ange 243, 251, 252
Grosseteste, Robert 63
Gruppe für metapsychische Studien, französische 307
Gruppe für parapsychologische Studien, französische 307
Gruselfilme 15, 284, 294
Guazzo, Francesco-Maria 177, 198, 199
Guédé, Wudugeister 246, 248, 249, 254, 255
Guppy, Mrs. Samuel 113
Gurdjew, Georg Iwanowitsch 141
Gurnéy, Edmund 66, 74, 75, 78, 302, 303, 304, 305
- Häresie, Häretiker 63, 176, 213
Haiti 12, 230-263
Halbgläubigkeit 20, 21, 24, 25, 132, 138
Hall, Trevor H. 93, 127
Halluzinationen 72, 74, 75, 77, 79, 81, 83, 186, 194, 229, 278
Halluzinatorische Drogen *siehe* Drogen
Handesekunst *siehe* Chiromantie
- Hausgeist (der Hexe) 189, 194, 219-221
Hawthorne, Nathaniel 14, 67
Hearld, Gerald 320
Heimholung der Toten, Wuduzeremonie 243, 244
Helio-Arcanophus 336
Hellfire Clubs 213, 204, 205, 209
Hellhören 102, 106, 117
Hellsehen 12, 18, 74, 75, 79, 102, 106, 111, 117, 129, 130, 158, 225, 302, 318, 319; *siehe auch* außersinnliche Wahrnehmung
Hermes 159
Hermes Trismegistos 58, 143
Hermetik 62, 143
Hexagramm 144, 152
Hexe von Endor *siehe* Endor
Hexen und Hexer 20, 168-207, 212-229, 300 in Gemeinschaften Primitiver 38, 39, 40, 229, 278; als Ketzer 12, 62 63, 89, 90, 174-178, 199, 201, 202, 203, 205, 206, 207, 213; und Teufel 174, 176, 177, 180, 182, 184, 186, 187, 189, 190, 193, 194, 195, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 205, 206, 207; angebliche Umriffe der 177, 187-194, 197, 198, 199, 200, 201-207, 212, 214, 221, 287; Initiation der 177, 178, 198, 199, 205, 217; Schutz gegen 194, 195, 196, 197; Verfolgung und Bestrafung der 63, 89, 103, 170, 171, 175, 176, 177, 178, 180, 182, 186, 189, 195, 197, 201, 202, 203, 207, 212, 214-217, 218, 219, 220, 229, 273; *siehe auch* Inquisition und Werwölfe; *siehe auch* Sabbat und weiße Hexen
Hexenbünde 202, 203, 221, 222, 223, 224, 225, 300
Hexenflug 168, 188, 189, 192, 193, 199, 266
„Hexenhammer“ 214
Hexenmal 195, 217, 219
Hexensabbat 168, 177, 178, 184, 193, 194, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 205, 206, 219, 224, 271
Hexensalbe 193, 194, 203, 270, 278
Hexenverfolgung *siehe* Hexen und Inquisition
Hexerei *siehe* Hexen
Hexersubstanz 38
Heymans, Prof., G. 310
Hilarius, der hl. 184
Hillary, Sir Edmund 293
Hillier, Muriel 121
Hindu 27, 156, 157
Hippolytus, Bischof von Rom 60
Hodgson, Richard 305
Hoffmann, E. T. A. 14, 19
Hole, Christina 16, 17, 21
Holy Rollers 106, 107
Holzer, Hans 91
Home, Daniel Dunglas 111, 121, 127, 302
Homer 29, 54, 55, 56, 170, 285, 293
Hominiden, menschenartige 276, 292, 296
Homo sapiens 293
Hopkins, Matthew 218
Horoskop 19, 158
Horror *siehe* Schauer
Horus, ägyptischer Gott 48
Houdini, Harry 124
Hughes, Pennethorne 206
- Humfo (Wudu) 247, 248, 249, 250, 251, 254
Hungan (Wudu) 244, 248, 249, 250, 251, 252, 255, 256, 257, 259
Hungenikon (Wudu) 250
Hunsis (Wudu) 244, 245, 250, 251, 254, 257
Hurkos, Peter 106
Hurston, Zora 235
Hutin, Serge 321
Huxley, Aldous 320
Huxley, Francis 249
Huxley, T. H. 105
Hypnose 111, 125, 129, 131, 186, 226, 284, 300, 302, 312, 314
Hyslop, Prof., J.H. 123, 305
Hysterie 63, 85, 170, 186, 206, 254, 314, 327
- „I Am“, Sekte 331
Idries Shah 159
Ignath, Frau Lujza Linczegg 119
Initiation, bei Primitiven 26, 32, 33, 165; der Magier 165, 166; der Hexen und Hexer 163, 177, 178, 198, 199; im Wudukult 249, 250
Inkubus 178, 180, 182, 287
Innozenz IV., Papst 217
Innozenz VIII., Papst 177
Inquisition *siehe auch* Hexenverfolgung 166, 170, 171, 176, 197, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 273
Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene 307
Internationale Kongresse für Psychische Wissenschaften 307
Institut Métapsychique International 307, 315
Institut für mathematische Statistik, amerikanisches 308
Institut für Metapsychologie 315
International Spiritualist Federation 318
Inzucht 206, 273
Irene, Prinzessin von Griechenland 212
Irokesen 29, 30, 31, 144
Irving, Washington 14
Irrationale, das 21, 50, 105, 170, 226
Isherwood, Christopher 320
Islam 12, 159
- Jagdzauber 40, 41, 43
Jahwe 55, 148, 149
James, Henry 14
James, M. R. 14, 64, 66, 99
James, William 74, 305
Janet, Pierre 300
Janus 205
Jastrow, Joseph 71
Jeanne d'Arc 103, 111
Jenseitsintelligenzen 131
Jones, Dr., Louis C. 91
Joseph (Genesis) 138
Juden 12, 55, 62, 144, 145, 160, 198
Jung, C. G. 21, 23, 31, 62, 135, 159, 167, 277, 293, 310; über den Glauben an das Übernatürliche 21, 23; über die Alchemie 62; über Geister 71, 72; über Symbole 135, 138
Justin Martyr 60

- Ka, Seelenkonzeption der alten Ägypter 49, 52
 Kabbalistik 62, 63, 140, 143, 145, 148, 149, 150, 153, 156, 157, 160, 165, 166, 226, 227
 Kagoro (Nigeria) 40
 Kannibalismus 235, 267, 271, 285, 292, 293
 Kanzo (Wudu) 250
 Karajáindianer (Brasilien) 28
 Kardec, Allan 103, 109, 110
 Karen (Birma) 29, 34
 Karma 320, 321, 331
 Kastrationskomplex 20
 Katharina von Siena, die hl. 213
 Keiller, Alex 203
 Ketzerei 60, 63, 176, 201, 207, 213, 270
 Keuschheitszauber 154, 155
 King, George 334, 335, 336
 King, Katie 127
 Kipling, Rudyard 14
 Kirchenbund für Seelenforschung *siehe* Churches Fellowship
 Kittredge, G. L. 203
 Koboide 294
 Kolstämme (Chota Nagpur) 29
 Komitee für Parapsychologie, belgisches 307
 Komono 294
 Kompensation 19
 Komplexe, verdrängte 19, 21; infantile 19, 20
 Kopffäger (Timor) 29
 Kopernikus 60
 Kosmisches Ei 153
 Krahóindianer (Brasilien) 29
 Krishna Venta (Francis Heindswatzer Pencovic) 327, 328, 329, 330
 Krishnamurti 322, 325
 Kulte und Sekten 213, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 229, 234, 235, 318–337
 Kuraver (Indien) 35
 Kybernetik 23
- Laestadier, Sekte 327
 Laestadius 327
 Laing, Dr., R. D. 22, 167
 Lamantins 296, 297
 Lambert, G. W. 83, 84, 309
 Lancre, Pierre de 202
 Lang, Andrew 103
 La-place (Wudu) 240, 250
 Lascaux, Höhle von 42
 Laver-tête (Wudu) 251
 Lawrence, D. H. 14
 Lazarus 259
 Lebensbaum *siehe* Glyphe
 Leek, Sybil 171, 221, 228, 229
 Legba, Wudugott 248, 255, 259
 Lemuren 58
 Leonard, Mrs. Osborne 114, 119, 130
 Leslie, Sir Shane 90
 Lévi, Eliphas 165
 Levitation 102, 111, 113, 116–117, 128
 Lewis, Matthew Gregory 13
 Lewis, Sinclair 331
 Liebestränke 56, 63, 168, 175, 189
 Liebeszauber 42, 63, 142, 151, 154, 155
 Lilissu 144
- Loa, Wudugötter 244, 246, 247, 249, 250, 251, 252, 260, 261, 262, 263; Rada- und Petrogötter 246, 247
 Loa-mait-tête (Wudugott) 251
 Lob ombre, spanisch. Werwolf 264
 Lob omem, portugiesisch. Werwolf 264
 Loch Ness, das Ungeheuer von 298, 299
 Lodge, Sir Oliver 117, 305
 Löw, Rabbi 145
 Londoner Dialektische Gesellschaft 302
 Loup-garou, französisch. Werwolf 264, 274
 Ludwig XVI., König von Frankreich 300
 Lovecraft, H. P. 14, 15
 LSD 25 *siehe* Drogen
 Lupo manaro, italienisch. Werwolf 264
 Lykanthropie 264–278
 Lykaon, König von Arkadien 275
- „Macbeth“ (Shakespeare) 168, 170
 Maele, Martin van 208
 Machen, Arthur 14
 Macchiavelli 142
 McDougall, William 305, 308
 McKellar, Peter 17
 McKenzie, Sir George 194
 McPherson, Aimee Semple 326, 327
 Macumba 236, 262, 263
 Madagassen 27
 Magie 12, 13, 16, 23, 34, 62, 132–167, 176, 214, 230, 315, 336, 337; zeremonielle 12, 33, 44, 45, 63, 144, 224; und Kinder 20, 21, 134, 135, 149, 151; in Gemeinschaften Primitiver 24, 26, 27, 29, 30, 31, 33, 34, 35, 38, 39, 40, 43, 45, 89, 138–139, 224, 229, 276; sympathetische 33, 35, 38, 40, 41, 42, 54, 138, 141, 157, 190, 191, 255, 259; kontagiöse 31, 38, 40, 42; schwarze 30, 39, 40, 42, 43, 47, 50, 51, 54, 56, 59, 145, 156, 157, 159, 170, 175, 177, 187, 190, 191, 200, 201, 207, 229, 252, 253, 256, 257, 258, 268, 269, 270, 285, 290, 330; weiße 39, 40, 50, 157, 159, 171, 175, 221, 225, 226, 259, 290; Altägyptens 44, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 63, 139, 142, 145, 153, 166, 190, 224, 229; Mesopotamiens 54, 56, 57, 156; der Griechen 55, 56, 57, 102, 157, 167, 224, 293; der Juden 55, 62, 141, 160; der Römer 56, 57, 58, 59, 176; und das Christentum 60, 62, 63, 141, 157; und Kabbalistik 62, 140, 141, 153, 160, 165, 166, 226, 300, 333; Symbole der 135, 138, 139, 141, 148, 152, 153, 161; und Gnostizismus 140, 141; des Wortes und der Zahlen 144, 145, 146, 149, 150, 152, 156, 160, 161; des Zauberspruchs 150, 151, 154, 155, 156, 270; durch Gegenzauber 195, 196, 274, *siehe auch* Zauber, Zaubermittel, Zaubersprüche
 Magier 34, 35, 36, 38, 39, 47, 58, 59, 134–135, 138, 156, 162, 166, 167, 255, 278, 300, 336;
- Betätigungen der 148, 150, 154, 155, 158, 300; Beispiele berühmter 162, 164, 165; Hilfsmittel und Requisiten 24, 166, 167; *siehe auch* Initiation und Zauberer
 Magnetismus, animalischer 107, 300
 Magnus, Olaus 296
 Mahendra, König von Nepal 292
 Mailustamm (Neuguinea) 135
 Maître Carrefour (Wudu) 246, 255
 Malinowski, B. K. 132
 Malleus Maleficarum *siehe* Hexenhammer
 Mambo, Wudupriesterin 244, 245, 248, 250
 Mana 29, 30, 34, 42; *siehe auch* Magie in Gemeinschaften Primitiver
 Mänaden 275
 Mandragora *siehe* Alraune
 Manichäer *siehe* Albigenser
 Maori (Neuseeland) 26, 29, 34, 103
 Maple, Eric 292
 Marc Aurel, Kaiser von Rom 60
 Marie Antoinette 96
 Mars 139, 246
 Martiny, Dr. 307
 Maschona (Südrhodesien) 43
 Massai (Ostafrika) 39
 Masochismus 276, 277
 Materialisation 82, 91, 103, 112, 303
 Mather, Cotton 226
 Matheson, Richard 64
 Mawr, B. Bryn 308
 „Medea“ (Euripides) 170
 Medien und Mediumschaft 13, 74, 81, 91, 92, 100, 101, 102, 103, 105, 110, 111, 114, 115, 119, 121, 130, 131, 166, 259, 302, 307, 308, 336; berühmte 106, 107, 110, 111, 113, 121, 307, 308; „physikalische“ 102, 113, 114–115, 116, 117, 118, 120, 302; „mentale“ 102, 114, 119, 307, 308; Theorien über Beispiele 111, 112, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 127, 130, 131; betrügerische 112, 117, 123, 124, 212, 221; Untersuchungen von 123, 124, 127, 130, 302, 303, 305, 310, 311, 315
 Meditation 140, 249, 321
 Medizin 24, 38, 39, 157
 Medizinmann 26, 34, 39, 40, 43, 45, 89, 162, 165, 166, 186
 Meerschlange 297, 298
 Meerweiber 296, 297
 Melanesier 34, 43
 Menzere, Zaubermittel 39
 Mescaline *siehe* Drogen
 Mesmer, Friedrich Anton 105, 106, 119, 300
 Metamorphose *siehe* Verwandlungen
 Metaphysical Research Group, British 318
 Métraux, Alfred 230, 235, 242, 243, 246, 248, 250, 254, 255, 257, 258, 262
 Mexikanischer Kult 330
 Midgardschlange 293
 Mikrokosmos 143, 144
 Mittelalter 13, 60, 62, 63, 144, 168–207, 226, 229, 267
- Moreau, Marie 171
 Morton, der Fall 97
 Moses 55, 145
 Mühlmann, W. E. 26
 Murray, Dr., Margaret 194, 198, 202, 204, 221
 Myers, Frederic 66, 74, 75, 129, 130, 131, 302, 303, 304, 305
 Mysterien 55–167
 Mystik 60, 140, 141, 162, 322, 327, 330, 336
 Mythologie 12, 293, 294, 297
- Nagas (Assam) 27
 National Laboratory for Psychical Research 91
 National Federation of Spirit Healers 318
 Naturvölker (Definition der) 24, 26, 28, 30, 31, 33–43, 44, 134, 144, 206, 288
 Navahoindeaner 45, 278
 Neandertaler 292
 Nekromantie 54, 60
 Nekrophagie 292
 Nekrophilie 292
 Nektanebo II., König von Ägypten 50
 Neoplatonisten 60
 Nero, Kaiser von Rom 58
 Neubourg, Cyrille de 70, 91, 289
 Neurose 21, 22
 Nixen 294, 297, 298
 Nodier, Charles 14
 Nomoi 56
 Nostradamus 164
 Nudismus 331
 nvumbi *siehe* Zombis
- Ödipuskomplex 19, 20
 Ogoopogo, Ungeheuer 298
 Ogu, Wudugott 246, 254, 257
 Okkultismus 44, 57, 60, 62, 63, 115, 131, 140, 143, 160, 161, 163, 165, 167, 170, 207, 230, 291, 300, 302, 314, 315, 320, 321, 322, 325, 327, 330, 333, 336, 337
 Olcott, Colonel H. S. 321, 324
 Ona (Feuerland) 151
 Oneiromantie 138, 140, 158
 Opfer 29, 35, 50, 54, 156, 205, 212, 235
 Opie, Iona und Peter 20, 21
 Opium *siehe* Drogen
 Orgien, sexuelle 163, 177, 201, 202, 205, 206, 210, 225, 275
 Origines 60
 Orpheus 151, 275
 Orphismus 60
 Osculum infame *siehe* Schandkuß
 Osiris, ägyptischer Gott 57
 Osmond, Humphrey 129
 Ouija-Brett 114, 115, 118, 318; *siehe auch* Schreiben
 Ovid 284
- Palladino, Eusapia 111, 112
 Pan 224, 293
 Papua (Neuguinea) 26, 34, 40
 Paracelsus 162, 163, 164, 270
 Parapsychologie 71, 74, 85, 86, 93, 96, 97, 129, 131, 305, 307, 308, 310, 311, 314, 315, 318, 337
 Parapsychology Foundation *siehe* Stiftung für Parapsychologie, amerikanische

- Parapsychologisches Laboratorium der Duke-Universität 81, 305, 308, 316, 317; *siehe auch* Duke-Universität
- Parthenophagie 271
- Patrick, der hl. 259
- Patroklos („Ilias“) 56
- Pauli, Wolfgang 23
- Pauwels, Louis 23, 159, 162
- Payne, Pheobe 71
- Pazuzu 56
- Pentagramm 140, 144–145, 152, 156, 161
- Persönlichkeitsspaltung 85, 123, 130, 186, 187, 254
- Peter von Padua 63
- Petrogötter (Wudu) *siehe* Loa
- Phallosymbol 206, 254
- Phantom 70, 82
- Physik 23, 85, 167, 303, 337
- Piaget, Jean 134
- Piper, Mrs. 117, 121, 305
- Pistis 140
- PK *siehe* Psychokinese
- Planchette 110, 118; *siehe auch* Schreiben
- Platon 56
- Plinius d. Ä. 58, 59
- Plinius d. J. 58
- Plutarch 58
- Podmore, Frank 66, 83, 302
- Poe, Edgar Allan 14, 15
- Poltergeister 80–86, 87, 89, 90, 92, 93, 97, 302, 306, 309; Umtriebe der 80–89, 90, 107, 108, 109; Erklärungsversuche 83–89, 91, 109, 302, 305, 306, 309, 314
- Polyphem, der Zyklop („Odyssee“) 293
- Post-Parish, Ethel 122
- Präkognition 22, 74, 107, 314, 316, 317
- Pratt, J. G. 84
- Prest, Thomas 279, 280, 281
- Priapus 201
- Price, Harry 87, 91, 92, 93
- Primitive, Definition, *siehe* Naturvölker
- Primitive Glaubensvorstellungen vom Übernatürlichen 24–48
- Psychiatrie 22, 187
- Psychische Forschung 17, 22, 23, 70, 71, 74, 75, 77, 83, 84, 85, 86, 87, 93, 102, 114, 121, 124, 129, 130, 135, 159, 167, 187, 300, 314, 322, 337; hinsichtlich Geistern 66, 67, 71, 74, 78, 79, 84–87, 88, 89, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 103, 288, 300, 305, 322; Organisationen für 300–322
- Psychokinese (PK) 85, 86, 87, 93, 112, 113, 132, 312, 314, 317
- Psychon 71
- Psycho-physical Research Unit 314
- Pti-cay-yo (Wudugläubige) 250
- Puebloindianer (Neumexiko) 31, 33, 45
- Puschkin, Alexander 14
- Puy-de-Dôme 202
- Pythagoreismus 60, 149
- Radagötter (Wudu) *siehe* Loa
- Ramses III., König von Ägypten 50
- Randolph, Vance 294
- Rationalismus 16, 21, 55, 57, 105
- Rawcliffe, D. H. 71
- Rhasis 58
- Rê, ägyptischer Sonnengott 52
- Reinkarnation (Wiederverkörperung) 320, 321, 330
- Religious Research Foundation 128
- Renaissance 13, 60, 62, 159, 183, 187, 202
- Rettungszirkel 102
- Rhine, Dr. J. B. 12, 74, 75, 85, 86, 129, 305, 308, 314
- Richet, Charles 300, 303, 307, 315
- Riesen 293, 294
- Riesenechsen 294, 297, 298
- Rituale Romanum 90
- Rivail, H. O., *siehe* Kardec, Allan
- Robbins, Rossell Hope 198, 202, 207, 213, 214, 278, 288
- Rohan, Louis de 163
- Rohr, Philip 281
- Rolang, Leiche 291
- Rollo, Ahmed 200
- Rom, Glaubensvorstellungen des alten 27, 36, 57, 58, 59, 60, 213
- Romantik 13
- Rosenkreuzer 322
- Rosher, Grace 120, 121
- Roy, William 123, 124
- Rule, Gilbert, Prof., 69
- Rutengänger 305
- Ryżl, Milan 129
- Sabazios, thrakischer Gott 197
- Sadismus 218, 276, 277, 279, 287
- Sagas, altnordische 224, 276, 293, 297
- Salem (Massachusetts, USA) 219, 220, 226
- Salomon, (König von Judäa) 144, 156
- Samuel 55, 102
- Sandgemälde 44, 45
- San Domingo 232, 233, 236
- Sasquatch, legendäre Kreatur 293
- Satan und Satanismus 12, 13, 63, 148, 157, 168, 170, 174, 175, 176, 177, 178, 180, 182, 197, 201, 202, 203, 205, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 216, 221, 225, 229, 266, 268, 269, 271, 273, 287, 300, 330; und Hexenwesen 168–206; und Schwarze Messe 207–212
- Saturnalien 206
- Satyrn 293
- Saul, König von Israel 55, 102
- Schamanen 34, 35, 89, 141, 166, 170; *siehe auch* Zauberdoktoren
- Schandkuß (Osculum infame) 199, 205, 213
- Schatten- und Bildzauber 157
- Schauerliteratur und -filme 13, 14, 15, 16, 64, 235, 279, 282, 283, 285, 289, 290, 291, 292, 294
- Scheinséance 123
- Schiaparelli, Prof. 111
- Schiller, F. C. S. 303
- Schiller, Friedrich 13
- Schintoismus 27, 103
- Schizophrenie 22, 167, 187; *siehe auch* Persönlichkeitsspaltung
- Schneemensch *siehe* Yeti
- Schneider, Rudi 91
- Schreiben, automatisches 110, 118, 119, 120, 121, 130, 131
- Schrenck-Notzing, Freiherr Dr. 303
- Schwarze Magie *siehe* Magie
- Schwarze Messe 163, 201, 205, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 229, 300
- „Schwarzer Papst“ 330
- Science Fiction 14, 15, 16
- Seabrook, W. B. 209, 210, 230, 290
- Séancen 91, 100, 102, 103, 108, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 121, 122, 123, 127, 310, 311, 318
- Seejungfer 296, 297
- Seekühe 296
- Seeschlangen 298, 302
- Seignolle, Claude 150, 270
- Sekten *siehe* Kulte
- Seligman, Kurt 132, 139
- Sephiroth, die zehn (der Glyphe) 140, 160
- Sethos I., König von Ägypten 49
- Sexualität 20, 285, 288
- Shakespeare, William 13, 142, 168, 170
- Shankara 320
- Shelley, Mary 14, 279, 288, 289, 290, 291
- Shirley, Ralph 59
- Sidgwick, Prof., Henry 129, 302, 303, 304
- Simbi, Wudugötter 240, 241, 246
- Siouxindianer 26
- Sirenen 296, 297
- Sitwell, Sacheverell 87
- Skarabäus 47, 48, 49
- Smith, Mrs. Francis Webb 236
- Snawfus, Ungeheuer 294
- Soal, Dr., S. G. 12, 79
- Society of Parapsychology *siehe* Gesellschaft für Parapsychologie
- Society for Psychical Research (S. P. R.) *siehe* Gesellschaft für Psychische Forschung
- Sodomie 180, 206
- Sogbo, Wudugott 246
- Sohar, das Buch (Kabbala) 145
- Sommerland 102
- Spiritismus 63, 71, 81, 100–131, 300, 302, 308, 314, 315, 321, 337; Glaubensvorstellungen 102, 103, 111, 119, 318; Geschichte des 105, 107–111; Betätigungsfeld des 112–117, 121, 318; Theorien des 129, 130, 310, 311, 318; und Religion 130, 131, 318
- Spiritualismus 110; *siehe auch* Spiritismus
- Spiritualists' Association of Great Britain 103, 318
- Spiritualists' National Union 318
- Spriggans, kornische Riesengeister 294
- Spuk *siehe* Erscheinungen und Geister
- Sri Ramakrishna 320, 323
- Stechprobe 216, 218
- St. Germain, Meister 331
- Stein der Weisen 159, 165
- Steiner, Rudolf 322, 326
- „Stern im Osten“, Orden 322
- Stevenson, Robert Louis 279
- Stiftung für Parapsychologie, amerikanische 111, 307, 308
- Stimme, direkte 124
- St. John, Spencer 230, 235
- Stoker, Bram 14, 279, 283, 284, 285
- Stonehenge (bei Salisbury, England) 224
- Stubb, Peter 271, 272, 273, 274
- Sudre, René 110, 111
- Sufis 159
- Sukkubus 178, 180, 273
- Summers, Montague 197, 209, 270, 278
- Swami Vivekananda 320, 323
- Swastika (Hakenkreuz oder Sonnenrad) 152
- Swedenborg, Emanuel 105, 107
- Tabori, Paul 11
- Tabu 29, 34, 35, 145, 271, 288
- Tacitus 58, 59
- Takuma (Amazonasbecken) 33
- Talismane 17, 24, 42, 143, 144, 156
- Tarantismus 184, 185
- Tarockkarten 158
- Teiresias („Odyssee“) 54
- Telekinese *siehe* Psychokinese (PK)
- Telepathie 12, 18, 19, 59, 74, 75, 77, 78, 79, 129, 130, 300, 302, 303, 319, 336; *siehe auch* außersinnliche Wahrnehmung (ASW)
- Templerorden 205, 213
- Tenhaeff, Prof., W.H.C. 311
- Tensing, Sherpa 293
- Tertullian, Kaiser von Rom 102, 103
- Tetej, König von Ägypten 51
- Tetragrammaton 148, 149
- Teufel 63, 221 Teufelsverehrung *siehe* Satanismus und Hexen
- Teufelsfallen 144
- Teufelsmal 178, 179, 195, 198, 216, 217, 218
- Teufelspakt 175, 177, 216, 219, 266, 271, 285
- Tezcatlipoca (mexikanische Gottheit) 267
- Thaumaturg 141
- Theodore, Erzbischof von Canterbury 176
- Theodosius, Gesetze des 176
- Theosophie 63, 140, 315, 321, 324, 325
- Theurg 141
- Thor (Gottheit der Germanen) 293
- Thouless, R. H. 86
- Thurston, Pater S. J. 90
- Tiberius, Kaiser von Rom 58
- Ti-bon-ange (Wudu) 243
- Tiefenpsychologie 22, 138, 167, 187
- T'ien Lung, Drache 297
- Temple of the More Abundant Way of Life, Sekte 328
- Tierkreiszeichen 148, 154, 155, 156
- Tiki (polynesischer Fruchtbarkeitsgott) 331
- Tischner, Prof., Rudolf 311
- Titanen 293
- Tizané, E. 91
- Tontons macoute 259
- Toradscha (Celebes) 29
- Totem 28, 31, 276
- „Totenbuch“, ägypt. 52, 145
- Totenkult 29, 30, 31, 44, 52, 53
- Thot, ägyptischer Gott 51
- Träume 72, 138
- Trancemedien *siehe* Medien und Mediumschaft
- Transmutation 162
- Trauma 121
- Traumdeutung *siehe* Onetromantie
- Très Haut Lunaire, Sekte 330
- Trolle 294

Truffaut, François 15
 Tyrrell, G. N. M. 67, 70, 75, 77, 78

Übernatürliche, das, definiert 11-16, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 26, 54, 55, 57, 60, 63, 64, 131, 134, 141, 284, 302, 318, 322, 337

Ulrich, der hl. 259
 Umutinaindianer 31
 Unbewußtes, kollektives 20, 21, 22, 23, 72, 77, 158, 167, 276, 277, 293; *siehe auch* Jung
 Unglaube 16
 Unterbewußtsein 21, 22, 72, 74, 298, 336
 Upanischaden 320
 Uschebtis 49
 Utopischer Roman 14, 64,

Valiente, Doreen 225
 Vampire 13, 15, 266, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290
 Vampir-Fledermäuse 286
 Vampireprobe 286
 Vedanta *siehe* Wedanta
 Veden *siehe* Weden
 Verneuil, Marianne 143, 144
 Verwandlungen 192, 193, 194, 264, 266, 267-268, 269, 270, 271, 275, 278, 284
 Vespasian, Kaiser von Rom 59
 Vèvè (Wudu) 251, 257
 Visionen 72, 103, 117
 Volckman, Mr. 127
 Vodù-no 238
 Vorschau, zeitliche *siehe* Präkognition

Waldenser 201, 205, 213
 Waldorfschulen 322
 Wale 296, 297
 Wahrsagung *siehe* Divination
 Walpole, Horace 13
 Walpurgisnacht 199
 Walter, Gustave 34
 Walvost, Henri de 209
 Wasiljew, L. L. 311
 Wasserprobe (der Hexen) 215, 217
 Webber, Jack 116, 117
 Webster, Hutton 30
 Wedanta 320, 321, 323
 Weden 320
 Wells, H. G. 15
 Weissagung *siehe* Divination und Präkognition
 Weiße Magie *siehe* Magie
 Weiße Hexen 12, 168, 171, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 233
 Weltbrunnen, Sekte 327, 328, 329
 Wengwa, Leiche 291
 Werewolf (englischer Werwolf) 264

Werwölfe 13, 192, 255, 264, 265, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 286, 292

West, Dr., D. J. 111, 123
 West, William 168
 Wetterzauber 39, 214, 217
 Whale, J. S. 221
 Wieland, Christoph 13
 Williams, J. Paul 320 ..
 Wilson, Monique 228, 229
 Wisdom, Johnny 331
 Wolsey, William Franklyn 327
 Worth, Patience 118, 130
 Wudu (auf Haiti) 12, 230-263, 337; Zeremonien 230, 234, 235, 236, 237, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 249, 250-252, 254, 255, 257, 262, 290; Gottheiten 231, 236, 240, 241, 242, 243, 244, 246, 247, 248, 249, 254, 255, 259, 261, 263; *siehe auch* Loa; in Brasilien 236, 262, 263; in den USA 190, 236, 237, 239; Magie 252, 253, 255-259; und Christentum 251, 259, 261, 262
 Wunscherfüllung 19
 Wünschelrute s. Rutengänger
 Würfeltests 87, 214

Yeti, der Schneemensch 291, 292, 293
 Yoruba, das „Königreich“ 238, 239

Zaka, Wudugott 237, 246
 Zauber durch Pflanzen und Kräuter 142, 143, 146, 147, 149, 150, 156, 170, 190, 221, 268, 270; durch Metalle und Edelsteine 142, 143, 159; des Wortes und der Zahlen 145, 149, 150; *siehe auch* Magie
 Zauberer 13, 24, 34, 38, 39, 43, 62, 134, 141, 150, 151, 157, 162, 170, 171, 175, 192, 212, 214, 220, 225, 229, 255, 278, 290, 291, 292, 297; Requisiten der 157
 Zauberbücher 150, 156
 Zauberdoktoren 39, 43, 45, 63, 165, 249, 337; *siehe auch* Schamanen
 Zaubermittel 20, 24, 30, 35, 39, 57, 63, 142, 154, 155, 156, 160, 168, 191, 221, 225, 226, 227; *siehe auch* Magie
 Zaubersprüche 20, 35, 39, 43, 47, 51, 52, 54, 62, 124, 132, 134, 135, 138, 145, 149, 150, 156, 167, 190, 225, 226, 270 *siehe auch* Magie
 Zeus, griechischer Gott 275
 Zobop, Geheimbund (Wudu) 258
 Zombis 255, 257, 258, 288, 289, 290
 Zukunftsschau *siehe* Präkognition, Divination und Hellsehen
 Zulu 26, 27, 29, 35
 Zyklopen 293
 Zwerge 294

Bildquellen

Schlüssel zu den Bildpositionen:

(O) oben
 (M) Mitte
 (U) unten
 und Kombinationen z. B.
 (OL) oben links
 (UR) unten rechts usw.

Fotografien des British Museum mit freundlicher Genehmigung der Museumsverwaltung.

25	Fotografie Lino Pellegrini	65	(OL) aus <i>Theatrum chemicum Britannicum</i> von Elias Ashmole, London 1652
28	(O) Fotografie Axel Poignant (U) Fotografie Harald Schultz	68-69	(OR) aus <i>Chymica: Basilica philosophica</i> von Mylius, Frankfurt 1620
29-31	Fotografien Harald Schultz	59	aus <i>Chymica: Basilica philosophica</i> von Mylius, Frankfurt 1620
32	(O) Fotografie Lino Pellegrini (U) mit freundlicher Genehmigung des Victoria & Albert Museum, British Crown, Copyright:	60	mit freundlicher Genehmigung des Science Museum, London: Fotografie Geoffrey Drury
33	Fotografie John Freeman	61	(O) mit freundlicher Genehmigung des Science Museum, London: Fotografie Mike Busselle (U) aus <i>Harmonia Macrocosmia</i> von Andreas Cellerius, 1660
34	Fotografie Harald Schultz Fotografie Hoch-Kommissariat für Neuseeland	72	Fotografie Mike Busselle
35	Fotografien Axel Poignant	73	(O) Fotografien Studio Briggs (U) Fotografie Mike Busselle
36-37	Fotografien Mike Busselle	76	Fotografien Studio Briggs
38	Fotografie Axel Poignant	77	Illustration Studio Briggs
39	(UL) Copyright Daily Mail, London (UR) Paul Popper Ltd.	79	(O) Illustration Studio Briggs
40-41	Fotografien Michael Holford	84-85	Fotografien Geoffrey Drury
42	British Museum: Illustration Studio Briggs	86-87	Midland Bank Executor and Trustee Co. Ltd.
43	mit freundlicher Genehmigung des Australischen Museums Sydney	88	(O) Fotografie Studio Briggs (U) Fotografie Chris Ridley
44-45	Fotografien Josef Muench, Santa Barbara	89	(OL) Paul Popper Ltd. (OR) Fotografie Mike Busselle
46	British Museum	94-95	Fotografien Mike Busselle
48-49	British Museum: Fotografien John Freeman	96-97	The Straits Times (Malaya) Ltd.
50	Ägyptisches Museum, Kairo	98-99	Fotografien Studio Briggs
51	(OL) British Museum (OR) British Museum: Fotografie John Freeman (UR) British Museum	101	Fotografien Studio Briggs
52	(UL) British Museum: Fotografie John Freeman (UR) British Museum	104-105	Fotografien Mike Busselle (O) Black Star (U) Pix, New York
53	(O) British Museum (U) British Museum: Fotografie John Freeman	106	Pix, New York
56	(UL) Louvre, Paris (UR) British Museum: Fotografie John Freeman	107	Fotografien Psychic News
57	British Museum: Fotografie John Freeman	108-109	Fotografien Psychic News
		112-115	Fotografien Geoffrey Drury
		116-117	Fotografien Psychic News
		118-119	Fotografien Geoffrey Drury
		120-121	Fotografien Chris Ridley, mit freundlicher Genehmigung von Miss Grace Rosher
		122	Fotografien Psychic News
		124	Radio Times Hulton Picture Library
		125	(O) Conzett & Huber: Fotografie Emil Schultess (U) Fotografie Studio Briggs
		126-127	Fotografien Studio Briggs
		128	Fotografien Chris Ridley
		129	Fotografie Studio Briggs
		133	Fotografie Mike Busselle
		134	Fotografie Axel Poignant mit freundlicher Genehmigung des Netherne Hospital, Coulsdon, Surrey
		135	

- 136 Three Lions, Inc.
137 (O) Fotografie Geoffrey Drury
(U) Fotografie Michael Holford
142-143 Fotografien Geoffrey Drury
146-147 Fotografien Geoffrey Drury
148 (O) aus *Magica de Spectris* von H. Gross, Leiden, 1656
(U) Illustration Studio Briggs
150-151 Fotografien Geoffrey Drury
152 Illustration Studio Briggs
153 (U) Illustration Studio Briggs
154-155 Fotografien Mike Busselle
160 (O) aus *Porta Lucius* von Paulus Ricius, Augsburg, 1516
(U) aus *Encyclopaedia Judaica*, Verlag Eschkol A.G., Berlin, 1934: Illustration Studio Briggs
164 (O) Porträt von Tommaso de Modena, 14. Jahrhundert
(U) aus *Astronomica et Astrologica opuscula*, Köln, 1567
(UL) Gravur aus dem 16. Jahrhundert
165 (UR) aus *Histoire de la Magie* von Paul Christian, Paris, 1870
169 Arnaldo Mondadori Editore, Mailand
172-173 Fotografien Mike Busselle
174 (O) aus *Der Ritter von Turn*, Augsburg, 1498
(U) aus *Das Buch Belial* von Jacobus de Teramo, Augsburg, 1473
175 aus *Historia de gentibus septentrionalibus* von Olaus Magnus, Rom, 1555
178-179 Fotografien Mike Busselle
180 aus *Histoires prodigieuses tirées de divers auteurs* von Pierre Boaistuau, Paris, 1575
181 Prado, Madrid
182-183 Studium Publishing Services, Rom
184-185 Casa Editrice, Il Saggiatore, Mailand:
Fotografien Franco Pinna
188 (O) aus *Dialogues touchants le pouvoir des sorcières et la punition qu'elles méritent* von Thomas Erastus, Genf, 1579
(U) Fotografien Mike Busselle
189 Fotografie Mike Busselle
190 Lynn News
191 (O) Lynn News
(U) Hexenmuseum, Bourton-on-the-Water:
Fotografie Mike Busselle
192-193 Fotografien Chris Ridley
196-197 Fotografien Mike Busselle
198-199 aus *Compendium Maleficarum* von Guazzo, Mailand, 1626
200 (O) Hexenmuseum, Bourton-on-the-Water:
Fotografie Mike Busselle
(U) Mirrorpic
201 Mirrorpic
204 (O) Fotografie Mike Busselle
(U) British Museum: Fotografie John Freeman
205 British Museum: Fotografie John Freeman
208 (O) aus *Le Vampire*, Éditions Jean-Jaques Pauvert, Paris, 1962
(U) Keystone
209 aus *Satanisme et la Magie* von Jules Bois, Paris, 1903
210-211 aus *News of the World*
214 (OL) British Museum: Fotografie John Freeman
(OR) aus *Enchiridion* von Joost Damhouder, Louvain, 1554
215 (O) Mansell Sammlung
(U) Radio Times Hulton Picture Library
216 (O) Staatsbibliothek, Bamberg
(U) Nationalbibliothek, Paris
Illustration Studio Briggs
217 Fotografien Mike Busselle
222-223 Fotografien Mike Busselle
226-227 Fotografien Mike Busselle
228 (OL) London Express News & Features
(OR) Mirrorpic
(U) United Press International
229 Mirrorpic
231 Fotografie Studio Briggs
232 (O) Radio Times Hulton Picture Library
(U) British Museum: Fotografie Studio Briggs
233 (O) Radio Times Hulton Picture Library
(U) Alfred Métraux, *Haiti - la Terre, les Hommes et les Dieux*, Éditions de la Baconnière, Neuchâtel, 1957
234-237 Fotografien Caroline Legerman
238-239 Eve Arnold, Magnum
240-241 Fotografien Caroline Legerman
242-243 Pictorial Press
244-245 Fotografien Caroline Legerman
248 aus *Les Zombis* von C.H. Dewisme, Éditions Bernard Grasset S. A., Paris, 1957
249 Alfred Métraux, *Haiti - la Terre, les Hommes et les Dieux*, Éditions de la Baconnière, Neuchâtel, 1957
252-253 Fotografien Mike Busselle
254-255 Fotografien Caroline Legerman
260-261 Fotografien Caroline Legerman
262 Camera Press
263 Fotografien Harald Schultz
265 Fotografien Mike Busselle
267 (O) aus *London Magazine*, 1765
(U) British Museum
268-269 Fotografien Mike Busselle
272-273 aus *The Life and Death of Peter Stump*, London, 1590
274 Gravur von Lucas Cranach d. Ä.
275 aus *Die Emeis* von Dr. Johannes Geiler von Keisersperg, Straßburg, 1517
276 Radio Times Hulton Picture Library
277 Camera Press
280 aus *Varney the Vampire* von Thomas Prest, London, 1847
281 aus *De Masticatione Mortuorum* von Philip Rohr, Leipzig, 1679
282-283 Filmsequenzen aus *Dracula*, Direktion Terence Fisher, England, 1958
288 (OL) aus dem Film *I walked with a Zombi*, Direktion Jacques Tourneur, USA, 1943
(OR) aus dem Film *House of Dracula*, Direktion Erle S. Kenton, USA, 1945
289 Fotografie Mike Busselle
292 (O) Associated Press
(UL und UR) Copyright The Mount Everest Foundation
Fotografie David Attenborough
294 (O) Steindruck, Han-Zeit, British Museum
295 (U) British Museum
296 British Museum: Fotografien John Freeman
297 Royal Geographical Society: Fotografien John Freeman
298 aus dem Film *Creature from the Black Lagoon*, Direktion Jack Arnold, USA, 1954
299 (O) Jane Burton (Photo Researchers)
(U) Illustration Planet News
301 Fotografie Studio Briggs
304 mit freundlicher Genehmigung der S. P. R., London
306 Fotografien Mike Busselle
309 Fotografien A. D. Cornell
310-311 mit freundlicher Genehmigung von A. D. Cornell
312 Fotografien Studio Briggs
313 (OL und OR) Fotografien Studio Briggs
(U) mit freundlicher Genehmigung von A. D. Cornell
316-317 mit freundlicher Genehmigung von Dr. J. B. Rhine, Duke-Universität, Durham, USA
324 mit freundlicher Genehmigung der englischen Theosophical Society
326 Paul Popper Ltd.
327 Black Star
328 (O) Eve Arnold, Magnum
(U) Pictorial Press
329 (O) Pictorial Press
(U) Eve Arnold, Magnum
332-333 Eve Arnold, Magnum
334 Aetherius Society, London

Textbeiträge

Wir danken für die Erlaubnis, Auszüge aus den nachfolgenden Werken zu übertragen bzw. nachzudrucken:

Psychoanalyse und Telepathie von Sigmund Freud, Copyright Imago Publishing Co. Ltd., London, erschienen bei S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. M.

Das Unheimliche von Sigmund Freud, Copyright Imago Publishing Co. Ltd., London, erschienen bei S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a. M.

The Present Situation von Dr. R. D. Laing, Protokoll über die Plenarsitzung des Internationalen Kongresses für Psychotherapie, Praxis und Theorie

Collected Ghost Stories von M. R. James, erschienen bei Edward Arnold (Publishers) Ltd.

Broschüren der Psychic Press Ltd., London
Psychical Research Today von D. J. West, erschienen bei Gerald Duckworth & Co. Ltd.

The Dictionary of Modern Spiritualism von Norman Blunsdon, erschienen bei Arco Publications

Practical Mediumship von Muriel Hillier

Treatise on Parapsychology von René Sudre, erschienen bei George Allen & Unwin Ltd., in den USA unter dem Titel *Para-Psychology* bei Citadel Press, französische Ausgabe bei Éditions Payot

Adventures of the Mind von Arturo Castiglioni, erschienen bei Sampson Low, Marston & Co. Ltd.

Le Dictionnaire Pratique des Sciences Occultes von Marianne Verneuil, Collection La Lanterne d'Hermès

The Dawn of Magic von Jacques Bergier

und Louis Pauwels, erschienen bei Anthony Gibbs & Phillips Ltd.; französische Originalausgabe erschienen unter dem Titel *Le Matin des Magiciens*; deutsch *Aufbruch ins dritte Jahrtausend* bei Alfred Scherz Verlag, Bern und Stuttgart

Ritual Magic von E. M. Butler, erschienen bei Cambridge University Press

Symbols of Transformation von Carl G. Jung, erschienen bei Routledge & Kegan Paul Ltd., nachgedruckt in den USA mit Genehmigung der Bollingen Foundation; deutsche Originalausgabe *Symbole der Wandlung*, erschienen bei Rascher & Cie. AG, Zürich

A Survey of the Occult von Julian Franklyn, erschienen bei Arthur Barker Ltd.

The Divine Horsemen von Maya Deren, erschienen bei Thames & Hudson, London

Voodoo in Haiti von Alfred Métraux, erstmals erschienen 1959 bei André Deutsch Ltd., Copyright Alfred Métraux; französische Ausgabe: *Le Voodoo Haïtien*, Copyright Éditions Gallimard; in den USA erschienen bei Oxford University Press, New York

Dracula von Bram Stoker, erschienen bei Rider & Co.

Parapsychologie, die Wissenschaft von den „okkulten“ Erscheinungen, Methodik und Theorie von Hans Driesch, erschienen bei Rascher & Cie. AG, Zürich

Thirty Years of Psychical Research von Charles Richet, erschienen bei William Collins, Sons & Co. Ltd.

und des dämonologischen Schrifttums berichtet von orgiastischen Sabbatfesten, vom Hexenflug und Hexenende auf dem blutigen Schauplatz der Hexenverfolgung. Sie begegnen Satanisten bei ihren Schwarzen Messen, aber auch den weißen Hexen, die sich heutzutage in Vorstadt-salons und wohlbestallten Landhäusern treffen. Sie nehmen an den Séancen und Geisterkundgaben spiritistischer Medien teil und wohnen den in Trance und Besessenheit umschlagenden Kultzeremonien des Wudu auf Haiti bei.

Gab es sie nun aber oder gibt es sie – alle die bösen Dämonen, die Geister und Poltergeister, den Spuk, die legendären Werwölfe und Vampire oder Yeti, den Schneemenschen?

Douglas Hill und Pat Williams zeigen Ihnen nicht nur, was geglaubt wurde oder heute noch geglaubt wird. Sie konfrontieren Sie – wo immer möglich – mit der Beweiskraft wissenschaftlicher Erklärungen und breiten eine Überfülle erläuternden Bildmaterials vor Ihnen aus. Fasziniert begleiten Sie die Autoren auf ihren atemberaubenden Abstechern in die Tiefenwelt der modernen Psychologie und Parapsychologie. Neue Fragen werden gestellt und beantwortet. Gibt es Telepathie? Gelten Hellsehen und zeitliche Vorschau als erwiesen?

Mit ihrer meisterhaften Spannungstechnik gestalten die Verfasser ihre wissenschaftlichen Exkursionen zum spannenden Abenteuer. Sie schildern die exakten Methoden, die von den modernen Forschern bei der Untersuchung paranormaler Phänomene angewendet werden, und berichten ausführlich über berühmte Fälle, wie z. B. die Überprüfung des Spuks im Pfarrhaus von Borley, des „großen Rätsels von Amherst“ oder der Merkwürdigkeiten von Seaford.

Das vorliegende Werk ist die erste allgemeinverständliche Gesamtdarstellung des Übernatürlichen. Die reichhaltige Dokumentation des fesselnden Stoffs durch 405 Abbildungen im laufenden Text – davon 160 zum Teil ganzseitige Farbbilder – und die luxuriöse Ausstattung des Buches verleihen diesem einzigartigen Standardwerk in jeder Hinsicht bleibenden Wert.



RAMON F. KELLER VERLAG · GENÈVE

